

Heinrich von Stein

Gesammelte Dichtungen

Dritter Band

Dramatische Bilder und Erzählungen

Herausgegeben von Friedrich Poske

Im Insel-Verlag zu Leipzig

I

Die Heiligen

Die beiden Einsiedler. – Die heilige Elisabeth. – Tauler und der Waldenser

„Alle unsere Wünsche und heißen Triebe, die in Wahrheit uns in die Zukunft hinübertragen, suchen wir aus den Bildern der Vergangenheit zu sinnlicher Erkenntnis zu gestalten, um so für sie die Form zu finden, die ihnen die moderne Gegenwart nicht verschaffen kann."

Richard Wagner.

Die beiden Einsiedler

In einer Höhle, in tiefster Finsternis, wird man, an den Wänden von Vorsprung zu Vorsprung tastend, den Antonius gewahr. Wir gewöhnen uns an den Anblick, und so wird es allmählich lichter: deutlicher erblicken wir sein härenes Gewand, seine Mienen, Bart und Haar; er ist ein rüstiger Greis, etwa ein Sechziger, von kräftiger Gestalt. — Er selbst scheint allmählich eines Umblickes in dem finsteren Raume fähig zu werden. Der Boden ist zerklüftet wie in einem Steinbruch, so daß jedes Sichfortbewegen Mühe macht. Antonius hält inne und spricht für sich:

Antonius

War es nun das? Ward ich hierhergewiesen um eines urverborgenen Sitzes meiner Andacht willen? Sieh doch, auf diesem Vorsprung hier errichte ich mein Kreuz, denn hier ist Raum zum Knieen, da zum Niederliegen.

Indem er den Raum ausmißt, betastet er abermals die Felswand. An der Stelle, wo er das Kreuz errichten wollte, bewegt sich der Stein.

Antonius

Wie das? Die starre Wand entweicht?

Der Stein dreht sich um eine verborgene Angel. Helles Licht dringt durch die Öffnung in die Höhle, so daß Antonius für einen Augenblick geblendet wird und die Augen mit der Hand verbirgt. Als er sie wieder zu öffnen vermag, bietet sich ihm folgender Anblick: Rings umschließen ungeheure steil aufragende Felswände einen nach oben offenen Raum. In der Mitte dieses Raumes ragt eine Palme; darüber erblickt man den tiefblauen Himmel. An der einen Felswand,

dem Orte des Eintrittes des Antonius gegenüberliegend, sieht man einen Greis in totenähnlicher Ruhe ausgestreckt. Sein Gewand sind Palmblätter, aneinandergeheftet und mit dem Bast eines Palmblattes um die Hüfte gegürtet. Haar und Bart sind überlang und umfließen ihn in glänzendstem Weiß. Sein Lager ist ein mäßig geneigtes Felsstück, von Rasen überdeckt. Man hört, doch nur sehr leise und bei völligem Schweigen, wie es jetzt herrscht, das Rauschen einer in den Felsen verborgenen Quelle.

Paulus der Einsiedler — denn er ist es — liegt mit weit offenen Augen, völlig regungslos. Antonius verharrt in der Öffnung, in halb knieender Stellung, ebenfalls regungslos gebannt. — Da bewegen sich nach einer Weile des Paulus Augen und lenken sich, doch so, daß der übrige Körper gänzlich in Ruhe bleibt, dem Eingetretenen zu. Kaum aber hat der Einsiedler den Eindringling mit seinem Blick erreicht, als er ihn auch schon sehr schnell wieder abkehrt; ohne Schrekken, wie man etwa vor einer plötzlichen Blendung den Blick zu wahren sucht. Er schließt eine Weile die Augen, wie um ihnen Zeit zu gönnen sich auszuruhen. Dieser Vorgang wiederholt sich mehrere Male, doch so, daß des Paulus Blick allmählich länger an Antonius haftet. Endlich gibt er ihm, durch ein leichtes Erheben des Hauptes, den Wink, sich zu nähern.

Antonius tritt vollends in den soeben beschriebenen Raum ein, eilt zu dem liegenden Greise und wirft sich vor ihm nieder. Überwältigt von Ehrfurcht sagt er mit tiefer, sehr leiser Stimme:

Antonius

Heiliger Mann!

Vermöchten die Mienen des Paulus Unwillen auszudrücken, so würden wir es fast Unwillen nennen müssen, was jetzt beim ersten Erklingen einer Menschenstimme an diesem Orte des Schweigens wie ein Schatten über seine Züge fliegt. Er scheint eine Antwort zu versuchen. Dann aber erhebt er sich in plötzlicher, nur durchaus nicht

hastiger Regung mit dem Oberkörper von seinem Lager, umhalst den Antonius, preßt Lippe auf Lippe und verharrt in einem langen Kuß. Und dann antwortet er:

Paulus

Mein Bruder!

Antonius

Gott hat mich hergeführt, durch inneren Drang und äußere Zeichen.

Paulus

Gott hat dich wahrlich hergeführt. Du sollst der Zeuge meines Todes sein.

Er richtet sich langsam zu sitzender Stellung auf und fordert Antonius durch einen Wink auf, sich neben ihn zu setzen.

Die Himmelsöffnung überschattet sich für einen Augenblick: es ist ein Rabe, der sich in der Krone der Palme niederläßt.

Paulus

Sieh da, Nahrung!

Der Rabe krächzt und schlägt mit den Flügeln, wie zur Begrüßung des Paulus, der freundlich zu ihm aufblickt. Durch die Erschütterung löst sich eine Dattelfrucht von dem Zweige, auf dem er sitzt, und fällt herab.

Paulus (reicht sie dem Antonius)

Nimm!

Hierauf blickt er wieder mit großer Heiterkeit zu dem Vogel auf und ahmt, die Arme hebend und senkend, dessen Bewegungen und mit täuschender

Ähnlichkeit auch seinen Schrei nach. Hierüber gerät das Tier in die freudigste Erregung, was zur Folge hat, daß noch mehrere Früchte herabfallen. Dann fliegt der Rabe krächzend davon.

Antonius

Schön und wunderbar!

Paulus

Er kennt mich. Er kommt oft.

Antonius

Er bringt dir täglich Nahrung?

Paulus

Nicht täglich. Was sollte ich damit? – Warum ißt du nicht?

Antonius

Ich schäme mich, vor einem Menschen zu essen. Ich habe auch in meiner Einsamkeit nur nachts sehr schnell ein wenig Nahrung zu mir genommen.

Paulus blickt ihn lange mit großer Aufmerksamkeit an, dann sieht er die Frucht an und verzehrt sie schweigend. Antonius folgt seinem Beispiel.

Paulus

Erzähle mir, mein Bruder, denn ich glaube, ich werde dich wohl verstehen, von den Zeiten deiner Einsamkeit.

Paulus spricht jedesmal erst nach einem merklichen Entschlusse. Auf die Erzählungen des Antonius antwortet er, so verständnisvoll er zuhört,

doch stets erst nach einer Pause des Besinnens. Man fühlt, es kostet ihm Mühe, seinen Eindruck in eine Fügung von Worten zusammenzudrängen.

Antonius

Zuerst floh ich als ein junger Mann aus Alexandrien in eine verlassene Hütte nahe bei einem Dorfe. Dann ferner in ein Grabmal, Kröten und Schlangen darin, feuchtwarme Finsternis. Dann, um nie mehr einen Menschen zu sehen, machte ich mich nächtens auf, und wanderte nach Westen in die Wüste. Ich irrte durch das Gebirge. Durch diese Gegend zogen früher wilde Stämme der Nubier, um von da, zur Zeit der eingebrachten Ernte, in das Niltal einzufallen und zu rauben. Ich fand eine Erdumwallung, die dergleichen Räuber sich einstens zu ihrem Schutze aufgeführt. Da errichtete ich mein Kreuz, und verblieb daselbst völlig abgeschieden, zwanzig Jahre.

Paulus

Zwanzig Jahre – du bist jünger als ich – da ich nun wie du noch jung zur Einsamkeit gekommen bin, so bin ich also hier länger als zwanzig Jahre.

Antonius

Man merkt es, wo man freien Himmel sieht, an dem immer anderen Laufe der Sonne, an ihrer regelmäßig sich wandelnden Bahn.

Paulus

Richtig, in der Tat. Es gibt Tage, wo der glühende

Ball der Sonne hier über meinem Haupte erscheint. Das sind die Tage, wo ich dies Lager verlasse, und durch jene Öffnung in die Höhle gehe und mich dem Licht verberge. – Wie oft das geschehen, weiß ich nicht. – Doch fahre fort, du warst noch nicht zu Ende.

Antonius

Ich blieb dort nicht allein. Fremde kamen. Dann ließen sich die Brüder nieder, in Einsiedeleien, rings um meine Wohnung her.

Paulus (in heller Mitfreude)

Gesegneter des Herrn!

Antonius

Nach Jahren aber floh ich abermals noch weiter in die Wüste. Araber wußten einen Nomadenweg. Sie führten mich zu einer Oase, da blieb ich, baute sie an. Ich schnitzte Geräte, und die Araber brachten mir dagegen Brot. – Und wieder nach langer Zeit rief es mich auf, zu wandern und zu suchen, das war vor dreien Tagen, als ich von meinen Palmen nach Norden ging, und nun hierher gelangte.

Paulus

Wandel und Wanderungen, nicht ungleich einer Flucht. Die Hütte, das Grabmal, die Festung, die Oase. Sage mir, warum aber verließest du zu allererst die Stadt und gingst in die abgelegene verlassene Stätte?

Antonius (zögert)

Ich erinnere mich, ein Rhetor kam nach Alexandrien – alles lief ihm zu –, diesmal wird es auch dir gelingen, sagte ich mir, und ich ging zu ihm; nach wenigen Tagen wurde mir aber vor jenen Chrieen, Figuren und Metaphern so überaus bange, ich beschloß einen Gang vor die Stadt zu machen, und kehrte nicht wieder heim. Und doch war gewiß jener Schönredner nicht der eigentliche Grund meiner Flucht –

Paulus

Gewiß nicht. Aber was sie von uns verlangen, was sie aus uns machen wollen, bei jeder Gelegenheit etwas neues nach ihrem Sinn, ist sonderbar. Ich hatte einst als Knabe aus Zorn mit dem Schmiedehammer ein Geräte zerschlagen, da sagten sie: Sieh da, der Junge hat Kraft, er soll ein Schmied werden. – Doch fahre fort. Du erzähltest mir von Wandern und Suchen, du sagtest mir nicht, was du gefunden hast.

Antonius

Ich erfuhr es damals, als die anderen kamen. Man hatte mein Bollwerk ausgefunden und von mir Kunde erhalten, obwohl ich es nie verließ. Nun hörte ich eines Tages Stimmen draußen, Stimmen, die mir riefen, die mir drohten, die mich baten. Da schon merkte ich, daß ich jene Furcht, die mich einst von ihnen allen getrieben hatte, nicht mehr empfand. Den Zugang meiner Festung

hatte ich mit Erde und Strauchwerk wohl verwahrt. So verharrte ich; denn nichts trieb mich, ihnen den Willen zu tun und vor sie zu treten. Da durchbrachen sie den Wall, griffen mich und zogen mich hervor. Wie ward mir, als ich wieder Menschen um mich sah! Nicht Haß, nicht Liebe bewegten mich; aber mit heiliger Freude empfand ich, daß ich diesen viel zu sagen – viel zu lehren hätte. Denn ich bemerkte wohl, daß sie in guter Meinung gekommen waren, wenn sie sich auch unverständig genug gebarten. Ja, in der Tat, sehr stark empfand ich jetzt als Unverstand, als Gaukelei – was diese Leute sprachen und taten, wie sie die Arme warfen, wie sie die Lippen auftaten um mir zuzurufen, einer den anderen anstieß, im wirren Gemurmel einer dem anderen seine Meinung mit verzerrter, eifernder Miene kundtat – siehst du, edelster Vater –

Paulus

Nicht wahr? Müßte es uns nicht sonderbar erscheinen, wenn wir dieses all ihr Tun ernst zu nehmen uns bemühten? Es ist alles wie ein Schatten, der, eine vom Wind gejagte Wolke, mir das Licht der Sonne für einen Augenblick verbirgt.

Antonius

Ich erhob die Stimme und sprach zu ihnen von den Gütern meiner Einsamkeit, und wie es um dies wert sei, Mühen und Plagen und Anfechtungen zu dulden. Und Gott gab den Worten meines Mundes Macht.

Paulus (mit einer Gebärde)

Durchaus wohl strömt es dir von Lippen, Wort immer an Wort.

Antonius

Ich fühlte, Gott hatte es also gewollt, ich sollte ihnen ein Zeichen sein. Denn wie ich sprach und sprach, verlor sich alles Murmeln von ihren Lippen, und aus ihren Augen das Hin- und Wiederblitzen und scheue Blicken. Ruhiger und ruhiger sahen die jüngeren Männer auf mich, und die Greise verbargen ihr Antlitz. Da geschah es, daß sie Gott priesen und meinten, ein Wunder sei geschehen, und als sie wiederkehrten in ihre Stadt, taten sie es kund, und seitdem haben die Leute der Welt nicht aufgehört, zu mir zu senden um Rat und Hilfe, bis hinauf sogar zu den Cäsaren; ich wollte ihnen zuerst nicht antworten, ich weiß nicht, was ich ihnen geschrieben habe.

Paulus

antwortet ihm mit einem sprechenden Blick, er scheint ihm für diese Auffassung zu danken, nachdem er sich eine Weile auf die Bedeutung des Wortes Cäsaren besonnen hat.

Antonius

Einige aber beschlossen bei mir zu bleiben, und ich wies ihnen, da sie es also wollten, Klausnereien an, die eine von der anderen mäßig entfernt, in Klüften und auf Bergesspitzen, je nach der Art seines Sinnes jedem.

Paulus

Mögen sie des Lebens gefunden haben, denn als du sie vorher zuerst sahest, schienen sie nur zu leben.

Antonius (in erhabener Verzückung)

Hörst du es, Satan? Leben ist dieses, das andere aber ist nicht Leben! Hörst du es und bist beschämt? Wie hast du deine Gründe erschöpft, um mir das andere deutlich zu machen, und ich wußte es doch besser, du aber ließest nicht nach, und schufest mir Qual. Erzteufel! Satanas! (Er erhebt, gegen das Leere, die geballte Faust.)

Paulus

(ohne im mindesten in eine ähnliche Erregung zu geraten, immer mit der Ruhe des tiefsten Verständnisses)

Du sprichst mit ihm, als wäre er außer dir und stände vor dir? Siehst du ihn denn?

Antonius

Nicht eben jetzt. Er wagt es nicht. Sonst tausend Male und in tausenderlei Gestalt. (Er spricht in großer Erregung, viel schneller und lebhafter als bisher.) Das war zuerst beim Dorfe, in der Hütte. Da kam er zu mir als ein schwarzer Bube, und lehnte sich wider die Tür, und verspottete mich mit den allerfrechsten Worten, bis ich auf ihn zusprang und ihn schlug —

Paulus lacht glockenhell.

Das hat er mir nicht verziehen, er rächte sich sogleich. Als ich vor den Neugierigen in das dunkle Grabmal flüchtete, wußte ich, daß ich mit ihm kämpfen müßte, aber ich wußte nicht, wie stark er sei. Fühlen sollte ich's. Schläge versetzte er mir eine ganze Nacht, ich kann dir nicht beschreiben, wie unaufhörlich und stark, hier siehst du (auf den Nacken weisend), mit überaus großer Kraft, als ob mir einer das Haupt vom Rumpfe trennen wollte und das Beil wäre stumpf und schnitte nicht ein. Ich fand mich anderen Tages in meiner Hütte wieder. Die Leute aus dem Dorfe hatten mich aufgesucht, waren in das Grabmal gedrungen und hatten mich da wie einen Toten auf dem Boden liegend gefunden. Ich fühlte mich wie vernichtet, ich nahm Nahrung zu mir. Als aber die Nacht kam, packte mich der Zorn, daß ich nicht weichen wollte. Ich entschlüpfte der Hütte und schlich zu dem Grabmal, und verweilte wachend und betend daselbst die ganze Nacht. Da aber, da fand er's aus. Er fand das Mittel, mich zu bedrohen und zu bekämpfen bis auf den heutigen Tag. Wie viele ich gesehen in dieser Nacht, Menschen und Heroen und Halbtiere und Dämonen in unbeschreiblicher Gestalt, ja die ganze Luft der Hütte, jeder Hauch ein auf mich eindringendes Ungeheuer, fliegende Schlangen, Molche mit harter, schuppiger Haut, starr auf mich blickend, und auf mich zuschwebend Vögel mit eisenharten Krallen, die sie mir entgegenstreckten (er stockt vor schaudernder Erregung).

Paulus

Aber sie schlugen dich nicht? Sie taten dir nichts Böses?

Antonius

O, er ist über die Maßen listig und stark. Plötzlich verschwand alles Gebilde der Nacht in einem zauberischen Licht, und ein Weib stand vor mir, Phryne vor ihren Richtern – da gelobte ich mir in meinem Inneren ein Leben ohnegleichen, fern von allen Menschen, in Enthaltsamkeit; und wie ich mir das gelobte, wurde die Seele stark; das Weib verschwand, und ich erkannte Satans List.

Paulus

Hatte der Teufel Kraft, so brauchte er keine Trugbilder.

Antonius (ihn sehr erstaunt anblickend)

Du hast recht. Aber das wäre mir nicht eingefallen, so stark hat er mich stets bedroht. Wer weiß, ob du es sagen würdest, wenn du ihn kenntest wie ich. Dir ist er immer fern geblieben, dich hat er verschont.

Paulus (mit erneutem Entschlusse, feierlich)

Nie dachte ich mehr die Rede eines Menschen zu hören. Nie ahnte ich, daß es einen Menschen gebe, mir so nahe und gleich, wie du bist. Darum, um deiner Seele willen, muß ich mich bestreben, dir mitzuteilen, was ich weiß. Er ist in der Tat stärker, als er sich dir erwiesen hat. Wir haben in der Tat viel Leben not, um seine Macht zu brechen. Wie soll ich es dir sagen?

In den Tagen, da die Sonne mir den Scheitel sengt und ich in die Höhle fliehe, und im Dunkel im Gebet verharre, da ist es mir begegnet, wieder und wiederum — siehst du, das war er — er — der Böse. (Er verwandelt sich völlig in Miene und Gebärde, so daß Antonius ausruft:)

Antonius

Wehe mir! Herr, hilf! Das ist er, leibhaftig, so sah ich ihn nie!

Paulus

(in großer Erschöpfung wieder zu sich kommend)

Vernahmst du ihn? Es klingt wie ein dumpfes Dröhnen. Das ist Satanas.

Antonius (fällt vor ihm nieder)

Dämonischer! Überstarker! Bist du ein Mensch gleich mir? Gönnst du mir noch deine Nähe? (Er küßt seine Hände.)

Paulus (wieder völlig beruhigt)

Siehst du, er vermag nichts; du weißt es nun; sei dessen ewiglich getrost.

Antonius

Wie furchtbar einsam es in diesem Augenblicke war!

Paulus

Ja. In allen meinen Tagen, da ich keinen Menschen sah, fühlte ich doch, daß mich ein Wesen geleitet — Gottes Odem. In jenen Augenblicken fühlte ich mich allein.

Antonius

Die Menschen draußen können sich unsere Einsamkeit nicht anders denken als nur so.

Paulus

Woher weißt du das?

Antonius

Als ich vor wenigen Jahren nach Alexandrien, von der Gemeinde gerufen, hinabstieg, beklagten mich die Freunde um meines starken Duldens willen, zwanzig Jahre allein gewesen zu sein. Sie sehen es anders an als wir. Sie meinten, ich müsse nun unter dem Zudrang der Menge leiden. Ich wehrte ihnen und sagte: es sind hier nicht so viele, als ich Teufel im Gebirge zu bekämpfen habe. Aber sie wissen weder, was es heißt in Gesellschaft, noch was es heißt allein zu sein.

Paulus

Steht Alexandrien wirklich noch? Diese Häuser, Türmen gleich, die Menschen übereinander geschichtet, dieses Betrachten des gegenseitigen Elends. – Sieh einmal – komm hierher – (Er hat sich erhoben und zeigt dem Antonius in der Felswand Einlassungen, von Menschen ausgemeißelt und kunstvoll verschlossen, mehrere übereinander; darinnen Geräte, welches er erklärt:) Falschmünzerwerkzeug. Ich war lange hier, ehe ich es entdeckte. Sie müssen hier einst ein Versteck gehabt haben. Ich denke an Alexandrien, wenn ich diese Spuren be-

trachte. – Wie vermochtest du es, nachdem du dies andere hier kennen gelernt, dorthin zurückzukehren?

Antonius

Es war zu der Zeit der Verfolgung der katholischen Christen durch die Anhänger des Arius.

Paulus

Wer ist das?

Antonius

Ein Sohn des Teufels, ausgesandt, um das Werk Christi und den Frieden der Kirche zu zerstören. Er rühmte sich der rechten Lehre, die doch die vermessenste und trugvollste Irrlehre war. Er nannte sich Christ und verführte viele; der Kaiser kam der gerechten Sache zu Hilfe; dann verfiel er wieder in Irrtum; starke Männer Gottes halfen uns, jener starb, und seine Lehre schwindet wiederum von der Erde.

Paulus

So standen nun Christen wider Christen?

Antonius

In der Tat, solche, die sich Christen nannten, wider Christi wahre Jünger. Ich trat in den Kampf ein, tröstete und stärkte die Unseren .... So schrecklos ich den Gegnern entgegentrat, ward ich doch mit dem Martyrium verschont.

Paulus

Du erfuhrst also, daß du weder im Tode noch im Leben mehr zu jenen gehörst.

Antonius

Wie du, Ehrwürdiger, durchaus mich enträtselst und errätst! Wie oft erfuhr ich das! Wie früh habe ich es erfahren! Ich sah sie nach Gütern geizen und gieren, die mir weniger als nichts erschienen. Ich sah sie ihr Leben richten auf Dinge, die mir schlimmer schienen wie der Tod. So verzagten alle meine Jugendgefährten an mir und ließen mich einer nach dem andern allein. Du strebst nach Ungemessenem, sagte mir ein Freund, als er nach Byzanz ging mit Empfehlungen des Proconsuls an den Konstantin – er selbst glaubte also das Größte eben zu erreichen – du strebst nach Ungemessenem, sagte er, geh in die Wüste, vielleicht ist dir diese groß genug.

Paulus

Ein sinnreicher Einfall. Man könnte versuchen, das Innere des Menschen an jenen Weiten, jenen Tiefen zu messen. Man würde aber finden, daß der Mensch größer ist als die Welt, größer viele Male als jene ihre Welt.

Antonius

Wie sollte es nicht, da die eine und selbe Seele ewig lebt und demnach den Untergang der Erde überdauert. Wie ist es nur zu begreifen, daß irgendeiner, dem diese

Wahrheit aufgegangen, irgendein Christ also, noch einen Augenblick ferner an irgendeinem Ding der Erde Gefallen finde?

Paulus

Du meinst an irgendeinem Ding jener ihrer Welt, einer Ehrenstelle, einem Hause, einem Vermögen –

Antonius

Und dennoch gibt es überviele Christen, die nach dergleichen streben. Wer früher Prätor und Consul werden wollte, will jetzt Bischof werden. Die Macht der Hirten wächst unter den frommen Kaisern täglich; sie einzig schützt das Reich wirklich wider die Barbaren; schon gestehen sich alle, die den Verfall des Reiches beklagen, daß aller Bestand nicht mehr in den Satzungen des Reiches, sondern in den Satzungen der Kirche beruhe.

Paulus

Was ich draußen in der Welt gesehen habe, hat nicht Bestand. Es vergeht, heute oder morgen. Städte und Reiche kommen und gehen, wie eine Saat, die der Wind über das Wasser bringt, und welche dann ein Sturm und Ungewitter vernichtet. Wir bauen hier eine andere, wir bauen Gottes Stadt. Zu Alexandrien verhält sie sich, wie dieses hier (er blickt und weist nach oben, nach der lichten Himmelswölbung) zu den Falschmünzerkästen dort.

Antonius

Falsch, wirr und dumpf ist auch der Gutmeinenden

Treiben dort. Nachdem ich einen Monat dort verweilte, war mir wie einem Fisch, den man auf das Land geworfen; ich sehnte mich nach der Einsamkeit wie der Fisch nach dem Meere. Und da ging ich dann noch tiefer in die Wüste und gelangte zu der Oase, von welcher ich dir berichtete. – Doch sage mir, Vater, berichte auch du, damit ich auch hierin von dir als von meinem Meister belehrt werde, was es war, das einstens von der Welt dich schied, was dich in diese heilige Stille getrieben hat.

Paulus (schnell und entschieden)

Die Unmöglichkeit, es irgendeinem recht zu machen, oder an irgend etwas Gefallen zu finden. Ich trat in die Einsamkeit, wie als träte ich zum ersten Male in freie und frische Luft.

Der Abend bricht an. Purpurne Schatten breiten sich über die Himmelsöffnung. Ein kühler Lufthauch weht herab.

Paulus hat mit unausgesprochener, fühlbar aber sich mitteilender Wonne tief und voll zu atmen begonnen. Sein Antlitz ist überstrahlt; es verklärt sich mehr und mehr.

Paulus

Fühle! Merke! Der Abend naht. Des Tages Fest.

Er breitet die Arme gen Himmel, wie um die göttliche Erscheinung völlig in sich aufzunehmen. Er erhebt sich von seinem Lager. – Ein Vogelschrei ertönt. Er lauscht. Weit in die Lüfte weisend, sagt er leise klangvoll:

Paulus

Hörst du? Der Vogelschrei? Weit – weit – die Welt dankt in ihm Gott für ihren Tag.

Er steht an der Palme hoch aufgerichtet und blickt in Entrückung durch die Blätterkrone des Baumes zum Himmel auf. Plötzlich erbleicht er, ermattet und sinkt. Antonius umfaßt ihn, stützt und trägt ihn zu seinem Lager und bettet ihn darauf.

Paulus liegt wie tot. Langsam kommt er wieder zu sich. – Antonius, der an seinem Lager kniet, bemerkt, wie Tränen über das Gesicht des Paulus rinnen. Paulus selbst wird sich ihrer erst bewußt, als er die ihn liebkosenden Hände des Antonius von Tränen befeuchtet sieht.

Paulus

Tränen – Tränen? – Seit ich ein Kind war, weinte ich nicht. Wie? Ist es der Abschied vom Leben, der mich weinen macht?

Antonius (zweifelvoll erstaunend)

Du weinst, weil du entschläfst? – Du gehst zu Gott.

Paulus

Da war ich stets. – Doch bleibe ich in ihm. – –

Antonius (mit erneuter Sammlung)

Vater, ehrwürdiger heiliger Vater. Zu dir ward ich gesandt, um deines Geistes voll zu werden, da du selber nun entschwindest. Was ich erfahren, deutetest du. Wo ich gezweifelt, erkanntest du. Vollendet erscheint mir in dir, was ich gesehnt und gesucht. Eines noch, Vater, deute es mir, das Schwerste mir zu lösen: denn nimmermehr, so fühle ich, wird fernerhin von irgendeinem Rat. Sage mir – doch wie nenn ich dich?

Paulus

Paulus nannten mich meine Eltern, mag denn der Name von mir auf Erden bleiben.

Antonius

Sage mir, Paulus, denke zurück, da du noch jugendlich und unbekehrt dich von der Welt entrangest, hast du die Sehnsucht, das Verlangen, die Liebe nicht gekannt?

Paulus

Das muß ein Weh, eine Krankheit sein. Die ich als Jüngling kannte, waren davon ergriffen und siechten daran dahin.

Antonius

Es kettet mehr an die Erde, als alles sonst vermag. Es fesselt Mensch an Mensch. Dies hat mir der Versucher tausend Male vorgehalten, so daß ich ihm nicht zu antworten vermochte: ein eitles, irres Tun sei, um der Liebe willen, die Einsamkeit.

Paulus

Aber ist es nicht genug, daß Gott uns lieb hat in der Einsamkeit? Das würd' ich ihm entgegnen. – Nacht nun, Nacht. Bruder, wenn du jetzt nicht bei mir weiltest, wäre diese Stunde mir schwer. – Ist das die Liebe, von der du sprachest, wohl, so ist sie Gottes Werk. Meinen letzten Atem hauche ich in deine Brust. (Sehr leise.) Vernimmst du keinen Atem mehr, so warte hier einen Tag, bis die Sonne abermals gesunken ist. Dann decke meinen Leib mit Palmenblättern und verlasse mich.

Die heilige Elisabeth

I. Die Ehe

1

Der große Festsaal der Wartburg. Man sieht auf langen Tafeln die Zurüstungen zu einem prächtigen Mahle. Der Saal prangt im Schmuck von Teppichen und Blumen.

In dem hallenartigen Gange, welcher an der einen Längswand des Saales sich hinzieht, bemerkt man Landgraf Hermann und Wolfram, beide in festlichen Gewändern. Sie haben sich in einer der tiefen Fensternischen niedergelassen.

Hermann

Es ist alles bereit – das Fest mag beginnen.

Wolfram

Ein Ehe-Fest.

Hermann

Gar sonderlicher Art. – Laß mich es dir vertrauen, mein Freund, Wolfram, du weiser, wohlgemuter Mann, sag an und rate mir: Ist es auch recht, was wir begonnen haben?

Wolfram

Ja, heute sollen die Kinder Hochzeit halten.

Hermann

Auf deinen Rat geschah's, daß ich das Kind von Ungarn mir gewann. Daß es dereinst zur Gattin meines

Sohnes werde, ward es Frau Sophien gesendet und vertraut. Du aber rietest, du dachtest mehr. Noch einmal laß es uns bedenken. Nimm mir die Sorge von der Seele, daß wir es frei dann vollführen mögen. –

Da schau ins Land, auf Wald und Berg und in die fernen Weiten. Wie lugt die Burg so hoch hinaus, so hoch, so himmelsfrei –

Wolfram

Ein Traumgebilde guter Macht, man hat es hier aus festem Stein gefügt.

Hermann

Worauf doch ruht sie, diese feste Burg, worauf ruht unsre Macht? Es ist der Sitte tiefer, edler Grund, daraus wir wuchsen.

Wolfram

Gar wohl. Es ist der Treue edler Grund. Die hat Thüringens milden Grafen zu Deutschlands erstem Fürsten gefürstet und gefeit.

Hermann

Da wir nun recht nach Dichterart uns dies ersonnen, dem Sohne ein seliges Leben zu schaffen –

Wolfram

Nach Dichterart und mit bedachtem Mut. Ja, Fürst, was wäre deine Macht, wenn nicht der Sitte du ein

Beispiel geben dürftest, daraus sie neu sich Seele und Gestalt gewänne. Noch über aller Kraft der Mannen-Treue steht der Minne Macht, die Treue schafft. Die beiden schließen den ganzen Baum der Tugend ein, es ist – wie sag' ich doch – ein einiger Baum, der aus verborgenen Wurzeln des Stammes Kraft, der Früchte Nahrung saugt. Verlöschte je die Liebe, so würde die Treue ein winterlicher Stamm.

Hermann

Du meinst die Gattentreue zu erziehen. Du hast die Kraft der Sitte durch dieses ganze Fest in Dienst genommen für unsrer Kinder Glück. Die klugen Leute klagen nun und sagen, wir haben sie zu einem Kinderspiel gebraucht.

Wolfram

Ist es ein Spiel, so war es gar ein Frevel, daß du das Kind aus Ungarn hergeholt.

Hermann

Weh mir, welch wilder Sinn, welch schlimmes Wort!

Wolfram

Wir wirklichen der Liebe Wesen, Fürst; wir tun, was erst, wenn es getan, verstanden wird. Werde mit allem festlichen Gepränge heute Elisabeth mit Ludwig vermählt. Erwachsend werden ihre Seelen ineinanderblühn. Sind wir dann nicht mehr, wird ein Glück des Lebens walten, das wir im Traume kaum zu denken wagten. – Auf,

Hermann! Weg den unzeitig zagen Sinn! Sei uns ein Fürst des Guten, wie du es mit Will und Wissen begonnen hast. –

Hermann

Wer kennt der Kinder Seelen? Als ich am Morgen heut das Mädchen sah, da zog aus ihren klaren Kinderaugen das zage Bangen in mein Herz. Gott gab die Kinder als der Engel Bild auf Erden. Und diese Ehe ist ein irdisch Tun.

Wolfram

Das Kind hab' Engel-Weise, der Mann sei Gottes Art. Doch Liebe bindet beide und macht aus Kindes-Unschuld der Minne Kraft.

Hermann

Die Kindesseele ist ein Nichts, ein Hauch, ein Falterspiel im bunten Strahl der Sonne. Und sengen wir sie nicht mit fremder Glut, wenn wir sie früh zur Liebe wenden?

Wolfram

Wer will da raten, wer es lenken? Zum leichten Tand ersann ich es wahrlich nicht. Wäre des Menschen Sinn nicht gar ein wildes Land, voll Klüften und Gebirgen, Sturzwässern, Stürmen, voll Tieren und Gewürm, voll Zauberern, bösen Geistern, voll Gefahr – – ja, Hermann, dann haben wir's nicht not. Dann laß die Kinder in der Sonne spielen. Dann hängt sich Ludwigs Sinn in wenig Jahren

flugs an die erste beste Maid, nach Falterweise. Er ist der Fürstensohn, er wird sie haben. Ist er dann mündig, nimmt er sich ein Weib aus Fürstenstamme, hübsch nachbarlich, von Muhm' und Oheim ihm gespendet, die Macht und Mitgift wohl vorgesehen.

Hermann

Ich weiß das wohl, das hab ich wohl bedacht; vor diesem allem, vor unedlem Wesen wollt' ich ihn wahren.

Wolfram

Wie denn? Doch nur, indem du seiner Seele Innigkeit bewahrst. In seines Kindersinnes Seele tief sich fügend gib ihm das Jung-Gemahl; dem ersten Wahn sei sie, die Einzige, verlobt.

Hermann

Doch jene? Elisabeth?

Wolfram

Da sieh! Ist sie das nicht? Das Kind, sieh, ganz allein! Was will sie dort?

Hermann

Entkam sie dem Gemach, entschlüpfte sie?

Sie beobachten durch das Fenster, ungesehen, folgende Szene: Die kleine fünfjährige Elisabeth schlüpft aus dem Haupttor des Palasts, eilt die Treppe hinab und läuft zur Kapellentür. Da preßt sie, auf den Fußspitzen sich erhebend, ihre Lippen auf das eisenbeschlagene Türschloß der

Kapelle und bedeckt es mit eiligen, heißen Küssen. Das alles in einem kurzen Augenblick. Kaum gesehen, ist sie auch schon wieder verschwunden.

Langes Schweigen.

Hermann

Was für ein Kind!

Wolfram

Welch innere Kraft und Glut!

Hermann

Da sahen wir der Minne helle Lohe. Nun hast du recht.

Wolfram

Schon waltet das Geschick. Vom Mutterheim geschieden, ist ihr des Sehnens Macht erwacht. Und dort die Kirche —

Hermann

Heut früh zur Messe hat man sie ihr gezeigt.

Wolfram

Das einzige, was sie im Ungarlande schon gesehen und nun hier wiederfindet — Heimgefühl zieht sie dahin —

Hermann

So wird die Kirche, nicht Ungarn ihre Heimat.

Wolfram

Und Ludwigs Liebe ihr früh gewonnenes und bewahrtes Muttergut.

Hermann

So soll denn Hochzeit sein. Gott füge es zum Guten.

Wolfram

Ich künde es froh und laut: wir feiern der Kinder Ehe. Ich kränze selbst die feierliche Lagerstatt. –

Hermann

(macht eine Gebärde des Erstaunens, dann milde lächelnd)

Wohl, laß das Hochzeitsbette eine Wiege sein.

2

Gemach der Landgräfin Sophie. – (Zehn Jahre später.)

Sophie, Edeldamen, Ritter Varila.

Erste Edelfrau

Was für ein Gewand sie nun zum Empfange anlegen wird, ich weiß es nicht.

Zweite

Durchaus wollte sie sich von niemand helfen lassen.

Dritte

Ihr schönes Kleid von rotem Wollenstoff –

Zweite

Wißt ihr, das, mit Goldbrokat an Ärmel und Kragen wohl ausgeziert, das hat sie vor ein paar Tagen einer Freundin in Eisenach zur Firmung geschenkt.

Sophie

Das hättet ihr mir sagen sollen. Dazu schickt sich das Kleid gar nicht zum Kirchgang des armen Mädchens drunten.

Erste

Die Eltern werden es eben wieder verkauft haben; sie wuchern mit Euren Geschenken, die Ihr dem Kinde gebt.

Dritte

Sie sagte, es steh' ihr übel, als ich sie darum befragte.

Zweite

Sie hat immer eine Antwort bereit, wenn Ihr nicht selbst ihr mit Strenge begegnet.

Varila

Mit Vergunst, Frau, sie antwortete wohl nicht aus Übermut, sondern weil man sie um das, was einmal geschehen war, bedrängte.

Sophie

Ihr wißt, mein Freund, daß ich ihr Freiheit gelassen habe in ihrem Tun, soviel man mag. Es ist unrecht, sagte ich mir stets, ein fremdes Reis zu stutzen, da wir seine Art nicht kennen.

Zweite

Nein, was sie alles treibt! Gestern reizte sie die Mädchen wieder zum Spiel; die zögern und folgen ihr ungern,

Jungfrauen wie sie sind; denn da geht's fast wild her, ein Laufen und Toben –

Barila

Mir Altem lacht das Herz, wenn sie sich auf der Wiese jagen drunten am Berg.

Sophie

Du siehst es zu streng an, Mechthild, das ist ihre Weise so.

Zweite

Auf einmal liegt sie, die Prinzessin Tochter, plattlings auf dem Boden, ohne daß sie etwa jemand gestoßen, sie wirft sich hin – ihr habt es auch gesehn – (Mit unterdrücktem Lachen antworten die Edelfrauen:)

Erste

Wir fragten sie darum, sie sagte, sie messe ihr Grab, das falle ihr so ein unter dem Spiele.

Dritte

Ein Mädchen aber hat sie dabei murmeln hören, sie meint, es sei ein Paternoster gewesen, was sie flugs darniederliegend bete. Wirr und verstört steht sie dann wieder auf.

Sophie (schüttelt den Kopf)

Das wär nun freilich nicht, wie ich wollte, daß sie die Gesandten ihres Vaters empfangen möchte.

Varila

Das gesteh ich Euch gerne, Frau Landgräfin, daß mir um den Empfang, den sie jetzt hält, gar bange ist. Als ich sie damals von ihres Vaters Hofe holte, jammerte mich das Kind, ich hatte des nie Hehl, und über meine Pflicht hinaus gelobte ich mich ihr zum Mann. Da wollt' ich schon oft meine Stimme erheben, fürchte, nun ist es zu spät. Man hat sie nicht gehalten wie eines Königs Kind. Weil sie sich nicht in unsre Weise schickte, hat man sie bald tun lassen, was sie immer wollte. Was Wunder, daß sie sich ihre Gespielen, sofern es nur anging, von der Eisenacher Gassen heraufgeholt. Hätt' ich nur Rat gewußt, wie man des anders warten müsse, ohne sie wiederum zu zwingen und ihr zu schaden, ich hätte schon lange geredet, ehe des Vaters Boten kamen. Es sind edle Männer, mit offnem Auge und freiem Verstand. Sieht ihnen nun das Kind wild und übel aus – was darauf folgt, darf mich ja nicht kümmern, doch greift es mir an das Herz, seht, Landgräfin, und sagte mir einer der Ungarn darüber ein böses Wort, ich wüßt es ihm kaum zu wehren, würd ihm freilich Antwort geben nach deutscher Weise, das glaubt Ihr mir wohl.

Sophie

Ich gebiete Euch, Ritter, laßt Streit und Trotz aus dieser Sache. Ich selbst werde mit den ungarischen Edlen reden, und geht es nach meinem Sinn, so bringen sie in allen Ehren die Jungfrau in ihres Vaters Haus zurück.

Die Frauen

Wie, das sännet Ihr, das wolltet Ihr tun?

Zweite

Ich gönn' es ihr, da hat sie es nun für ihren Trotz.

Sophie

O nicht doch, mißnehmt es nicht, darum bered' ich es zuvor. Den Glimpf, der ihr geschähe, würd' ich strenge ahnden. Und nicht zur Strafe, sondern aus guter Sorge send' ich sie an ihren Hof. – Von Euch, Herr Varila, will ich erfahren und mich versichern lassen, wie es darum steht, was Ihr von Mund zu Mund mit dem König Andreas damals vertragen habt. Soviel mir bewußt, ist es nicht anders vorgesehen, als daß zu seiner Zeit das Verlöbnis, sei es nun erneuert, sei es gelöst werden sollte, und daß sie nur zur Gespielin des Sohnes, obwohl in Hoffnung der Vermählung, uns übergeben war.

Varila

Wie konnte es anders beschlossen werden, Frau. Sie, die Ungarin, sowohl als Euer Sohn, sind frei, wenn sie sich zur Ehe geben wollen; es ward dem Könige nichts andres gelobt und zugesagt. Freilich hätte ihre Mutter sie nicht von sich gelassen, wenn sie sie nicht zur Ehe zu geben meinte.

Sophie

O arme Königin Gertrud! Habt Ihr gehört und ist

es wahr, daß sie bei einem Aufstand im eigenen Lande umgekommen?

Varila

Ich habe mit Bedacht die ungarischen Boten darum befragt. Sie aber wollten es nicht Wort haben, und nannten eine Krankheit, an der sie gestorben, und verschwuren sich, daß in ihrem Lande Ruhe und Friede wäre, und sich niemand eines Unbills gegen die königlichen Personen versehe.

Sophie

Wie Ihr nun mit den Boten sprachet, Varila, schien es Euch, daß sie über jenen Vertrag wohl unterrichtet wären? Glaubt Ihr zur Wahrheit, sie sind nur hergekommen, um ihres Königs Tochter sich anzusehen und wieder heimzureiten.

Varila

So lautet ihr Auftrag. Aus ihren Reden aber entnahm ich mir wohl, daß sie die Jungfrau gerne wiederum mit sich nach Ungarn nähmen, im Guten, wenn es ihr wohl geht, und wenn sie es übel bestellt finden, mit Klage und Zank. Mir scheint, es muß ihres Vaters Wunsch so sein, sie entweder hier als Fürstin zu wissen, oder wieder bei sich zu haben an seinem Hof.

Sophie

Und wie meint Ihr selbst, wie würdet Ihr es halten?

Varila

Ich würde Landgraf Ludwig fragen, an meinem Teile. Mir tät' es ja wohl bitter weh, sie ziehen zu sehen.

Sophie

Elisabeth ist ja mein liebes Kind, ein gutes, frommes Gottesgeschöpf. Wie wollt' ich ihr denn Unehre tun. Wie ließ' ich sie leicht von hinnen gehn. Ich sorge nur um meinen Sohn.

Varila

Und ohne ihn wollt Ihr Euch doch nicht entscheiden, Frau Landgräfin?

Sophie zögert.

Erste Edelfrau (aus dem Fenster schauend)

Er ist zurück, der Landgraf, eben reitet er mit dem Gefolge in den Hof.

Sophie

– Es ist wohl besser so.

Varila

Wahrlich, Frau, das denk' ich auch.

Ludwig tritt ein, im Panzerhemd, vom Ritt bestaubt, ohne Kopfbedeckung.

Ludwig

Ich hab' sie gefangen, die Herren vom Guten Berge, ich hab' es ihnen heimgezahlt.

Sophie

Gott zum Gruße, lieber Sohn, und Heil der frohen Wiederkehr. Komm, setz dich nieder. Dein Atem fliegt, du hast es dir heiß werden lassen. Komm, setz dich her und erzähle mir.

Ludwig

Ich grüß' euch, edle Frauen. Habt guten Tag, Meister Varila.

Varila

Ihr seid in Laune. Sagt, Landgraf, es war ein schneller Ritt. Wo traft Ihr die Räuber? Leisteten sie Widerstand?

Ludwig

Die Pfaffenknechte! – (Sophie droht ihm, halb im Scherz.) – Verzeiht, Mutter, daß ich spät komme und so heiß und noch in Kampfeslust. Erst war ich drunten in Eisenach und habe dem armen Krämer sein Gut wieder ausgezahlt. – Im Hofe sah ich fremde Pferde. Sind Gäste da?

Varila

Boten aus Ungarn.

Ludwig

An die Schwester? Ich will zu ihr, ich will sie fragen, wann sie sie sehen will, ich will die Ungarn zu ihr führen.

Sophie

Eins nach dem andern. Jetzt erzähle, wie trug es sich zu?

Ludwig

Von dem Krämer wißt Ihr. Vor ein drei Jahren auf dem Markte drunten sah ich ihn zum erstenmal.

Sophie

Ja, wir haben einen wunderlichen Herrn Sohn. (Zu einer der Edelfrauen.) Damals, da man diesen Herrn hier noch einen Knaben schalt, gefiel ihm ein Pfennigkrämer auf dem Eisenacher Markte so sehr, daß er mit seinem kargen Gelde ihm seinen Kram abkaufte, ihm die Ware sagte, die er dafür kaufen, und die Orte, in die er damit ziehen sollte. (Die Edelfrauen lachen.)

Ludwig

Und daß er immer wieder zu diesem Markte nach Eisenach kommen sollte, und wenn ich Landgraf wäre, wollte ich ihm einen Schutzbrief geben. Das war der Krämer. – Wie wurde mir, als er eines Tages bettelarm und wund in den Hof hier kommt und mir erzählt, Würzburger Ritter hätten ihm drüben in den rauhen Bergen trotz meines Schutzbriefes alles geraubt. Noch kocht mir das Blut. Auf den Knieen hat der Guttenberger es mir abbitten müssen.

Sophie

Aber was sagte denn der Bischof dazu?

Ludwig

Das war der einzige Aufenthalt. Ihr Schloß, die

Weißenburg, hatte sich bald ergeben. Sie hatten aber insgeheim eilends nach Würzburg um Beistand gesandt, nun kam denn feierlich ein Herold angeritten, – es war am fünften Tage des Zugs, ich saß auf ihrer eigenen Burg und hielt sie gefangen, weil sie mir die Zahlung verzögerten – der Bischofsdiener tat mir denn Bann und Fehde des Würzburger Bischofs kund.

Sophie

O weh, mein Sohn, das war kein guter Streit, wie hast du es so schnell gewandt?

Ludwig

Nicht mit den Waffen, mit meinem Recht. Ich ließ dem Bischof entbieten, mich anzuhören zugleich mit den Räubern da. So ritten wir denn andern Tages nach einem Flecken an der Saale mit Namen Hammelburg. Da erwarteten wir den Bischof. Als der nun kam, wollte er erst drohen und den Herren spielen; da ließ ich ihm aber sagen, ich würde mich mit einem Fähnlein in einem nahen Schloß verschanzen und sein Land verwüsten, bis unser ganzer Heerbann aus Thüringen zur Verstärkung käme, wenn er nicht nach Rechtes Brauch gütlich die Sache hören wollte. Da wurde er zahm, es ward eine Zusammenkunft gehalten, und die Ritter mußten Zahlung leisten und erneut Abbitte tun. Und nun bin ich hier, und es war eine gute Fehde, wie nur je sie einer focht.

Sophie

Aber zürnt dir der Bischof nicht –

Ludwig

Das kann ich nicht wenden. Ich bin in meinem Recht. Anfangs wird es ihn wohl ein weniges ergrimmt haben, doch ist es ein würdiger Mann, und er sprach mir das Meine, wie es schien, aus freiem Herzen zu. – Und nun zur Schwester, zu den Ungarn, Ihr vergönnt doch, Mutter.

Sophie

Sie waren wohl bereits bei Elisabeth. Und jetzt eben wollt' ich selbst sie empfangen. Laßt sie kommen.

Ludwig

Gut, und bietet ihnen Trunk, und sehet zu, daß dabei auch ich etwas abbekomme.

Auf einen Wink der Landgräfin nahen sich die Frauen Ludwig, um sein zu pflegen. Er nimmt ihre Sorge mit Anmut hin; sie muß als ein edel Gewohntes erscheinen; sie lösen ihm die Halsberge, die Eisenschienen an Arm und Bein, das Panzerhemd. Knappen tragen die Rüstung davon. – Eine der Frauen geht und bringt den Labetrunk.

Sophie

(inzwischen, mit mühsam verhehlter Erregung)

Sahst du Elisabeth noch nicht?

Ludwig

Wo mag sie sein?

Sophie

Gewiß, sie hätte dich begrüßen sollen. Du mußt es ihr nachsehen, sie hörte just ihres Vaters Boten an.

Ludwig entfährt bei Sophiens Vorwurf gegen Elisabeth der halbunterdrückte Ausruf: O Mutter! Er will abwehrend antworten. Da treten die Ungarn ein.

Der Landgraf eilt ihnen entgegen und geleitet sie zu seiner Mutter Sitz. Dann werden, nach feierlichen Verneigungen, niedere Sessel im Halbkreise gestellt, und ein Trunk von den Frauen kredenzt.

Sophie

Willkommen, ihr, meiner lieben Tochter edele Landesgenossen! (Leise zu einer der Frauen, die den Pokal trägt.) Frag doch unbemerkt, es ist nicht wider die Sitte, einen der Grafen, wie er Elisabeth gefunden. Sag es mir an.

Ludwig

Wie nahmt ihr den Weg aus Ungarn? Die Donau herab?

Ein Ungar

Nein, Herr, wir fuhren durch Böhmen, dann über die Berge erreichten wir Meißen, und so kamen wir in Euer Land.

Ludwig (nachdenklich ihnen zuhörend)

Von Ungarn gelangt man nach Böhmen, ohne die Lande des Österreichers zu berühren?

Ein Ungar

Von Preßburg geht der Weg durch das Land Mähren gerade auf Prag.

Ludwig

Ist es wahr, habt ihr Handel mit Byzanz?

Ein Ungar

Herr, wir haben nicht viel zu verhandeln, und byzantinischen Kaufherrn schafften wir wenig Absatz. Es begibt sich aber wohl, daß Juweliere und Händler mit gewebten prächtigen Stoffen von dort an unseren König gelangen.

Ludwig

Das ist der gerade Weg wider die Ungläubigen, ich habe es mir völlig so erdacht. Wäre es nicht nach eurem Sinne, edle Herren, wenn wir Land um Land durchzögen, alle Mannschaft sammelten, und so, ein Mal für alle, den Sarazenen überwänden? Aber ich weiß, wo es fehlt. In unseren Schiffen kommen wir doch ohne Streit hinüber, jede Landsmannschaft an ihrem Orte – so aber machten wir bereits vor der Donau halt. Nehmt es nicht an als wider euch gesagt, ihr werten Herren. Der Unfriede ist bei uns im Reiche daheim, wir brauchen ihn nicht über der Grenze zu suchen. Aber freilich, ein anderes wär' es, wie es mir im Sinne liegt.

Aber erzählt mir ferner; die Donau ist großmächtig, tief und breit; sie strömt an Preßburg vorbei; ist sie da schon so groß wie ein See, als man es mir berichtet hat, so breit wie von hier, seht, bis hinüber an den Hörselberg? –

Inzwischen hat die erste Edelfrau den Halbkreis mit dem Trunk durchschritten. Sie ist im Vorgrund bei dem letzten angelangt.

Die Edelfrau

(mit Anstand, zwar mit gedämpfter Stimme, doch ohne sich dem Fremden zu nähern)

Saht Ihr denn Elisabeth, Eure Fürstin, unser edles Kind?

Der Ungar

O, und sie war herrlich anzusehn.

Die Edelfrau

Ein liebliches Wesen ist in ihren Zügen, nicht?

Der Ungar

Ja, aber auch die Pracht, der Glanz ...

Die Edelfrau (ihr Erstaunen verbergend)

War sie schön gekleidet?

Der Ungar

Nicht auszusagen, wie schön.

Die Edelfrau

Sie hatte wohl gar Schmuck angelegt?

Der Ungar

Königlichen Schmuck.

Die Edelfrau

Ihr habt gewiß gesehen, den Amethyst, den ihr ihr Vater einst geschenkt, trug sie den auf dem Haupte?

Der Ungar

Das muß es wohl gewesen sein, es strahlte von ihrer Stirn.

Die Edelfrau

Und das Gewand, sagt?

Der Ungar (sich mit Gebärden helfend)

Prächtig, prächtig – ein Ansehen, eine Stattlichkeit ...

Die Edelfrau

Eines Königs Tochter ganz und gar.

Sophie

Ihr saht mein Kind Elisabeth bereits, wie ich vernommen. Ich bitte euch in Treuen, verweilt zur Wartburg, laßt es euch hier gefallen, seht eure Fürstin öfter, auf daß ihr gute Kunde nach Hause bringet. (Eine Antwort ablehnend.) Nicht würde es uns geziemen, in dieser ersten Stunde der Begrüßung über so ernste Dinge ferneres zu sprechen. Habt alle Gott zum Gruß und guten Tag. Zum Mahle sehen wir uns. Vergönnt es uns, euch gütlich zu bewirten. – Freund Varila ...

Varila geleitet, nach feierlichen Verneigungen, die Ungarn im Abgehen. Auf einen Wink Sophiens entfernen sich auch die Edelfrauen. Doch ist zuvor die erste Edelfrau unbemerkt zu Sophiens Stuhle getreten und hat ihrem fragenden Blicke geantwortet.

Die Edelfrau

(die Gebärden des Ungarn nachahmend)

So, sagte er, in höchster Pracht, in Glanz, in Stattlichkeit.

Sophie

Ja, hatte sie denn Kleider und Königsschmuck verborgen gehalten?

Die Edelfrau

Ganz sicherlich, sie hat weder Kleider noch Schmuck; das Diadem, das ihr der Vater gab, liegt in Hut und Verwahrung unter dem Kronschatz im Turm.

Sophie ist höchst betroffen. Sie sammelt sich aber schnell; sie hat bemerkt, daß Ludwig nach den Ungarn gleichfalls den Saal verlassen will; ihm wendet sie jetzt mit mildem Ernste sich zu.

Sophie

Gut, Ludwig, daß du zurückbliebst, ich habe mit dir insgeheim zu reden.

Ludwig

(hat bereits bei den letzten Worten der Landgräfin an die Ungarn wiederum besorgt und sehr ernst dreingeschaut)

Sprecht, Mutter, vertraut es mir.

Sophie

Ludwig, der Augenblick ist da, wo es sich mit Elisabeth entscheiden muß.

Ludwig (völlig betroffen)

Was soll sich entscheiden, Mutter?

Sophie

Mein Sohn, diese Ungarn kommen um ernster Nachfrage willen. Und nun behalte und beherzige du das eine:

Du bist frei, Ludwig, völlig frei; nichts bindet dich, nicht Väter Rat, nicht Mutter Wünsche. Du hast zu wählen, wen du zum Gemahle wünschst –

Ludwig

Ich versteh' Euch nicht völlig, Mutter. Sie ist mir angelobt von Kindheit an –

Sophie

Wie schön, mein Ludwig, daß du den ernsten Sinn des Jugendbundes dir wohl erinnerst und dir wohl gedeutet hast. Sie war dir Hut und Hort der Jugend. Dein Auge schweifte nicht, und du bist mein guter Sohn geblieben. Du hattest keine Schwester. Schwesterlich verbanden wir die Fremde dir. Die Jahre kamen und gingen. Wie lange doch – du wardst ein Mann, und vor der Zeit, so klagte unser Schmerz um deinen Vater, vor der Zeit Thüringens Fürst, Thüringens starker, männlich edler Fürst. Jetzt wiederum bewährtest du's in deiner Fehden. Von aller Muttersorge sprech ich dich los. Dies eine nun, das Neue, Ludwig, tritt an dich heran: vermähle dich. Der Hof ist Waise, solang du ledig bist – mich entlaß, die Witwe, nun auch des Fürstentums.

Ludwig

Hab ich im Traum gelebt? Mutter, so gütig sorgend, hättest du uns verkannt?

Sophie

Kind, ich erstaune, ich erschrecke fast. Hast du, hat jene

uns getäuscht? Seid ihr euch, Ludwig, seid ihr euch insgeheim vertraut?

Ludwig

O Mutter, Mutter! Ja, am lichten Tage, Bruder und Schwester, wie wir uns stets genannt, vertraut, wie nie ein Trautgenosse war, vertraut uns in dem Atem unserer Brust, doch ohne Wort, siehst du, und deshalb wohl geheim, ja tief geheim, denn niemand hat geahnt, wie es in Wahrheit um uns stand.

Sophie

Mein edler Sohn, besinne dich. Der Minne Macht und Mahnung ist dies nicht. Es ist ein Kindertraum, voll inniger Schönheit, von höchstem Wert für euer beider Leben. Sie selbst wird fern in ihres Vaters Landen an diese Zeit gedenken als an ein Kleinod ihrer Lebenstage. Du aber wirst dich einem Weib vermählen, aus deutschem, dir verwandtem Stamm. Die Frau, sie wird beim ersten Mal, und plötzlich, wie du sie erblickst, dein ganzes Herz entflammen und besitzen. Der Frau gehörst du dann, du bist ihr eigen. So wird es sein, es kann nicht anders gehen. Du wirst die Mutter preisen, die dir den zarten Irrtum deutlich wies.

Ludwig

Du mahnst mich recht; ich habe schwer gesäumt. Wohl denn, es geschehe morgen. Zur Gattin sei sie morgen mir erklärt. –

Sophie

Wie denn?

Ludwig

Elisabeth.

Sophie

Ihr wolltet Hochzeit halten?

Ludwig

Das ist vorlängst geschehen. Ich will sie nur, da es denn sein muß, zur Fürstin feierlich erklären.

Sophie

Ich bitt dich, Kind, du überraschst mich – Sohn, wenn du dich übereiltest –

Ludwig

Ihr übereilt mich. (Er besinnt sich, dann nähert er sich ihr.) Mutter, ich liebe sie. Ihr fragt, wie ich das weiß. Gott sagt es mir. Dazu ist sie mein Ehgemahl, durch Vaters Willen. Ich bin ihr treu, ich kenne nichts als sie. Was Ihr die Hochzeit heißet – Mutter, Eurer Sorge laßt mich nun vertraun, was tief in mir sich barg. – Die süße Blume der Gelegenheit erwart' ich – ihr Erblühen ist unsere Hochzeit – denn vor Gott sind wir vermählt.

Sophie

(küßt sehr ergriffen Ludwig auf die Stirn)

Sei es denn, wie du sinnst. – Des Festes Sitte über-

lasse mir. Darin gibst du mir nach. Der Kirche Segen, der Freunde Feier dürft ihr nicht entraten. Der Ungarn Gegenwart schon mahnt dazu.

Ludwig

Die Ungarn, ja, die sollen das Fest mitfeiern und es ihrem Vater dann berichten. Du meinst denn also, wir müssen es vorbereiten, ein feierliches Fest –

Sophie

Ja, Ludwig, den zarten Wunsch dir tief geheim bewahrend, füge dich auch dem äußeren Gebrauch.

Ludwig

Es sei, der Gäste wegen. – Dir bleibe denn des Festes schöne Sorge. Dir. Nicht, Mutter? Und du verstehst mich, du vertraust mir nun –

Sophie

Du bist mein guter, wunderlicher Sohn. (Varila erscheint an der Pforte und bleibt ehrerbietig stehen, als er die beiden im Gespräch gewahrt.) Nein, tretet nah. Verwahrt die Ungarn wohl. Sie bleiben wohl wochenlang und feiern ihrer Fürstin Hochzeit hier. – Ja, fraget den hier, ich hab' es nicht beschlossen. – (Sie erhebt sich, um zu gehen.)

Varila

Nun, da habe ich gute Botschaft zurück zu bringen. Herr, ich komme von Elisabeth.

Ludwig

Botschaft an mich? Und was begehrt sie?

Varila

Sie weint, das arme Kind. Sie wandte sich an mich um Rat. Noch stets, sagt sie, war Euer erster Gruß, wenn Ihr zurückkamt, an sie. Oft sandtet Ihr, schon im voraus, ein Kleinod, eine Gabe –

Ludwig (mit aller früheren Heiterkeit)

Ja, lieber Gott, konnt' ich denn auf der Rhön mir Perlen lesen? Nun rasch zu ihr. Ich will ihr selber sagen, daß wir zum zweiten Male Hochzeit halten. Wer weiß, wie sie es aufnimmt. –

3. Das Rosenwunder

Am Berg der Wartburg, eine Waldeslichtung am Fußpfad nach Eisenach. Von der Burg hört man Musik, wie von einem festlichen Mahle, die jetzt verklingt.

Elisabeth tritt auf. Sie ist im Festgewande aus einfach schönen, nicht kostbaren Stoffen, ein Goldreif kränzt das Haupt. In ihrem Schleier trägt sie verborgene Last. Sie hält einen Augenblick inne und schöpft Atem.

Elisabeth

So – so – das war der rechte Augenblick. Niemand bemerkt's. Bis zum Beginn des Tanzes bin ich wieder

zurück. – Wie ihr die Früchte schmecken werden. Was hab ich wohl noch alles gerafft – doch nein – drunten seh' ich's ja – ich verliere die Zeit.

Sie will weiter eilen. Da tritt ihr Ludwig plötzlich aus dem Busch hervor entgegen.

Elisabeth (mit kindlichem Schrecken)

Du bist ja bei dem Feste, denke ich.

Ludwig

Hab ich dich eingeholt! So muß es denn wohl sein. Du suchst dir immer deinen eignen Pfad, und ich, flugs hinterdrein. Du entläufst, ich muß dich fangen.

Elisabeth

Nicht daß ich wüßte, daß du mich fangen mußt.

Ludwig

Nein, nein, du weißt das nicht. – Du hast beim Festmahl oben wieder nichts gegessen, Elsbeth. Ich sah's, du schnittest nur die Stücke klein und gabst den Teller fort.

Elisabeth

Mich hungerte nicht.

Ludwig

Es war, du hast geirrt, von meinem eigenen Gute. Die fremden Früchte habe ich nicht gekauft, die hat mir, wohl verwahrt, mein Oheim aus dem Süden hergesandt.

Elisabeth

Ich dachte, das ist gewiß von Untertanengut, das darf ich nicht essen, und nahm es nicht für mich.

Ludwig

Ich dacht' es wohl, und weil ich meinte, du hättest vielleicht in Unbedacht genommen, und klagtest dich nun der Sünde an, eilt' ich dir nach.

Elisabeth

Ach, das ist schön! – Wie du mich damals in der Kirche fandest –

Ludwig

Ganz so wie heute. Vom Feste weggeflohn, doch damals gar in bitteren Tränen.

Elisabeth

Der Herr hat mir geholfen dazumal, und zwar durch dich, durch den ich auch gesündigt. Nachdem du neben mir gebetet und dann gegangen warst, da sagte es mir der Herr, daß ich dich dürfte anblicken, soviel ich wollte, und könnte ich es gar nicht lassen, so sollte ich lieber nicht mit dir zur Messe gehen.

Ludwig

(Kaum hörbar:) Mein süßes Weib. – Komm, Schwester, komm zurück. Der Abend naht, man wartet unser zum Umgang und zum Tanz.

Elisabeth

Nein, ich geh' nach Eisenach, lieber Bruder.

Ludwig

Ei was, so kehrst du nicht vor Nacht nach Haus.

Elisabeth

Doch, doch, laß mich nur eilen, es ist nur da unten, gleich das erste Haus im Tal, die alte Pförtnerin Kunigunde wohnt da, noch im Burgbann, vor dem Stadttor wohnt sie.

Ludwig

Und das muß heute sein?

Elisabeth

Ja doch, es muß.

Ludwig

Und konntest du heute nicht eine Dienerin senden? Was trägst du denn da in deinem Schleier, das du so verbirgst?

Elisabeth

faßt, um sie noch tiefer im Schoße zu bergen, in ihre Schätze hinein und zieht eine Rose hervor, die, wie man anzunehmen hat, etwa von dem Schmucke der festlichen Tafel her unter jene Früchte geraten ist. Von holdester Schelmerei erglühend antwortet sie nun:

Rosen, Herr.

Ludwig küßt sie auf ihre lachenden, blühenden Lippen, einmal, wiederum und immer wieder. Und sie erwidert seine Küsse. Es ist wohl lieblich

anzusehen, wie sie die Hände gebunden steht durch die verborgene Last, und doch mit herrlicher Freiheit das Haupt bewegt, und sich dem Manne hell erglühend zuneigt. –

Am Himmel bricht die Abendröte aus und wirft auf die Wiese, auf die Bäume, Berg und Burg einen goldig roten Schein. Die Luft erhebt sich vom zart erhellten Himmel und weht den beiden Lust und Labung zu.

Ludwig

Und wie es uns umströmt und in uns zieht – so aller Welt Geheimstes, Offenbarstes – Elisabeth, wie nenn' ich's, was geschieht – Heißt es ein Wunder?

Elisabeth (überleise)

Ich heiß' es Wonne. (Sie versinken in einen langen Kuß.)

Droben erklingt aufs neue die Festmusik. Es ist ein feierlich-heiterer Rhythmus, ein Tanz. –

Ludwig

Die Mutter läßt den Tanz nun ohne uns beginnen –

Elisabeth

Doch ich muß nun gehen, ich darf die Gute nicht warten lassen.

Ludwig

Weißt du wohl, Schwester, ich erwarte dich hier –

Elisabeth

Ja, tu das, Liebster, im Nu bin ich zurück. –

Sie enteilt. Ludwig sinkt an der Höhe auf dem Moose nieder. In voller sehnsuchtsinniger Wonne scheint er in dem Blicke aufzugehen, mit

dem er sie verfolgt, wie sie im Abendrot den Berg hinab verschwindet. Dann streichelt er das weiche Moos; er weint und lacht; er ruft, doch leise, zur Burg hinauf:

Ludwig

Wart nur, du Vaters Burg, du birgst ein selig, überselig Paar –

Dann unterbricht er sich mit einem tiefen Seufzer:

Ach käm sie doch zurück. Wie weilt sie lang –

Die Sonne ist untergegangen. Schweigend atemlos lauscht er. Und plötzlich jubelt er auf, ihr Nahen vernehmend:

Elisabeth!

Ihm antwortet, noch in der Ferne, ein leiser Freudenruf.

II. Die Trennung

1

Das Lager der Kreuzfahrer bei Otranto. – Wir blicken in das Zelt des Landgrafen Ludwig. Dieser liegt, schwer erkrankt, auf einem Ruhebette; an seiner Lagerstatt lehnen die Rüstung und Waffen; er selbst trägt ein weißes Gewand, mit dem Kreuz bezeichnet. Dem Lager gegenüber sitzt Otto, ein alter Kreuzfahrer; ringsum mehrere Ritter.

Otto (in einer Erzählung fortfahrend)

. . . und Myrten und Orangenhaine und dunkle Bäume, die wir nicht kannten, mit starrem, schwarzgrünem Laub. Und Quellen rieselten in der Wüstenei, und wir

sahen, daß sie früher ihr gegrabenes Bette gehabt hatten. Und dann waren auch einmal Beete gegraben gewesen, man sah es an regelrechten Spuren, wie von verwachsenen Furchen. Und wie wir dem nun weiter nachforschten, fanden wir weit oben in dem wüsten Garten, an eine Felsgrotte angelehnt und zwischen dichtem emporgeschossenem Gestrüpp ganz verdeckt, eine verlassene Klausnerei. Vielleicht hatten einmal mehrere in der Höhle gewohnt, die Licht und Luft genug zuließ – und sei es nun der Erstgekommene, sei es der Letztgebliebene hatte sich die Hütte gebaut. Von einem Grab fanden wir keine Spur; seine Brüder hatten ihn verlassen, und er war einsam gestorben, und nur Gott kennt ohne Kreuzeszeichen seine letzte Ruhestatt.

Landgraf Ludwig

Und ringsum sah man das Meer? Der Garten überdeckte die ganze Insel, und durch das dunkle Laub schimmerte überall das blaue Meer?

Otto

Über dem Garten stieg der Berg noch ein wenig auf, schroff und unbebaut, und fiel dann nach der anderen Seite in einem Felshange in die See, unbetretbar keines Menschen Schritt. Wir stiegen nicht zum Gipfel, wir sagten, da sei das Grab des Einsiedlers, und sandten unsere Gebete hinauf. – Nun wißt Ihr von dem Steuermann, der in der Nacht vorher, da uns der Sturm ans

Leben ging, das Steuer gehalten hatte? Als wir des anderen Morgens in See gingen, fehlte er. Wir gaben Zeichen, und warteten. Nicht lange aber, so bedeutete uns der Herzog abzufahren.

Ein jüngerer Ritter

Aber wer führte das Steuer?

Ein anderer

Was ward aus jenem?

Ludwig

Ein glückseliger Mann. –

Otto

So sagte uns der Herzog auch. Wir setzten noch reichlich Brot und Wein aus, daß er für die erste Zeit Nahrung fände, und gewiß, bald spendete ihm sein Paradiesesgarten mehr und übergenug. – Ja, und Ihr fragtet, wer das Steuer führte? Wir versuchten es mit mehreren. Ich saß auch eine Weile daran, doch ist es gar eine schwere Sache; mein Blut wallte mir auf und trübte mir den Blick. Endlich fand sich ein Knappe, der dergleichen Hantierung erlernt. – Jetzt fuhren wir Kreta vorbei, so daß wir von ferne die Berge erblickten, wie ihre Spitzen zwischen Wasser und Himmel zu schwimmen schienen –

Landgraf Ludwig

Wie sagt Ihr? Schwimmt die Insel auf dem Meere?

Otto

Das hörte ich wohl von andern Inseln sagen, von Kreta weiß ich es nicht, ich erzähle Euch nur, wie ich es gesehen.

Ludwig

Kreta ist ein großes Land, wie man mir berichtete, mit hohen Gebirgen; das wäre sehr wunderbar, wenn es auf dem Meere schwömme wie ein Schiff. Doch zweifle ich nicht, Herr Otto, daß Ihr recht gesehen habt.

Ein Glöcklein erklingt im Lager, sehr dünn und armselig anzuhören, die Vesper ankündigend.

Ludwig

Ich dank euch, ihr Herren; die Glocke ruft zum Gottesdienst.

Die Ritter nehmen Urlaub.

Otto

Sagt auch, Herr Landgraf, hat es Euch nicht ermüdet, mir zuzuhören?

Ein jüngerer Ritter

Sagt, lieber Herr, wann werdet Ihr wieder gesund?

Ein anderer

Stiegen wir auch allein zu Schiffe, wir Thüringer mit Euch, und erwarteten die anderen an einem besseren Ort, es wäre doch ein Anfang der lieben Reise.

Ludwig

Wie es Gott gefällt. Geliebt es ihm, will ich euch morgen zur Messe geleiten.

Alle ab, außer dem Ritter Varila, der einst Elisabeth aus Ungarn hergeführt. Er bleibt auf einen Wink des Landgrafen zurück.

Ludwig

Ich möchte nicht die Unwahrheit gesagt haben. Daß ich es deutlicher spreche, ich meine, ihr werdet recht bald mit mir zur Messe gehen, das ist mit meinem toten Leibe, und die Seele ist dann bei Gott.

Varila (kniet an seinem Lager)

Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr uns verlassen müßt?

Ludwig

Ich wollt' es erst nicht verstehen, ich glaubte, es könne nicht Gottes Wille sein. Jetzt aber hat er es mir im Herzen angesagt: es soll so sein.

Varila

O lieber junger Herr, o Ludwig, Ludwig, da ist uns bittre Klage not, wie geschieht uns bitter Weh!

Ludwig

Laßt uns unser Weh nicht wider Gott erheben. Ich sterbe auf seiner eigenen Heeresfahrt, ich bin sein Mann, er wird mich beim Namen kennen, wenn ich vor ihn trete.

Varila

Ihr habt ein seliges Ende: das soll uns allen ein Beispiel sein.

Ludwig

So sprecht Ihr wohl. Und daß keiner abstehe von dem Zug, wollt Ihr mir dafür bürgen, Ihr der ältesten einer? – Wie doch, Ihr zögert? Meint nicht, weil es jetzt übel steht um Führer und Heer, es könne mißlingen. Muß ich Euch lehren, was ich von Euch zuvor gelernt? Eine Niederlage und ein geschlagenes Heer im heiligen Kampfe ist um viele Male besser als tausend Siege in einer Fehde um weltliches Recht. Denn da steht Recht gegen Recht und wir können uns täuschen, dieweil wir Menschen und nach Art und Meinung verschieden sind. Hier aber, im Kampfe um das Grab, siegen wir sicherlich, da sind wir alle Einer, und Gottes Kampfgenossen. Wohl mir, daß ich es erkannt! Wohl mir, daß ich mein Leben ende im Schauen und Wissen des Gottessieges. –

Varila

Vergönnt mir Herr, doch ist es so, wie Ihr sagt, und habt Ihr uns verlassen, so bleibt mir wohl zuvor ein anderes zu tun, und ich kann nicht meiner Seele gedenken und kann nicht nach des Herrn Grabe ziehen. –

Ludwig

– Ich verstehe dich wohl. – – Bring ihr denn diesen Ring, und grüße sie, und sage ihr, ihr Bruder sei bei Gott.

Und dennoch nein. Das ist ein eitles Zeichen. Laß es sein. Wenn ich denn nicht mehr bin, wirst du dich aufmachen und der Bote meines Todes sein.

Varila

O Herr, o lieber Herr, wie soll ich es ihr künden, sagt es mir.

Ludwig (in tiefem Sinnen)

– Höre, mein Freund, was ich dir sagen will, höre mich recht. Niemand kann um unsre Liebe wissen, denn sie war von dem höchsten Gott. Sehnten wir uns jetzt zueinander, so hätten wir uns nicht geliebt. Wir waren in Gott, da wir uns liebten, und bleiben in ihm, des Lebens entleidet. Gelobt sei Gott. –

Davon sage ihr nichts, mein Freund, was ich jetzt gesprochen habe, davon weiß Elisabeth mehr denn ich. – (Sich abermals besinnend.) Wenn du denn zur Wartburg reitest, künde es erst der Mutter an, die soll es der Schwester nicht gleich am ersten Tage wissen lassen, so ahnt sie es ohne deine Worte.

Varila

(dem die Tränen aus den Augen rinnen, verbirgt sein Haupt)

Gott steh uns bei.

Ludwig

Deines Bleibens sei dann nicht lange dort. Sieh auf alle Weise, daß du dem Kreuzzuge nachfahrest. Es ist keine gute Sache, die unterbrochene Fahrt. Besser du

findest dann in fremder Erde den Tod, als daß dir daheim die heiße Sehnsucht nach dem Grabe ungestillt im Herzen bleibt. – So lehrt dich dein Schüler, Varila. Folge mir, ich sehe es klar zuvor, der ich dem Tode selber nahe bin. – Es dunkelt sehr. – Und horch, was ist das? Hebe die Zelttür, laß es mich sehen.

Varila öffnet das Zelt. Im Glanz der scheidenden Sonne erblickt man das Lager und in der Ferne das Meer. Nicht weit von des Landgrafen Zelt haben ältere Knappen folgendes Spiel begonnen: Sie schreiten feierlich gemessen in einem Doppelkreise, der eine nach rechtshin, der andere nach linkshin sich bewegend, durcheinander und aneinander vorbei. Beim Begegnen rühren sie jedesmal ihre Schilde mit einem mäßigen Stoß. Das gibt einen fortgesetzten dumpfen, dröhnenden Klang. Dazu singen sie eine ernste Weise vom Tod im Morgenlande, in Gottes Dienst.

Ludwig blickt lange dem Spiele zu. Jetzt fallen unterbrechend von einem ferneren Kreise lebhaftere Gesangesrhythmen ein. Ja, vor einem anderen Zelte scheinen sich durch Gebärden und Worte die Knappen zu einem munteren Liede und lustigen Tanze zu ermutigen. Auf einen leisen Wink Ludwigs schließt Varila wiederum das Zelt.

2

Der innere, größere Hof der Wartburg; im Hintergrunde das Hauptgebäude mit vorspringender Treppe; rechts der Wartturm und über die Mauer der Blick auf Berge und Wald; links der Durchgang durch das Quergebäude zum äußeren, niederen Hof. Durch diesen kommen zwei Ritter:

Varila der Sohn

Es ist doch aber hart, was wir ihr zu sagen haben.

Der ältere Ritter

Sie vergeudet das Land. Sie hat kein Herz für Thüringen, sie ist nicht hier daheim. Sie würde leichten Mutes die ganze Grafschaft dem ersten Blinden, Lahmen und Krüppel geben, der sie um einen Bettelpfennig anspricht. Sie würde es tun, sie tut es. Dieweil sie Herrin ist, oder sich dafür hält, vergibt sie unser Land Pfennig um Pfennig an fahrendes Volk aus Ungarn und Welschland und allen wüsten Marken des Reichs, als welches drunten in der Stadt Herberge nimmt, um der berühmten frommen Landgräfin zu begegnen.

Varila der Sohn

Es wäre freilich für die Landgrafen noch härter, es ihr selbst zu sagen. Sie tun es nicht um sich, sondern um das Land.

Sie beschreiten die Treppe.

Varila der Sohn (nochmals zögernd)

Hätte mich doch mein Vater mitgenommen auf seine Fahrt. Er aber sagte, für uns Junge gäbe es hier zu tun.

Der ältere Ritter

Da ahnte er recht. Ein wichtigeres Geheiß habt Ihr niemals vollführt. Wir stehen hier für Land und Fürsten, das bedenkt. Wir sollen der Fremden sagen, mit höfischer Sitte und festem Ernst, daß sie nicht mehr Herrin zur Wartburg ist.

Sie gehen hinein. Aus dem Quergebäude kommen zwei Frauen der Elisabeth.

Isentraut

Ich will es dir gern bestätigen. In Schimpf und Spott können wir der Fürstin nicht länger dienen.

Gutta

Du hast die Worte des Knechts gehört. Nicht allein versagt er billigen Dienst, er schilt uns und unsere Frau. Wir gehen zur alten Landgräfin und klagen es ihr; Elisabeth würde es betrüben.

An der Treppe ankommend.

Weißt du noch, Isentraut, wie sie damals zu Pferde stiegen, hier an dieser Stelle, unser Herr und unsre Frau, und sie sagte, sie wolle mit ihm reiten bis ins Heilige Land. Sie sind beide nicht hingelangt und elend geblieben.

Isentraut

O was sagst du da; die Herrin sei elend. Helfe uns Gott, mich gemahnt das Wort.

Oben auf der Treppe erscheint, leidenschaftlich erregt, Landgräfin Sophie mit den beiden Rittern, welche sie festzuhalten versucht.

Sophie

Es ist wahrlich gute Sitte, Ritter Riedesel, daß Ihr vor mir enteilt und mir nicht Rede steht.

Der Ältere

Unser Auftrag ging an die Landgräfin Elisabeth.

Sophie

Ein herrlicher Auftrag, wie mir scheint. Sie rüstet sich, die Burg zu verlassen.

Isentraut

Gutta! (Sie umhalst die Freundin.) Schnell zu ihr. (Beide Frauen gehen mit geschwindem Gruß an der Landgräfin vorbei in den Pallast.)

Varila

Nicht das war es, was wir ihr zu entbieten hatten.

Der Ältere

Da sie es so nimmt, muß es wohl dabei verbleiben.

Sophie

Sind meine Söhne vom Jagen heim?

Der Ältere

Sie kehren vor drei Tagen nicht zurück. Landgraf Heinrich ist nach Reinhardsbrunn, Landgraf Konrad nach Wilhelmstal.

Sophie

Tut mir die Liebe, Ritter Dietrich von Varila, und sendet sogleich einen Boten über den Berg nach Wilhelmstal; ich lasse meinem Sohne Konrad entbieten, noch diesen Abend – der Bote sage ihm, so schnell er kann – zu mir zu kommen.

Varila verneigt sich und geht.

Der Ältere

Kommt auch Landgraf Konrad morgen zurück –

Sophie

Bis dahin bleibt meine Tochter in meinem Schutze hier.

Der Ritter

Sie kann, wenn sie will, im vorderen Hofe die Gemächer beziehen, die ihr die Landgrafen zum Sitze bestimmt haben, und dort verweilen, solange es ihr beliebt.

Sophie

Wer hat das ausgedacht?

Der Ältere

Es ist des Landgrafen Heinrich gemessener Befehl.

Sophie

Ihr sagtet, im unteren Hofe die Gemächer, Ihr meint die Kammern für das Gesinde?

Isentraut und Gutta treten still weinend, eilenden Schrittes heraus, durchschreiten den Hof und verschwinden wieder in der Tür, aus der sie vorhin herausgetreten. — Bald darauf kommt Varila zurück; ihm folgen mehrere Ritter.

Der Ältere

Sie soll nicht mehr Herrin sein, sie vergeudet das Land.

Varila

Herrin, ich vollzog Euren Befehl.

Sophie

Wann kann der Bote hinüber sein?

Varila

Zur Nacht; es haben sich ihrer zwei aufgemacht; die Wege sind voller Schnee.

Sophie (sich zum Älteren wendend, begütigend)

So bleibt denn alles bis morgen?

Der Ritter

Nur daß die Ungarin den Palast verlassen und jene Kammern beziehen muß.

Sophie (in heftigem Zorn)

Herr, Ihr redet, wie es sich nicht geziemt. (Sie schreitet schnell die Stufen hinab und tritt mitten unter die Ritter, welche sich im Vordergrund um sie versammeln.) Wißt, ihr Herren, was hier vorgeht. Man mißdeutet meine Söhne. Man vertreibt meine Tochter Elisabeth von der Burg. Ich aber will es nicht dulden. Bedeutet ihr den Ritter. Wem gehört dieses Haus, mir oder ihm? Ich kann nicht mit ihm rechten. Sagt ihr es ihm.

Der Ritter ist ihr ruhigen Schrittes gefolgt.

Der Ritter (zu Varila)

Sprecht Ihr zur Frau Landgräfin; ich will sie nicht erzürnen.

Varila

Verzeiht, Herrin, wäre es nicht besser, die Landgräfin, Eure Tochter, tät's für diese Nacht nach der Herren Landgrafen Befehl? Kehren sie dann zurück, so möget Ihr sie überreden, von ihrem Willen abzustehen.

Sophie

Dietrich, wie sprecht Ihr! Hört ich Euch recht? Es ist

wider Zucht und Sitte, was Ihr verlangt. Meine Söhne können ja nicht den Schimpf ihrer Schwester wollen. (Varila wendet sich traurig ab.)

Ein Ritter

Wir alle waren Zeugen des Befehls, der an diese beiden Ritter hier erging. Nicht soll Eure Tochter irgend Schimpf erdulden. Aber sie soll nach Recht und Fug den Herrenpallast verlassen.

Ein anderer

Eure Söhne befahlen das, zum Zeichen, daß sie nicht wie bisher – –

Sophie

Schweiget! – Weshalb, Herren, seid ihr hier? Man bedarf eurer nicht, soviel ich sehe. Euch insbesondere, Ritter Varila – und euch, sage ich, daß Elisabeth in meinem Gemache verweilen wird, bis Heinrich und Konrad zurück sind. (Sie entläßt die Ritter durch eine Gebärde.)

Der Ältere

Die Landgrafen haben befohlen, für diesen Fall, daß Ihr sie bei Euch behalten wollt, für beide Frauen drunten in Eisenach eine Herberge auszumachen, und zwar noch für diese Nacht. Die Herren sind Zeugen.

Sophie schreit auf und wendet sich rasch nach dem Palast. Dort ist inzwischen Elisabeth im schlichten Trauergewand, ihr jüngstes Töchterchen auf dem Arm, aus der Tür getreten. Sie ist die Stufen herabgeschritten und bleibt dann wartend unten stehen, an die Treppen-

wange gelehnt. Des Gespräches im Vorgrund scheint sie nicht zu achten. Jetzt treten aus dem Quergebäude die beiden Frauen mit den Kindern Hermann, Sophie und Gertrud heraus. Sogleich schickt sich Elisabeth zum Gehen an. – Selbst der Aufschrei der alten Landgräfin scheint sie kaum zu erschrecken, nur aufmerksam zu machen. Sie geht auf Sophien zu.

Elisabeth

Lebt wohl, Mutter.

Sophie

(fällt ihr laut weinend um den Hals und bringt endlich hervor:)

Willst du nicht hier bleiben, Kind, wie sie es denn gewollt haben, für die kurze Zeit? Dann, wenn sie zurück sind, wende ich ihren Willen.

Elisabeth

Nein, Mutter, das wäre wider seine Ehre. Ich gehe hinab nach Eisenach. Da finde ich im ersten Hause Unterkunft und werde nicht gefangen gehalten.

Sophie (immer weinend)

Oder gehe ich mit dir hinab? Vielleicht, daß besser für dich gesorgt ist, gehen wir zusammen.

Elisabeth (sehr gelassen)

Liebe Mutter, tut wie Ihr müßt. Doch denke ich, Ihr bliebet besser im Pallast. Vielleicht holt Ihr mich dann noch einmal heim, wenn Eure Söhne wirklich Euch gehorchen.

Sophie

O ohne Zweifel, in wenigen Tagen geschieht's. Aber Elisabeth, Tochter, zweifelst du denn daran?

Elisabeth (küßt sie)

Wir müssen gehen, sonst bricht die Dämmerung an, ehe wir hinab sind. Kommt, geleitet mich zum Tore.

Sie halten sich umschlungen und gehen durch das Quergebäude den sogleich steil sich senkenden Weg hinab durch den vorderen Hof. Dicht angeschmiegt folgen ihnen Gutta und Isentraut mit den Kindern. Zögernd gehen die Ritter nach. Als sie im Torweg anlangen, eilt nochmals der ältere Ritter zu den Landgräfinnen.

Der Ritter

Nach meiner Herren Befehl –

Sophie

O du bübischer Knecht, wagst du uns noch vor Augen zu kommen! Was willst du? Uns ermangelt deiner nicht.

Der Ritter (ingrimmig, sich bezwingend)

Von den Kindern des Landgrafen Ludwig sagte unser Befehl nichts. Meines Bedünkens muß der Erbe, Graf Hermann, in unserer Hut sein.

Elisabeth blitzt auf ihn mit einem furchtbaren Blick ihres glänzenden Auges. Sie läßt Landgräfin Sophien hastig los und umklammert mit dem rechten Arm (auf dem linken hält sie das Kind) die Schulter des Knaben. Der Ritter verweilt sprachlos gebannt.

Elisabeth (mit bebender Lippe, leise)

Leb wohl, Landgrafenhaus und Landgrafenritterschaft. – (Zu Sophie.) So behüte dich Gott. Wir sehen uns in Treuen wieder. (Sie reicht ihr nochmals den Mund zum Kusse dar und durchschreitet dann eiligen Schrittes mit ihren Kindern und ihren Frauen das Tor.)

Sophie

(sich heftig zu den Rittern zurückwendend, indem sie den ihr gegenüberstehenden Riedesel übersieht)

Nun, wer macht Herberge für sie in Eisenach?

Einer der Ritter

Das ist uns nicht anbefohlen. So lautete nur der Befehl, wenn Ihr mitginget.

Sophie

(faßt die Klinke des Türchens im Tore, dann wieder zögernd)

O mein Gott, hilf mir, was soll ich tun? –

Elisabeth, die zuerst schnellen Auges den Anzug der Kinder geprüft und gefunden, daß sie wohl eingehüllt sind, hat den Frauen mit herzlichen Blicken gedankt. Immer eilig weiterschreitend sagt sie dann:

Elisabeth

Wohl, die Kinder können so schnellen Schrittes nicht folgen. Ich bitte euch, geht ihr voraus. Heischt Herberge im ersten Hause, das ihr offen findet, und erwartet mich da an der Tür. (Sie läßt die Frauen voraufgehen.)

Sie ist jetzt die steile Höhe hinabgelangt, auf welcher die Burg liegt, bis an die Stelle, wo rechts der Weg in das (heutige Marien-) Tal, links der Weg hinab nach Eisenach weiterführt. Hier blickt sie sich unwillkürlich um. Über der Landschaft liegt ein frühes Abendlicht, wie an schneeigen Wintertagen es sich zeigt. Der Himmel scheint gegen die beschneiten Höhen gelblichrot, während nach der Höhe angeblickt er grau und schwer über der Landschaft hängt. In diesem Augenblick tritt die Burg mit ihren klaren Linien, den weißen Zinnen, den blitzenden Fenstern stark beleuchtet hervor. — Elisabeth sinkt in einer plötzlichen Anwandlung auf einen Baumstumpf. Sie bezwingt sich unmerklich und ruft den Kindern mit heller Stimme zu:

Elisabeth

Spielt ein wenig, macht euch Bälle von Schnee, seht, wie es gut geht.

Sie wirft mit schwacher Kraft nach Hermann, der sich nicht lange bitten läßt, sondern sofort unermüdlich und nicht eben geschickt Schnee rafft und die Schwestern damit bewirft.

Elisabeth

Doch sachte. Hermann, tu deinen Schwestern nicht weh.

Sie kann dem Sinnen nicht widerstehen, das sie überkommt, und zwingt sich nun, nach dem Spiel der Kinder aufzublicken.

Die kleine Sophie hat sich an einen Baum zurückgezogen, dort mit großer Behutsamkeit Schneebälle geformt und greift nun Hermann mit geschickten Würfen an, welcher inzwischen Gertruden viele Not gemacht. Gertrud kommt zu Elisabeth und zeigt ihre nassen Kleider. Hermann, wie um sich zu entschuldigen, läuft ihr nach: Sophie wirft viel besser als ich, sieh her (er zeigt die getroffene Backe). Sophie (eilt nun auch beschämt herzu): Wir wollen hinauf, mich friert. Hermann: Ja, mit dem großen Balle von Oheim Konrad triffst du nichts,

wir können es gleich versuchen, da kann ich es viel besser. Gertrud: Ach ja, dann kann ich dies gleich abtun. (Sie nestelt eifrig an ihrem nassen Pelzröckchen.)

Elisabeth

Laß Kind. (Sie steht auf.) Kommt, kommt weiter.

Sie bricht in Tränen aus, indem sie sich über den Säugling an ihrer Brust herabbeugt.

Die Kinder haben einen Disput über den Schnee begonnen. Man nähert sich den ersten Häusern von Eisenach; Isentraut und Gutta kommen der Herrin entgegen. Beim Anblick ihrer bestürzten Mienen verstummen die Kinder; während sich die erstere nun mit den Kindern zu schaffen macht, Gertrudens nasses Kleidchen bedauert — tritt Gutta ganz nahe zu Elisabeth:

Gutta

Herrin, man bedeutete uns sogleich von Amts wegen am Tore, daß die Bürger von Eisenach von den Landgrafen streng verwarnt seien, Euch aufzunehmen.

Elisabeth

So erwartete Heinrich also, daß ich die Burg verlassen würde?

Gutta

Wenn die gewesene Landgräfin, Elisabeth aus Ungarland, so ist ihnen angesagt, zur Stadt hinabkäme und etwa für sich irgenderlei heischen würde, so sei ihr alles zu verweigern, auch keine Gespräche mit ihr zu führen, denn sie sinne des Landes Verrat.

Elisabeth
(ohne irgend sich zu erstaunen oder zu besinnen)

Jetzt nimm du Gertrud, Isentraut Sophien, geht, du rechts, du links vom Markte, man wird euch Obdach gewähren, denn gegen euch ist nichts befohlen: beruft euch darauf. Hermann bleibt bei mir; ich gehe zu einer armen Frau, deren beide Kinder lange krank waren und vor wenig Wochen gestorben sind; wir kennen uns wohl. Wir müssen uns aber gleich trennen, sonst hat es ein Ansehen, und man traut uns dann nicht.

Die Frauen tun, wie Elisabeth geheißen; diese küßt Sophie und Gertrud; die Kleinen schmiegen sich, in anwachsender Bangigkeit, an ihre Beschützerinnen an. Sie gehen dann schnell vorauf und biegen rechts und links vom Tore in Seitenstraßen ein.

Elisabeth (die einen Augenblick verzogen hat)

Nun, Hermann?

Hermann hat mit bedenklicher Miene der Trennung zugesehen, und macht, nachdem die Schwestern verschwunden sind, ein fast finsteres Gesicht. Beim Anruf der Mutter schreckt er auf und fliegt wie ein Pfeil davon, die Hauptstraße hinab, der Mutter voraus. Mit dem ersten Jungen, dem er begegnet, versucht er einen Handel anzuknüpfen; dieser nämlich hält ein Stück Weihnachtswecke in der Hand, und Hermann bietet ihm dafür, bei plötzlich erwachendem Hunger, einen Pfennig, den er in einer seiner Taschen findet. Der Junge aber beißt in das Stück und geht kauend weiter.

Hermann bietet ihm den Pfennig für die unberührte Hälfte. Der Junge (weiter essend und ohne ihn anzublicken): Gib mir den Pfennig du bist reicher als ich.

Hermann läßt ihn nun ruhig seines Weges ziehen. Nach einer Weile aber kehrt er sich um und trifft ihn mit einem kräftigen Wurfe.

Der Junge antwortet, andere gesellen sich dazu; das kleine Schneegefecht zieht sich die Straße entlang; Hermann hat eine große Zahl auf seiner Seite, von denen natürlich niemand weder die Veranlassung des Kampfes weiß, noch auch weiß, wer Hermann ist.

Inzwischen hat sich mit Elisabeth das Folgende ereignet: Sie hat das Tor durchschritten. Nachdem sie vorbei ist, tritt der Torwächter aus seinem Türchen und sieht ihr lauernd nach. Nicht weit vom Tore tritt sie in ein ärmliches Haus und pocht rechts vom Eingang an die erste Tür.
Eine von schwerer Arbeit frühalte, gutmütig aussehende Frau öffnet ein wenig und steckt den Kopf aus der Tür. Beim Anblick Elisabeths entfährt ihr ein Schreckensruf, und sie bekreuzt sich.

Elisabeth

Gott zum Gruß, Frau Kathrin. Wer hätte das gedacht, daß ich Euch noch einmal um Hilfe ansprechen müßte. Ich bin jetzt die ärmste Frau im Land, denn ich habe kein Unterkommen für die Nacht. Da dacht' ich, daß Ihr noch die beiden Betten stehen habt von Euren beiden lieben Kinderlein, die jetzt Engel Gottes sind. (Die Frau wischt sich die Augen.) Da dacht ich denn weiter, wir legten für die Nacht meine beiden armen Würmlein hinein, den Jungen, der sich jetzt draußen auf der Straße zu schaffen macht, und dieses hier.

Frau Kathrin

Viel Ehre, viel Ehre, Frau Landgräfin. Und danke für die gute Meinung und für die schönen Worte, ach Gott, von den lieben Engelskinderlein. (Sie weint.) Ach, daß

sie mir beide davon mußten. Und auch wie sie mir die viele Not machten, so waren sie doch da, und ich konnte ihnen fürsorgen –

Elisabeth

Es war eine liebe, fromme Zeit, wie wir an ihren Betten saßen, und Elsbeth, mein Patchen, sprach unter dem Abendläuten oft ihr eigenes Gebet, wie ich es sonst von Kindern nicht gehört; es war, als weilte ihre Seele bereits dort, und höre es sich oben vorsagen von den Sehenden. – Jetzt laßt mich fürs erste einen Augenblick eintreten, daß ich meinem Kind die Brust reiche, es will Nahrung haben, es saugt mit den Lippen und fährt auf dem Arme hin und her.

Frau Kathrin

(mit einem dummen Lächeln und ohne sich von der Stelle zu rühren)

Das ist ungewohnte Plag, Frau Landgräfin, nicht? Du lieber Herr, wie hat es denn dazu kommen können? Ihr seid dann also nicht mehr Herrin zur Wartburg? Aber eine so hohe Frau, wie Ihr doch seid, Euer Wittum habt Ihr doch? Seht, ich meine nur so nach meinem armen Verstande, wie es bei uns Arbeitsleuten auch gehalten wird, Ihr seid doch als Wittib gewiß in irgendeiner hochmächtigen Burg daheim, seht Ihr, versteht mich, ich kann es mir nur gar nicht erklären –

Elisabeth (rauh und abgebrochen für sich)

Hier kann ich nicht bleiben – und doch – die Kinder

müssen unterkommen. – (Zur Frau.) Davon sprechen wir dann am Abend. Habt Ihr die beiden Betten noch? Ich gab Euch ja die Kissen und Decken dafür . . .

Frau Kathrin

Ach, die Betten, die Kissen, wo hat sie mein Mann doch untergebracht; er sprach noch kürzlich davon, er wollte sie verwenden, ich weiß nicht wie –

Elisabeth wendet sich ab. Während des Gespräches hat sich die Tür links geöffnet, und eine Frau ist in die offene Tür getreten, in einfacher Bürgerkleidung, sehr frisch und hübsch ausschauend, ihr Kind auf dem Arm. Sie beginnt jetzt mit lebhafter Stimme, im Ton der Betrachtung, nicht eigentlich im Ton des Hohnes:

Die Bürgersfrau

Je, die Frau Landgräfin von der Burg! Nun laßt noch das Trauerkleid zerreißen, so ist sie wie eine Bettlerin aus dem Stadtspittelhaus. Ja nun, wir kennen sie ja eigentlich nicht anders, denn da hat sie sich ja schon von jeher zu schaffen gemacht, da und an solchen Orten. Ei, Frau Elisabeth, nun habt Ihr ja, was Ihr wolltet, nun könnt Ihr mit den Bresthaften und Besessenen leben, und habt nicht mehr den weiten Weg zu ihnen von der Wartburg herab im Winter. (Sie wendet sich in die warme Stube zurück.) Das ist zum Erbarmen. Man soll seine Stelle kennen in der Welt, an die uns der allmächtige Weltregierer gestellt und gewiesen hat; der hochwürdige Herr Pfarrer zu St. Georgen sagt das auch, da erfährt man nun, was er damit gemeint hat.

Elisabeth

(verläßt in sich versunken das Haus und geht langsam die Straße weiter)

Wie recht doch diese Frau durchaus zu haben schien. Die Frau Landgräfin – so will sie mich – zu gern gewährtem Gruß, zu schuldiger Ehrerbietung. Anders kennt sie mich nicht. Wie sollte sie mich kennen? Wir haben nicht die Not miteinander bestanden, nicht am Bette sterbender Kinder zusammen gebetet –

Hermann gesellt sich wieder zu seiner Mutter. Vom Kampfe munter und aufgeregt fragt er geradezu:

Hermann

Wo geht es nun hin, Mutter?

Elisabeth

(muß sich einen Augenblick, aber unmerklich, besinnen)

Du weißt, gleich da unten am Nikolaiturm, da wohnt der alte Vater Grundschöttel. Du warst einmal mit mir bei ihm und hast ihm die Geschichte vom heiligen Severin erzählt, der aus fernen Landen nach Linz an der Donau kam, wie du sie gehört und gelernt hast.

Hermann

Seine Tochter gab mir dann Johannisbeerwein dafür.

Elisabeth

Da wollen wir für diese Nacht bleiben – (auf einen fragenden Blick Hermanns:) denn wir sind aus der Burg ver-

wiesen. Ich denke aber, Oheim Konrad wird für uns sorgen, wenn er vom großen Jagen zurückkommt, was in zwei oder drei Tagen geschehen muß.

Hermann

Wo sind Gertrud und Sophie?

Elisabeth

Das ist nur bis morgen, morgen früh zur Messe sind wir wieder beisammen.

Sie sind an dem Hause angelangt und treten ein. Auf dem Flur kommt ihnen die Tochter mit verstellten Mienen entgegen.

Die Tochter

Ach, des Jammers, das es nun also kommen muß!

Elisabeth

Was ist geschehen?

Die Tochter

Ja, seid Ihr denn nicht im Elende? Ich hört es schon sagen, Ihr seid verwiesen, weiß Gott warum, er strafe Eure Verfolger.

Elisabeth

Könnt Ihr uns Obdach geben, mir und dem Knaben und dem Kinde da an meiner Brust?

Die Tochter

Das ist es ja eben, darum klage ich. Das wäre ein Tag, Euch die milde mannigfalte Wohltat zu vergelten,

die Ihr uns je und je erwiest. Nun denkt Euch, eben heute geht es so viel schlimmer als sonst, wir denken, es gehe zum Sterben, jede Stunde –

Elisabeth

Euer Vater? Will er von hinnen? Führ mich zu ihm.

Die Tochter

Ach seht, es ist ein Widernis, ihn anzublicken, er keucht und stöhnt, und Ihr müßt doch auch mit dem Kinde unterkommen für diese Nacht.

Elisabeth (ihre Verstellung bemerkend)

Ihr sagt mir nicht die Wahrheit. Lebt wohl denn, Gott steh Euch bei.

Sie geht jetzt die nächste Straße hinauf und pocht an jedem Hause. Sie klopft am Fenster und ruft hinein: Tut auf, Herr Martin, was macht Eure Frau? Ich bin Elisabeth, die Landgräfin, und suche mit meinem Knaben Unterkommen für die Nacht – oder: Tut auf, Fischer Hartwig, ich habe Euch oft geholfen, habe jetzt Hilfe not, tut auf – oder: Frau Dietzin, hier ist die Frau, die Euer Kind gepflegt, als man meinte, es hätte den Aussatz, ich will nur unterkommen im Zimmer, für eine Nacht. Überall vergeblich. Hier und da erscheint ein Kopf in der Tür, im Fenster, zieht sich aber sogleich zurück, wenn man Elisabeth erkennt. Wo sie sich genannt hat, regt sich gleich von Anfang nichts, es sei denn eine freole Neugierige, die ihr dann ein Scheltwort entgegenmurrt.

Bei diesem Gange begegnet ihr in der engen dunklen Gasse eine alte Bettlerin, die hinkend und an den Häusern sich weitertastend ihre Wohnung aufsucht. Da Elisabeth in der Finsternis ihr nahe kommt,

überhäuft die Alte die Landgräfin mit Scheltworten, stößt sie gewaltsam zur Seite und schlägt mit der Krücke nach ihr. — Von hier an klammert sich Hermann an Elisabeths Hand. Es ist dunkel geworden und bitterkalt. Elisabeth ist totenbleich, fliegenden Atems. Sie weint nicht, aber gegen ihren Willen rinnen ihr langsam große Tränentropfen aus den Augen herab. Das Wimmern des Säuglings zerreißt ihr das Herz.

Am Ende der Gasse liegt eine elende Herberge. In der Schenkstube ist Licht: man hört Gesellen beim Trunke reden, lärmen und singen. Elisabeth bleibt stehen und ruft: „Wirt, komm heraus, Gäste sind da." Sie muß den Ruf wiederholen. Der Wirt tritt in die Tür.

Elisabeth

Habt Ihr eine Kammer, da ich zur Nacht bleibe? Ich will Euch bezahlen, was recht ist.

Wirt

Wer seid Ihr denn? Zur Nacht eine einsame Frau — Ei, das ist ja die vertriebene Landgräfin. Nein, Frau, Ihr müßt anderswo unterkommen.

Elisabeth

Ihr müßt mich aufnehmen, das ist Eures Gewerbes.

Wirt

Die Landgrafen wissen, was sie tun; es ist nicht unsre Sache. (Er wendet sich zum Gehen.)

Elisabeth (in den heftigsten Zorn ausbrechend)

Höre, Mann, was ich dir sage. Weigerst du mir die Kammer gegen billiges Entgelt, so verrate ich es dem

Bürgermeister von Eisenach, und du verlierst deinen Schank. Dann kannst du droben bei den Landgrafen zur Tafel aufwarten, wenn sie dich haben wollen. Tu, was Recht und Pflicht ist. (Sie tritt ein.)

Der Wirt

macht ihr murrend Platz und will die Tür zur Schenkstube öffnen.

Elisabeth

Da tret' ich nicht ein. Habt Ihr nicht einen Raum draußen im Hofe?

Der Wirt (ruft in das Zimmer)

He! Licht! (Mit ingrimmig-spöttischer Miene führt er Elisabeth in den Hof und weist ihr einen Raum dicht neben dem Schweinekofen an. Als sie ihn entriegeln, flattern drinnen Hühner auf.)

Elisabeth (heftig und entschieden)

Bringt frisches Stroh. (Sie kann in Zorn und Schmerz ihre Tränen nicht mehr bemeistern.)

Nach einer kleinen Weile schiebt ein Knecht ein Bund Stroh zu der engen Tür herein. Gleich darauf erscheint das Gesicht der Magd in der Türöffnung; diese stellt einen Topf mit Milch rasch herein und verschwindet wieder. – Elisabeth versucht das Stroh ein wenig auszubreiten. Hermann hilft ihr. Sie gibt ihm das Brot und die Milch, hüllt ihn ganz und gar mit Stroh ein, so daß er warm gebettet schnell einschläft. Sie selbst kauert sich daneben und stillt das Kind. Vom Karthäuserkloster herüber hört man durch die Stille den Gesang der Mönche. Elisabeth lauscht. Sie erkennt das Tedeum. Ihre Tränen

lösen sich. Endlich versiegen sie. Elisabeth findet den Schlummer, indem sie ganz leise für sich wiederholt, wie in tief innerlicher, halb träumender Frage:

Herr Gott dich loben wir – Herr Gott wir danken dir. –

3

Bamberg. Der Hof des bischöflichen Palastes. Zu ebener Erde umziehen ihn enge Hallen, in welche die Treppenausgänge der Wohnungen münden.

In der Halle erscheint von rechts her eine tiefverhüllte weibliche Gestalt – Elisabeth – dem Hauptausgange zueilend.

Elisabeth

Wie nun an der Pforte? Erkennen sie mich, so glauben sie, mir sei etwas zugestoßen und berichten es sogleich. Erkennen sie mich nicht, so meinen sie, ich sei eine Diebin und halten mich auf. Gebe ich ihnen Geld, daß sie schweigen und mich gehen lassen?

Von links her bricht Lichtschein in die Halle. Die Tür öffnet sich. Auf der breiten Treppe erscheint der Bischof, Kammerherren gehen ihm vorher, eine Wache folgt, Fackelträger umgeben ihn. Der kleine Zug biegt nach dem Hauptausgange ein. Elisabeth hat versucht, noch vor dem Zuge den Gang nach der Pforte zu erreichen, es ist ihr nicht gelungen, und sie steht jetzt, dicht an einen Pfeiler gelehnt, ratlos da. Der Bischof hat sie bereits von der Treppe her bemerkt und beobachtet. Er hat sein Erstaunen, sein Erschrecken bemeistert, und indem er erst jetzt, nahe bei ihr angelangt, sie zu sehen scheint, redet er sie gütig an.

Bischof Egbert

Gott zum Gruß, Landgräfin Nichte. Der milde Abend hat Euch noch herausgelockt. Wart Ihr schon drunten im Garten und kehrt jetzt zurück? (Elisabeth gibt ein leichtes Zeichen des Einverständnisses.) Vergönnt mir, daß ich Euch geleite. (Zum Gefolge sich wendend.) Geht, Herren, in den Dom voraus. – Leuchtet!

Er unterstützt Elisabeth und führt sie so den Weg, den sie gekommen, zurück. Sie steigen eine Treppe hinauf – die Fackelträger bleiben zurück – dann durchschreiten sie ein Vorgemach.

Egbert (mit rauher, strenger Stimme)

Wo sind die beiden Kammerherren?

Elisabeth

Sie sind unschuldig; sie sind auf mein Geheiß zum nächtlichen Hochamt hinüber in den Dom. Ich würde mit den Frauen folgen, sagte ich. Ich dachte, es habe schon begonnen.

Egbert

Und unterdessen wolltest du –

Sie sind im Gemach der Elisabeth angelangt.

Egbert

Elisabeth! Elisabeth! Du wolltest entfliehen! Vermummt dich aus meinem Schlosse stehlen, das ich dir zur Heimat gemacht. Vernichtet war deine und meine Ehre, wenn du entkamst. Wie sannest du das? Welcher böse Geist gab dir es ein?

Elisabeth

Ihr habt mich das Fliehen und Betteln gelehrt.

Egbert

Verdien ich den Vorwurf, der ich dich gerettet?

Elisabeth

Ich meine nicht Euch, Oheim – die Menschen mein' ich, die andern, die ganze Welt.

Egbert

Wohin aber wolltest du?

Elisabeth

Ich weiß nicht.

Egbert

Das bedachtest du nicht?

Elisabeth

Verzeiht mir, Oheim. Ich will Euch ja nicht zu nahe tun. Aber ich muß hier fort.

Egbert

Wichtiges erwartet dich. Ich sprach dir von einer Werbung –

Elisabeth

Dieser entfloh ich.

Egbert

Wohl, das ahnte mir. – Nun, Elisabeth, ich beschwöre dich, halte ein und besinne dich, was du tust. Es sei dir ein Zeichen, daß ich deine Flucht gehindert. Nun siehst du, was vor dir liegt. Hier das Elend – dort das gottgeliebte Heiligtum der Ehe. Um dieses Einfalls einer finsteren Stunde willen, um dieser Flucht willen – achte die Werbung nicht gering, die morgen an dich ergeht. Ein unruhiger Geist besitzt dich, Elisabeth. Du bist gut und fromm, ich liebe dich, ich hege dich wie mein Kind. Oft aber tritt es in dein Wesen ein, daß es mich von dir schreckt – so sah ich dich eben jetzt. Vor dir selbst dich zu wahren, lehre ich dich. Du bist jung, Fleisch und Blut kochen und wallen in dir – gib dich einem edlen Manne in Hut.

Elisabeth, du hast der Ehe Glück genossen – laß mich reden, meine Tochter, dein Vater redet zu dir – Gott hat es dir wie in einem wundervollen Traum gezeigt. Er hat dich darum wissen lassen, auf daß du nun durch dein ferneres Tun ihn preisest –

Elisabeth (wie für sich)

Ja, das ist wahr.

Egbert

Ich meine, du bringst in deine neue Ehe ein hohes Wissen von dem Sinn des Sakramentes mit. Du kannst, du sollst ein Großes vollbringen durch diese Ehe, einen

hohen Beruf im Dienste Gottes erfüllen, weil du den neuen dir angetrauten Gatten zu Gott zu bringen vermagst. Wie herrlich wahrtest du so die Treue dem edlen frommen Gemahl, der deiner Kindheit Genosse war. Er will es gewißlich so, er ließ dir seine Liebe wie ein anvertrautes Gut, heilig damit zu wuchern –

Elisabeth (ganz für sich)

Wie wahr, wie wahr.

Egbert

Du verstehst mich, Elisabeth, um nun vielleicht einen hohen, kühnen Mann, der sich dir in Minne naht, zum Dienste Gottes zu bekehren.

Elisabeth

So gäbe ich mich um Lohn, wie ein Freudenweib.

Egbert

Frau, du lästerst. Sieh, du verwundest mich tief. Verdien' ich es um dich?

Elisabeth

Ich bin nicht ich selbst, ich bin an Händen und Füßen gebunden und erwehre mich.

Egbert

Würde dich Ludwig loben, wenn er dies Wort gehört?

Elisabeth

Oheim, Ihr sprecht von ihm, Ihr habt ihn gekannt. Ich habe ihm angehört als sein Eheweib. Dann habe ich ihn Gott gegeben und nun begraben. Ehelichte ich nun einen andern, als Gott allein – denn in den habe ich ihn gegeben, da hinein (mit einer Gebärde) ist er mir entschwunden – gäbe ich mich aufs neue einem Manne, so beginge ich Ehebruch.

Egbert (nach einer Pause)

Wie das Feuer der Liebe in dir loht! Es wird dich verzehren. Jetzt fristest du es an einem Wahn. Aber du kennst die Art des Wahnes nicht, er wendet sich einst gegen dich und wird dir zum Unheil. Dann rettet dich allein die Gegenwart des ehelichen Glücks.

Wie klagtest du, deine Kinder von dir zu lassen, in so guter Hut, zu edlen Verwandten, zu deiner Schwester der Äbtissin. Dennoch klagtest du, daß man sie dir nähme. Sieh, eine neue Ehe bietet ihnen eine neue Heimat. Und wahrlich, gegen Feindesanschläge, die wir gegen sie befürchteten, sind sie dann in Sicherheit. Nichts Geringes sinnen wir für dich. Mit Vorbedacht sagte ich vorhin, deiner warte ein hoher Beruf.

Elisabeth

Wißt, Oheim, es ist spät in der Nacht. Ich habe Euch mehr gesagt als ich wollte, ich habe auch fast mehr gehört als ich ertragen kann. Lassen wir es auf morgen. Nach dem, wie Ihr mich gesehen, werdet Ihr mir nicht ferner

Urlaub versagen. Wißt denn, ich will in mein Wittum nach Marburg in Hessen gehen. Der Friede ist ja geschlossen, denk ich, jenes mir zugestanden: ich sehe nicht, daß fernerhin meine Kinder gefährdet wären, wenn sie zu mir zurückkehren. Daß ich dort in Züchten lebe, dafür bürgt Euch Meister Konrad, den mir die Kirche zum geistlichen Vater gesetzt. Hier bin ich für nichts und will nicht länger bleiben. Für Eure Liebe und Treue seid tausendmal bedankt. Jetzt kann ich Euch nichts mehr sagen, auf morgen denn.

Egbert

Nein, liebe Tochter, die Stunde muß es entscheiden; du hast mir dein Herz geöffnet, ich blicke tief hinein und sage dir: verstehe es recht, was dir dein eigenes glühendes, bangendes Herze rät. Du bist zu einer Herrin berufen –

Elisabeth

Nicht über mein Herz –

Egbert

Doch über Glut und Bangigkeit deines eigenen Herzens, dadurch, daß du den dir gemäßen Beruf von ganzem Herzen erfüllst. Aus einem unbezähmten und ungefügen Gesellen werde du abermals ein Weib. Herrin über das Herz des Gemahls, Herrin dazu über Mächte und Güter, Leute und Land. Suche ihn dir, den Gemahl, auf den Höhen des Lebens, dann findest du ihn recht, findest, wohin Gott dich ruft. Und wenn es der Kaiser selbst, Friedrich der Zweite, der Hohenstaufe, wäre!

Elisabeth

Und wenn es der Khan der Tartaren wäre, ich nehm' ihn nicht.

Egbert

Und ich sage dir, wie es um dich steht, dir wäre besser, irgendein ungarischer Lehnsmann begehrte dich rechtschaffen und nähme dich zum ehelichen Weibe und lehrte dich Demut und Gott untertan zu sein.

Elisabeth

Wenn Ihr mir also zusprecht, wißt Ihr, was ich tue? Ich schneid mir die Nasen ab, dann will mich keiner, und Ihr seid Euer Sorgen los –

Egbert

Ich gehe. Ich will für deine Seele beten, Elisabeth.

Elisabeth

Betet, betet, daß er mich von hinnen nehme, da wär' mir wohl.

Der Bischof geht.

Elisabeth

(in Verzweiflung ausbrechend, tränenlos, schmerzlich krampfhaft die Hände ineinander schlagend)

Warum verließest du mich – Ludwig – – (Sie erschrickt vor dem Klang des Namens.) Gott regiert wahrlich nimmermehr die Welt. Du lebst und ich sehe dich nicht. Du bist, und ich kann dir nicht die Hand berühren. Gott stellt sich dazwischen und will es nicht. Wälder und Burgen und Länder und Meere fügt er dazwischen, zwischen dich und

mich, und Menschen, die mich bannen, und Tag — und Nacht — fügt er dazwischen — und mich, mich selbst —

Was hat er aus mir werden lassen? Ich bin eine Dirne, die mit Männern streitet. Ich bin nicht mehr dein heiliges Weib. Das erträgst du in deiner Himmelswonne und hilfst mir nicht — du — du — — (plötzlich erstarrend).

Nein doch, du bist ja nicht mehr. Du bist gestorben und hörst mich nicht. Deine Leiche liegt in Reinhardsbrunn. Will ich dich sehen, finde ich dich nicht mehr. (Flüsternd.) Was also machen, was tun, was tun, da ich dich mehr liebe als Gott und alle Welt, und alles, was je ward und geschaffen war und noch werden mag —

Sie eilt nach dem Fenster, um es zu öffnen. Sie ringt nach Worten, ringt nach Tränen, in höchster Beängstigung. Da sinkt sie nieder — das Bewußtsein schwindet ihr. Wie ein letzter Atemzug der Seele entringt sich ihr das Wort: Jesus.

Sie liegt wie entseelt in tiefer Ohnmacht. — Nach einer Weile lugt eine Dienerin herein und schreckt zurück; gleich darauf eilen die Kammerfrauen, durch sie gerufen, herbei; man sieht durch die geöffnete Tür in weite, glänzende Gemächer. — Die Frauen bemühen sich um Elisabeth, heben sie auf und bringen sie rechts in das mit sinnvollem Schmuck warm und prächtig verzierte Schlafgemach, durch dessen geöffnete Fenster Mondlicht und milde Lenzesluft hereindringt.

III. Die Vollendung

1

Marburg. — Elisabeth hatte zu ihrem Wittume eine größere Geldsumme vom Landgrafen von Thüringen erhalten. Diese beschloß sie an einem Tage zu verteilen. Auf einer Wiese, welche bei der Stadt an

der Lahn zwischen Höhen einerseits, der Landstraße und einem Wäldchen andrerseits gelegen, geht diese Verteilung vor. Die Wiese ist ganz und gar mit unzähligen Scharen von Bettlern, armen Weibern, Kindern, Krüppeln bedeckt. Auf den Höhen Bürger- und Bauernfamilien, die dem Vorgange unten zuschauen. – Sieht man die Haufen der Bettler genauer an, so bemerkt man eine Ordnung in ihnen. Sie sind, so gut es gehen will, in Kreisen geordnet; einige haben sich niedergelassen, die meisten stehen und schauen ängstlich, was sich in ihrer Umgebung zuträgt. Männer mit dem hessischen Wappen gehen hin und her und bedeuten die Unruhigen, auf ihrem Platz zu verweilen. – Indessen geht ein würdiger Mann in geistlicher Tracht, neben ihm ein Ratsherr und hinter ihnen Diener mit großen, schweren Beuteln voller Geldes von Kreis zu Kreis, und zahlt jedem eine Summe aus, Männern, Frauen, Kindern, allen gleich. – Die armen Leute sind voller Hast und Gier, das Empfangene unterzubringen. – Es sind böse Mienen darunter, Männer von wildem Aussehen, mit gebrochenen Gliedern und Narben im Gesicht, Frauen mit schielenden Augen und wirrem Haare. Die hin und her gehenden Herolde haben alle Mühe zu verhindern, daß nicht die bereits Beschenkten sich in einen anderen Kreis schleichen, an den die Austeilung noch nicht gekommen ist, um so zum zweiten Male zu empfangen. Ein gewaltiges Summen und Surren der halb unterdrückten Stimmen geht über den ganzen Platz; die Leute teilen sich mit, was sie empfangen, und vergleichen. Einige in den noch wartenden Kreisen sprechen von Verwendung des Geldes; einige Männer, die bereits erhalten haben, verabreden den gemeinsamen Heimweg mit leuchtenden Blicken, die Schenke, in der sie einkehren wollen; einige ziehen gar, ganz verstohlen, einen Würfelbecher hervor, was ihnen indessen sofort verwiesen wird. – Elisabeth geht, ganz ohne Geleit, im einfachen schwarzen Gewand durch die Scharen hin und spricht mit den Frauen; wo sie erscheint, verstummt auf eine Weile das allgemeine Gespräch; man blickt auf sie, man lauscht, was sie den Angeredeten sagt. Ein schmutziges Bettelkind hängt sich an ihr Gewand.

Elisabeth

Aber wenn du nicht auf deinem Platze bleibst, wirst du ja deine Spende nicht erhalten, bleib hier.

Das Kind (sich nur noch fester an sie hängend)

Will mit dir gehen.

Elisabeth

muß es sich von mehreren gefallen lassen, daß sie sich an sie anklammern, und kann sich nicht enthalten ihnen zu sagen, aber so, daß es kein Fernstehender hört:

Nun, wartet, ihr Süßen, Kleinen, euer jedem gebe ich eine Goldmünze zum Andenken, die hebt ihr euch auf, gelt, und denkt an mich.

Die Verteilung der gleichen allgemeinen Gabe an die Kinder erregt hier und da Neid und Ärgernis. Auch der Säugling auf dem Arm wird bedacht. Manche Familien, die ihr ganzes Kinderhäuflein aufgestellt, erhalten große Summen, die dann die Eltern sofort sich aus den Händen der Kinder einsammeln. Darüber entsteht an einer Stelle Streit. Ein alter Stelzfuß ruft:

Ich bin auch aus Wehrda und weiß, das sind die Kinder dieser Leute gar nicht; sie haben fremde Kinder mit sich genommen, um Geld durch sie zu erhalten.

Der Ratsherr (mit Strenge hinzutretend)

Ist dem so, wie er sagt?

Die verklagte Frau beginnt auf den Stelzfuß zu schelten und die Geschichte seines Lebens mit lauter Stimme vorzutragen. Jetzt ist aber

auch bereits Elisabeth herbeigeeilt; der Stelzfuß läßt sich den Augenblick nicht entgehen, um laut zu seinen Nachbarn zu sagen: Es tut eben nicht gut, dem unvernünftigen Kindervolk zu spenden. Dann verstummen sie im Anblick Elisabeths, obwohl mit erregten Mienen, und böse, zornige Blicke hinüber und herüber werfend.

Elisabeth

Wo ist nun der Herr? – (Sich zu dem Alten wendend.) Sage du, welches Kind gehört nicht den Leuten da, die du verklagst?

Der Stelzfuß bezeichnet, mit demütiger Gebärde und die Mütze ziehend, eines der Kinder.

Elisabeth (zu der Frau)

Wie verhält es sich damit?

Die Frau

Es ist meiner Nachbarin Kind. Sie ist krank und konnte nicht kommen.

Elisabeth

Gebt dem Kinde noch einmal die gleiche Spende für seine Mutter. Und Ihr, Frau, gebt ihm das Seine wieder. (Die Stimme erhebend.) Besser, ihr Eltern laßt die Münzen euren Kindern, sofern sie solche greifen und bergen können, so gibt es keinen Neid um die größere Summe in einer Hand. – Führt den Mann hier sofort in einen anderen Kreis, damit er an einer anderen Stelle seine Spende erhalte. – (Laut ihm nachsprechend.) Doppelt sollte man den

Kindern geben, allen ohne Widerspruch. Denn sie freuen sich, wenn man ihnen schenkt, und brauchen es auch doppelt in ihrer Hilflosigkeit, und kinderreiche Leute haben viele Not, von der ihr anderen nichts fühlt und wißt.

In einiger Entfernung hört man weinen und schreien. Alles richtet die Blicke dahin. Elisabeth geht eilends den Wappenherolden entgegen, die ein Mädchen ihr zuführen, mit abgeschnittenen Haaren.

Der eine Herold

Es ist geschehen, wie uns befohlen war. Sie hatte unbemerkt sich an einen anderen Platz gestohlen, um zum zweiten Male zu empfangen.

Elisabeth

Es geschah zu Recht, denn hielten es alle so, so ginge es hier zu wie auch sonst in der Welt, und wir hätten noch vor Abend eitel Zorn und Zank und Schlägerei.

Da ihr Blick aber auf das Mädchen fällt und auf das Haar in der Hand des Büttels, schreit sie auf, umhalst die Dirne und beginnt laut zu weinen. Banges Schweigen.

Eine Frau tritt mit großer Bescheidenheit herzu und sagt mit Bestimmtheit, sich vor Elisabeth verneigend:

Die Frau

Mit Gunst, Frau Landgräfin, es ist zu Unrecht geschehen. Die Dirne wollte mit ihrer Muhme plaudern und dachte nicht daran, zum zweiten Male die Gabe zu heischen. Sie hat es mir vorher erzählt.

Elisabeth

Wie? was sagst du? Hört ihr andern. — — Sag es an, Herold, sag es an, ihr ist ein Unrecht geschehen — (leiser für sich) ein Unrecht durchaus — wie konnte ich strafen — — Gott, was sagst du mir damit? — (Plötzlich erstrahlend.) Weißt du, Kind, ich erkenne den Sinn, das Haar verführte dich zu Tand, du wirst weicher und milder und besser werden ohne das: schenke es Gott.

Das Mädchen

O Frau, Ihr seht in mein Herz.

Elisabeth

Es ist dir leid darum?

Das Mädchen

Dies soll nun die Wende sein. — Längst schon gedachte ich den Klosterfrauen anzugehören.

Elisabeth

Und nun ist die Fessel durchschnitten, nicht? Eia, eia, freue dich mit mir, mein Kind. Es ist mir lieber, daß du die Haare verloren hast, als wenn mein Sohn römischer Kaiser geworden wäre. Komm, komm, geh in meine Behausung zu Marburg. Da sorgen wir, bin ich zurück, sogleich, was deinen Eintritt ins Kloster befördern mag. Leb wohl! Heut abend noch sehen wir uns zu Haus!

Elisabeth schreitet nun weiter, dem kleinen Haine zu. Allmählich neigt der Herbsttag zu seinem Ende, und wer die Gabe erhalten hat,

bricht nun nach der Heimat auf. Man sieht immer mehre und mehre auf der Straße oder auf Fußsteigen über die Höhen davonziehen. Für Elisabeth ist in dem Wäldchen selbst ein Sitz bereitet, von dem sie unbemerkt die Wiese überschaut. Ihre Mienen nehmen, wenn sie allein ist, den Ausdruck stiller, tiefer Trauer an. — Kühle Luft erhebt sich von der Lahn her; noch sind viele auf der Wiese zu sehen; da steht Elisabeth in neuer Sorge und Erregung auf. Wie sie sich umwendet, treten ihr der Geistliche und der Ratsherr nahe, die sie schon seit einer Weile aus der Ferne mit ernsten Blicken betrachtet haben. Sie schreiten jetzt auf sie zu, und der Geistliche weist auf den Haufen leerer Säckel, der auf dem Boden liegt. Elisabeth aber scheint es nicht zu bemerken und beginnt sehr eilfertig:

Elisabeth

Wir müssen für die Zurückbleibenden Sorge tragen, die nicht mehr vor Abend ihr Heim erreichen können, für die Lahmen, für Frauen und Kinder. Bis jetzt hat keiner seinen Platz verlassen mögen, um der Spende nicht verlustig zu gehen. Jetzt raunt wohl mancher: das hätte die Fürstin wohl anders anstellen können, daß wir nicht in Nacht und Nebel mehr Schaden leiden, als die Gabe wert ist.

Ratsherr

Herrin, wir haben derlei wohl schon vorher erwähnt und zu bedenken gegeben, wüßten es nun kaum zu ändern.

Elisabeth

Nein, wer verlangt das auch von euch; die Sonne ist nicht aufzuhalten in ihrem Lauf. Vor allem wollen wir sie, denke ich, froh machen, daß sie diesen unseren Festtag

nicht schelten dürfen. Also, ehrwürdiger Herr Säckelmeister, wie meint Ihr, sechs Batzen für jeden von denen da, die sich nun müde und ratlos auf der Wiese lagern und nicht wissen, was aus ihnen wird. Unterdessen sie dann ein wenig froher sich behaben –

Der Geistliche

Landgräfin, die Säckel sind leer, Euer Wittum ist aufgezehrt.

Elisabeth

Die fünfhundert Mark des bösen Heinrich Raspe – wenn sie nur keinen Schaden anrichten bei den armen Leuten –, mir ist bange darum. Nun nehmt von meinem Gelde, von meinen Einkünften, von der Steuer des Landes –

Der Geistliche

Mir ist nichts weiter zu Hand.

Elisabeth

Flugs denn, sendet in die Stadt – geht Ihr selbst, Ratsherr, nehmt es aus dem Stadtsäckel – fürs erste ist hier noch einiges, daß wir mit dem Verteilen beginnen können. (Sie gibt dem Geistlichen ein Täschchen, mit welchem sich dieser entfernt; dann zum Ratsherrn:) Und nun, wenn Ihr zur Stadt kommt, hört vor allem dies: Herberge muß geschafft werden für die Armen über Nacht. Im Spital wird nicht alles übersetzt sein. Dann klopft bei den Bürgern an,

daß sie sich untereinander verabreden und je einen Armen, ein Kind bei sich aufnehmen für die wenigen Stunden der Nachtruh.

Ratsherr

Es ist schon um der Ordnung willen notwendig so, Ihr habt ganz recht, Frau Landgräfin –

Elisabeth (indem sie mit ihm den Weg zur Stadt einschlägt)

Heischen sie Entgelt, so bietet ihnen, was Ihr wollt, in meinem Namen, ich zahl' es aus. Nein, wir sind noch nicht zu Ende: Laßt Brote herausfahren, feines, gutes Weizenbrot, soviel Ihr von den Bäckern könnt auftreiben; ich vergelt' es reichlich, so viel wirft mir mein Land schon ab – ach und wißt, Freund, nicht alle Tage werden die da Wein zu trinken haben, laßt ein paar Fässer Wein aufladen aus dem Ratskeller, nicht vom allerbesten eben, aber so, daß er wohl tut und froh macht – und nun flugs und flink, nicht wahr, Ihr sputet Euch, vom ersten Bäcker, dem Ihr vorbeikommt, laßt Ihr gleich aufladen und herausfahren, und so fort durch die Stadt – wollt Ihr es so ausführen, ja, seid gütig, Freund.

Ratsherr

O Ihr selber übergütige, edle, liebe Frau – es soll alles da sein, wie Ihr es wünscht, so schnell Ihr denken könnt –

Elisabeth

Dann wär es schon hier (und dem Enteilenden nachrufend:) Habt Dank! Habt Gottes Dank!

Sie wendet sich zur Wiese zurück, deren Anblick sich inzwischen verändert hat. Es ist nur gar elendes Volk zurückgeblieben; sie haben es sich aber bequem gemacht, haben sich in einen großen Umkreis an Gräben und kleinen Hügeln gelagert, ohne den vorherigen ordnenden Zwang. — Die Zuschauer sind auch großenteils von den Höhen verschwunden. Nur einige neugierige Gruppen warten, was nun noch weiter geschehen wird. Einige wandern auf der Landstraße davon, mitten zwischen den beschenkten Armen, diese hier und da ansprechend, hier und da wohl auch belachend. — Andere gehen zur Lahn hinab, um sich dort auf Kähnen davon zu machen. — Auf der Wiese hat der Geistliche die neue Verteilung begonnen, sie indessen nicht allzusehr beschleunigt und die neue Gabe vielmehr mit erbaulichen Reden über die Güte der Elisabeth begleitet. Als diese sich jetzt nähert, bricht — zum erstenmal an dem ganzen Tag — ein lauter Freudenruf aus. Sie erheben die kläglichen Stimmen, welche alles, nur nicht das Jubeln gewohnt sind, und beinahe wie klagend, herb und rauh, und doch froh und glücklich erklingt es:

Heil! Heil! Heil! Elisabeth!

Elisabeth

(Sie redet immer zu den Nächstsitzenden, von einem zum andern sich wendend.)

Habt schönen guten Abend, Freunde! Das nenn' ich mir liebreiche und zufriedene Gemüter! Ihr wißt ja noch nicht einmal, ihr Armen, wo ihr die Nacht über bleiben wollt. — Nein, wenn ihr aufsteht, kann ich nicht zu euch reden, dann troll ich mich heim — (Trotz ihrer Verwarnung kann sie es aber nicht hindern, daß sich der Kreis enger und enger um sie her schließt, und Fernere zu ihr hin hinken, kriechen und gehen.) Also denn wohlgemut, wir bleiben hier auf der Lahnwiese — es wird nur kühl werden. — Hei! also, ihr

Knechte, bringt Holz, zündet ein Feuer an! – Und im Vertrauen, der gute Ratsherr, den ihr vorhin gesehen, macht Herberge für euch in der Stadt, ihr braucht euch heut abend also nicht mehr um den Heimweg zu sorgen.

Sie hat unterdessen immer nach dem Stadttore ausgeschaut. Jetzt erblickt sie den ersten Wagen mit Brot. Sie winkt einigen Dienern, sie zu begleiten.

Laßt mich eine Weile, Freunde, dort ist noch ein Weniges zu schaffen.

Sie enteilt wieder nach dem Hain und ordnet dort die Verteilung der Brote an, die nun allmählich um die angezündeten Feuer her erfolgt. Endlich ist auch der Wein angelangt, er wird an den Bäumen ausgeschenkt und in Holzkrügen von den Dienern und Herolden auf die Wiese gebracht. – Dort wird es allmählich lauter und immer lauter. Man hört hier und da ein Jauchzen, einen Freudenruf. Endlich stimmt einer in der Ferne ein Liedchen an, hält aber bald wieder inne. Elisabeth hat nun alles angeordnet und kehrt schnellen Ganges und mit frohen Mienen zu den Speisenden zurück. An einem Feuer hat gerade ein alter vernarbter Gesell ein Kreuzfahrerlied zu singen begonnen. Er verstummt auf den Wink einer Frau, als Elisabeth sich nähert. Ein anderer, ein verkrümmtes, weißhaariges Männchen mit lebhaften Mienen und Augen, kann sich nicht bezwingen und stimmt ein Schelmenliedchen an. Elisabeth, die von ihm unbemerkt gerade in seiner Nähe weilt, hält sich mit einer anmutigen, halb unwilligen Gebärde die Ohren zu. Jetzt hat eine Frau aber einige Kinder zusammengebracht und sie mit ein paar Worten aufgemuntert: diese stimmen jetzt ein lustig-frommes Lied von den heiligen drei Königen an. Unter anderm kommt darin vor, wie Kasper, der Mohr, dem Christkind Kapriolen vormacht, und Gottes Sohn auf dem Schoße seiner Mutter lachen muß. Dabei fällt es einem Bettelbuben ein, es vorzumachen, und er schlägt, gerade vor der Landgräfin,

einen Purzelbaum. Diese lacht laut, und wie nun der Refrain des Liedes wiederkehrt, faßt sie rechts und links ein Kind an der Hand, heißt die andern singenden Kinder durch Winke einen Kreis bilden, und tanzt nun mit ihnen um das Feuer herum. Die Frauen, die Alten begleiten den Tanz mit ihren Gebärden; ein Lahmer schlägt, da er sich sonst nicht viel regen kann, mit seiner Krücke den Takt. Der alte Schelm stimmt im Übermut mit krähender Stimme nochmals sein Liedchen an, wird aber unter lautem Lachen von den Nachbarn zur Ruhe verwiesen.

Der Vollmond ist groß und mächtig über den Höhen emporgestiegen und scheint jetzt auf die Gruppe. Auf der Lahn fahren die letzten Zuschauer davon; man hört ihr fernes Lachen; auf einigen Kähnen stimmen sie frohgemut in die Lieder der Bettlerscharen ein.

2

Behausung Konrads von Marburg. Elisabeth tritt ein. Sie trägt das Gewand der Franziskanerinnen. Ihr Leib ist durch Kasteiungen gebrochen, ihre Haltung, ihre Mienen verändert, fast entstellt.

Konrad (wendet sich heftig zu ihr)

Ich sah dich heute nicht bei meiner Predigt. Willst du dich auch von der Beichte davonstehlen? (Elisabeth blickt erschreckt auf.) Darum habe ich dich rufen lassen. Das fromme Weib, welches ich dir gesellt, hat mir berichtet. Höre mich knieend an. –

Elisabeth kniet nieder.

Konrad

Da ich dir gebot, den Armen nur je einen Pfennig zu almosenieren, zur Steuer deiner Eitelkeit, hast du denselben

Armen mehrmals des Tages und immer wieder zu deiner Wohnung kommen lassen, und also mein Gebot verhöhnt.

Elisabeth schweigt.

Konrad

Du trotzest mir, Frau. – Wohl. Erinnerst du dich des Gebotes?

Elisabeth

Ja.

Konrad

Nun, und das, was ist das?

Elisabeth

Ein Pfennig.

Konrad

Ein Pfennig in Silber, wohl hundert Pfennige wert, den hast du prägen lassen, um mir gehorsam zu scheinen und mich arglistig beim Almosengeben zu hintergehen.

Elisabeth (sehr demütig)

Ich bin Landgräfin zu Hessen und habe das Recht, Geld prägen zu lassen.

Konrad schlägt sie. Sie sinkt zu Boden. – Dann wendet sich jener im höchsten Zorn von ihr ab, wirft sich vor einem roh gezimmerten Kruzifix nieder und verharrt daselbst eine Weile in lautem, stöhnendem Gebet. Dann steht er auf und setzt sich in die Fensternische. Er bedeutet Elisabeth durch einen Wink, sich zu erheben und auf einem Schemel nahe der Tür niederzusitzen. Er vermeidet sie anzublicken. Mit düsterer Fassung beginnt er:

Konrad

Verlaßt Marburg. Zwingt mich nicht länger, Euer Beichtiger zu sein. Oder ich selbst will von hier weg nach Mainz gehen, so Ihr wollt.

Elisabeth

Der Heilige Vater hat Euch mir vorgesetzt, da Ludwig noch lebte. Dann wußte ich auf Erden keinen, dem ich vertrauen mochte, als nur Euch. Bleibt bei mir. Ich glaube an Euch. Ich bin Euch von Herzen untertan.

Konrad

(mit sogleich sich erneuender Heftigkeit)

Ja, ich wollte mich des erkühnen, dich vor Gott zu vertreten. Deine Seele wollt' ich in mich nehmen und sie tragen vor Gott. Aber du widerstehst mir, du lähmst mein Tun.

Elisabeth

Wann hätt' ich Euch widerstanden, Euch nicht nachgegeben, auch wo ich recht zu haben meinte.

Konrad

Sieh doch dein Gewand an, empfingst du es von mir?

Elisabeth

Das konntet Ihr nicht hindern, daß ich in den Orden trat, und alles Weltliche abtat.

Konrad

O Frau Elisabeth, du hast von der Welt das Hauptstück dir zurückbehalten, dich selbst, deine Eigenart, deinen

Willen. – Was den Orden angeht, darin also habe ich nachgegeben; es war ein geringes Ding und hat mir Angst und Not im Gewissen gemacht, darum nämlich, daß ich mir sagte: sie ist doch nicht Tertiarerin geworden, weil der Orden eine Regel der Kirche ist, sondern aus ihrem eigenen Sinn, um wiederum etwas ganz Ausnehmendes und Unerhörtes zu tun. Das quälte mich und ich habe es mir vorgeworfen, daß ich es zuließ.

Elisabeth

Seht, Meister Konrad, wie Ihr der beste Mann seid, der lebt, so nehmt Ihr Euch meiner an, in tiefster Seele, es erfüllt Euch und ist Euch heilig und ernst. – (Das Haupt senkend.) Nun denn, ich bekenne und weiß die Sünde wohl, die ich wider Gott und Euch durch die Lüge und List mit dem Pfennig beging. Löset mich von Gottes gerechtem Zorn.

Konrad

Dies soll deine Büßung sein. Siebenmal in der Nacht erhebe dich vom Lager, ergreife die Geißel und züchtige dein Fleisch. Das geschehe von heute an zehn Tage. Nach diesen stelle dich mir wiederum dar, daß ich dich lossprechе. – Die Pfennige, die du hast prägen lassen, Frau, die gibst du allsogleich zur Münze zurück; sonst wäre deine Buße eitel Spott.

Elisabeth

Ich gehorche. (Sie will gehen.)

Konrad

Bleib.

Er zögert und scheint sich mühsam zu entscheidenden Worten zu sammeln. Elisabeth, die zu zittern beginnt, wiederholt:

Elisabeth

Ich gehorche, ich sagte es ja; ich schicke die Pfennige noch heute zur Münze zurück.

Konrad

Laß den Bettelkram! (Er richtet den finsteren Blick auf sie.) Die Frage geht um dich. Unterwirf dich mir völlig und willig. Du sollst, nach heiligem Rat der Kirche, das leuchtende Beispiel des Gehorsams geben. Denn wer blickte nicht auf dich, deines Geschickes halber. Das such' ich zum Heil zu wenden. Elisabeth! Brich deinen Willen, wandle dich ganz und gar.

Elisabeth

Wie also? Wie also?

Konrad

Brich deinen Willen in jedem Augenblick.

Elisabeth

Wie aber leben?

Konrad

Spinne um Geld für das Kloster, das ist gut. Verlaß dein Haus nur auf mein Geheiß, wenn ich dir sage, zur

Messe zu gehen. Da gehe dann geradeswegs zur Kirche und wieder zurück und schweife nicht rechts noch links.

Elisabeth

(vor ihm niederfallend und sich ihm nähernd)

O Vater, könnt Ihr mir den Frieden geben? Mir ist zur Welt so weh. Was ich auch tue, das Wehe, die Bangigkeit verläßt mich nicht. Wenn ich zu Hause auf den Knieen fahre, um Irmgard die Fliese zu scheuern, da weiß ich zwar, ich könnte für den Augenblick nicht besser tun, aber gut, gut, von innen und im Herzen gut ist nichts, was ich beginne. Dann also, wenn ich in allem, sobald ich Atem hole, mich verleugne, dann meint Ihr, würd' ich ruhig?

Konrad

Du wirst demütig werden, und die Gnadenmittel, die die Kirche spendet, werden ihre heilsame Macht über dich gewinnen.

Elisabeth

Ja, ja, Ihr hegt das Geheimnis meiner Schuld, auf unerforschliche Art. Als Ihr mich vorhin schluget, war mir's, als wär' ich im dritten Himmel.

Konrad (mit einem gebrochenen Lächeln)

Braucht es nur das, um dich in den Himmel zu bringen?

Elisabeth

Du bist gut, ich vertraue dir, denn unter allen, die ich

je gekannt, Bettlern und Reichen, bist du der einzige, der ganz unvermögend ist, das Seinige zu wollen. Sieh, so trau ich dir.

In Konrads Auge blitzt es bei diesen Worten unheimlich auf, wie ein Gefühl der Befriedigung. Elisabeth ist von den Knieen aufgestanden und hat sich ihm dicht gegenüber gesetzt. Sie sucht mit den Blicken gleichsam seine Augen, da er ihren Blicken zu begegnen vermeidet. Plötzlich unterbricht sie sich und lacht.

Wenn die Leute uns so sähen. Ihr wißt, was sie von uns sagen. – Daß mich das nicht mehr schmerzte, das war das Opfer, welches mir wohlgetan hat.

Konrad (plötzlich wieder sehr finster)

Schweige davon. Ernst ist, wessen sie dich mahnen. Der Mensch ist da, wo seine Liebe ist. Und liebst du irgend etwas auf der Welt, so ist es dir Sünde zum Tode und erwirkt Gottes unauslöschlichen Zorn wider dich, die du dich ihm, ist es so, nur wie zum Hohne gelobt. Bekenne, Elisabeth, beuge dich und besinne dich in heiliger Furcht: was liebst du, Frau, annoch auf dieser Welt?

Elisabeth

Die Armen.

Konrad

Lasse von ihnen ganz und gar. Dein Gut und Erbe kommt ihnen doch zu, wenn du es so verordnest. Daß du den Flehenden selber gibst, ist Fron der Eitelkeit.

Elisabeth

Ich will aber gerne mit ihnen sein. Ich liebe die Armut. Ich möchte selber vor den Häusern betteln gehen.

Konrad

Brich deinen Willen, Elisabeth. Gehorche!

Elisabeth

Ich entsage. Ich gebe nun keine Almosen mehr. –

Konrad

Wen, Tochter, liebst du ferner noch auf der Welt?

Elisabeth

Ihr müßt mir die Pflege der Kranken gestatten. Lebe ich nicht für die Kranken, so bin ich selber krank.

Konrad

Die heilige Mutter, die Kirche, befiehlt die Kranken zu besuchen, weil dem Kranken der Anblick frommer Brüder und Schwestern wohltut und das Anhören der Gebete seine Seele rettet. Solche Besuche verrichte auch du, wenn ich dir es heiße. – Daß du wie bisher in die Betten greifst, sie zu reinigen, oder der kranken Wöchnerin die Kuh melkst, und die Kranken küssest, das sind Torheiten des Fleisches, die unterlasse fernerhin.

Elisabeth

Seht, Meister Konrad, das versteht Ihr nicht. Hätte ich nicht mit eigener Hand einmal einer Witwe Kuh gemolken – es ging schlecht genug, ich bekam kaum einen halben Topf –, inzwischen so wäre das Kind fast gestorben, denn es war niemand zur Stelle. Dann macht nur eine

Schutzwehr um die Häuser, wo Kranke sind; wenn ich ihnen nicht helfen soll, mich nicht um sie mühen darf, mag ich nicht hineingehen.

Konrad

Mußt du die Aussätzigen küssen, um ihnen zu helfen?

Elisabeth

Der seraphische Vater heilte eine Wunde durch seinen Kuß.

Konrad

Du bist eine Närrin, Elisabeth, willst du Wunder tun?

Elisabeth

Aber ich muß diese Elendesten aller Elenden küssen, weil ich sie liebe. Es zieht mich hin zu den Aussätzigen. Ach, wäre ich doch tausendmal selber ein aussätziges Weib, und säße in meiner Hütte draußen vor der Stadt, und sähe die Menschen ferne vorbeigehn, und gute Leute schlichen sich heran, und legten alltäglich ein Brot in die Tür. Da wäre mir wohl.

Konrad ist im abermaligen Ausbruche heftigsten Zornes aufgesprungen. Er ergreift eine Geißel und läßt sie wiederholt mit gewaltigem Schwunge des Arms auf seinen Rücken niederfallen. Dann ist es, als wolle er Elisabeth der gleichen Züchtigung unterwerfen, und wir meinen sie schon unter der furchtbaren Wucht dieser Geißelschläge vergehen zu sehen. Plötzlich aber hält er inne und sagt:

Konrad

Ja, das ist's. Du liebst deine Kinder. Das widerstrebt mir. Durch sie gehörst du noch der Welt. Entsage ihnen.

Entsage dem Wunsche, sie unter deinen Augen erwachsen zu sehen. Entsage, sie jemals wiederzusehen. Entsage ihnen bis auf den letzten Gedanken deiner Seele. Nimm sie aus deinem Herzen und opfre deine Liebe Gott.

Elisabeth (unhörbar leise)

Ich wußte, daß du dies von mir fordern würdest.

Konrad

Rette deine Seele, Elisabeth.

Elisabeth

Ist es auch sicherlich Gottes – Gottes gnädiger Wille?

Konrad

(geht freudig einen Schritt auf sie zu, macht mit erhabener Gebärde das Zeichen des Kreuzes über sie)

Gehe hin, meine Tochter. Zum Heile vieler, Gottes erlesenes Werkzeug bist du gesandt.

Elisabeth ist in diesem Gespräche schneebleich geworden; starr und still steht sie da; sie spricht, ohne die Lippen zu öffnen. Noch will sie, wie es scheint, erwidern. Doch wendet sie sich plötzlich, mit einer leisen Verneigung gegen Konrad, und geht lautlos zur Tür hinaus.

3

Vor der Kirche in Marburg. Eine große Menge Volks erwartungsvoll bewegt. Wir belauschen etwa folgendes Gespräch.

Eine ärmere Bürgersfrau

(zu einer sehr wohlansehnlich würdigen)

Gelobt sei Jesus Christ!

Die andere

In Ewigkeit, Amen.

Die erste

Sieht man Euch auch hier, Frau Meisterin?

Die andere

Besser vielleicht, wir gingen wie jeden Festtag zur Messe und warteten nicht hier unter dem Haufen.

Die erste

Es ist aber doch ein eigen Ding, anzusehen, wie ein Fürst so offenbar reuige Buße tut, und wir, das Volk mein' ich, sollen ja mit Hand anlegen, wie Meister Konrad von der Kanzel verkündigt hat.

Die andere

Das ist nur um Form und Kraft der Sühne willen. Landgraf Konrad hat den Schaden an Gelnhausen erstattet, und so spricht ihn nun die Kirche los.

Die erste

Was wißt Ihr davon? Was ist es mit Gelnhausen? Ich meinte, seine Buße sei darum, daß er die heilige Frau als Wittib von ihres Mannes Burg verwiesen.

Die andere

Das spricht das Volk so; es ist aber nicht darum. Die Tat ist längst vertragen und gesühnt.

Die erste

Wie käme er denn gerade hierher?

Die andere

Das mag wohl sein, weil unsere Landgräfin ihn bewogen hat Buße zu tun. Es war um Gelnhausen, da er um geringer Fehde willen in die Stadt eingefallen ist, und seine Knechte hat plündern lassen.

Die erste

O weh des armen deutschen Landes, daß unsere Fürsten sich dessen vermessen!

Die andere

So seht, was uns die Kirche eine starke Herrin ist, die uns besser schützt, als der Kaiser es wohl vermochte.

Die erste

Je, Frau Meisterin, was seid Ihr wohlredend und gelehrt.

Die andere

Es ist so von der Männer Gespräch; mein Mann ist im Rate, wißt Ihr.

Die erste

Ja doch, ich weiß – doch hört, dort, dort –

Aus einer Seitengasse tönt Hufschlag. – Man eilt dorthin. – Er ist es, der Graf, der Thüringerfürst, rufen einige. Doch ist es vielmehr

der Herold des Bischofs von Mainz, in feierlichem Aufzug, der jetzt langsam durch die Menge dahinreitet. Vor der Kirche angelangt, verliest er sehr laut folgende Kundmachung:

Der Herold

Konrad, Landgraf zu Thüringen, will als ein frommer Sohn der Kirche von euch allen erkannt und in die Gemeinschaft eures Gebetes aufgenommen sein. Weil er sich durch Frevel vergangen, wird er zur Stunde vor euer jedem Buße tun. An der Stelle, wo jetzt des Bischofs Herold dieses kundmacht, wird er niederknieen, eine Geißel in der Hand; die wird er euer jedem zu Händen geben, daß ihr ihn damit züchtigt. So wird er durch weltliche Strafe und Schmach der ewigen Reue entgehen.

Während der Rede des Herolds hat sich das allgemeine, den Platz erfüllende Murmeln und Reden des Volkes keineswegs gelegt. „Ich tät' das nicht," sagt ganz laut ein stattlicher Bürger. „O je, der arme Herr! – Ist er noch jung?" – „Ich schau' nicht zu, ich geh' hinein" – so einige Frauen. Buben umdrängen das Pferd des Herolds und machen einer dem andern deutlich, was hier vorgehen solle, durch Püffe und Erinnerung an erhaltene Schläge. Da aber verbreitet sich plötzlich Ernst und Feierlichkeit über die Menge. Konrad von Marburg schreitet von einer anderen Seite des Platzes her der Kirche zu. Man tritt scheu, mit ehrfurchtsvollen Grüßen und Verneigungen vor ihm zurück. Er beantwortet jeden Gruß, gerade und frei den Grüßenden anblickend, doch ohne alle Freundlichkeit. –

Leise murmeln die Frauen sich zu.

Die reichere

Jetzt wollt' ich, der Landgraf käme.

Die erste, ärmere

Hört, jetzt ist er's, hört Ihr nicht?

Die Straße, die gerade den Berg herauf auf die Kirche zu führt, sprengt jetzt Landgraf Konrad mit einem älteren Ritter und einem Knappen einher. An der Ecke, wo die Straße auf den Platz einmündet, springt er vom Pferde und wirft dem Knappen die Zügel zu. Der Ritter und der Knappe bleiben an dieser Stelle halten, ohne den ferneren Vorgang weiter zu beachten.

Wir erkennen den Landgrafen an seiner Ähnlichkeit mit Ludwig; nur ist er, obwohl edel, hart und stolz von Mienen anzusehen. Er drängt sich eilig durch das Volk zur Kirchentür und begrüßt Magister Konrad. Schnell, nach einigen schweigenden Winken, die er mit diesem wechselt, kniet er neben ihm dicht an der Kirchentür hin. Jener hat dem Herold eine Geißel entnommen und sie dem Landgrafen gereicht. Die Glocken haben zu läuten begonnen.

Der Landgraf (mit lauter, kräftiger Stimme)

Liebe Brüder und Schwestern. Ich will vor christlicher Gemeine Buße tun. Nehmt, nehmt und entsühnt mich. Mir ist's um meine Reue ernst.

Schon vorher haben einige die Kirche betreten. — Jetzt bewegt sich die ganze Menge, die besser Gekleideten gehen an dem Büßenden vorbei in die Kirche. Niemand nimmt die Geißel. Die meisten drängen sich hastig verlegen zur Kirchentür. Viele blicken auf den Magister Konrad. Dieser sagt jetzt zum Landgrafen:

Konrad von Marburg

Ihr müßt sie anflehn, Herr, daß sie es euch zuliebe tun; um ihretwillen tun sie es ja nicht.

Der Landgraf (unmutiger als vorhin)

Ich bitte euch, Leute, nehmt; ich hab's verdient und will's entgelten.

Jetzt geht die reiche Bürgersfrau an ihm vorüber und sagt mit großem Anstand:

Die Frau

Mit Vergunst, daß ich es sage. Ihr habt's gewiß entgolten durch Eure große Demut, was Ihr auch gefehlt. Ihr könnt getrost mit uns zur Messe gehen.

Sie verneigt sich im Vorübergehen tief vor Konrad von Marburg, der keine Miene verzieht. Jetzt geht ein knöchernes altes Mütterchen, die den Landgrafen schon lange betrachtet, an ihm vorbei. Sie nimmt sehr ruhig ihm die Geißel ab und versetzt ihm zwei kräftige Schläge auf den Rücken. Landgraf Konrad wird bleich und beißt die Lippen. Konrad von Marburg nimmt der Alten die Geißel, die sie ihm darreicht, ab. Er verzieht noch eine Weile, dann zu dem Herold:

Konrad von Marburg

Ihr habt die Buße gesehn und könnt sie berichten. Wollt Ihr nun zur Predigt gehen, Herr Landgraf?

Der Landgraf (sehr schnell sich aufrichtend)

Ich folg Euch nach.

Er wendet ihm den Rücken und geht zu den Pferden. Konrad von Marburg achtet seiner nicht weiter und ist bereits in der Kirche verschwunden. Der Landgraf schwingt sich ungeduldig und mißmutig auf sein Pferd und reitet mit seinen beiden Begleitern langsam davon. An der nächsten Straßenecke setzt er seinem Pferd die Sporen ein.

In der Volksmenge sagt **ein Kleriker** zu seinem Begleiter:

Warum mag seine Schwester Elisabeth nicht dabei gewesen sein? Das hätte ihm die Buße leichter gemacht. Er hat sie doch nur auf ihren Zuspruch hin übernommen.

Der andere

Sie will durchaus völlig einsam und verborgen sein; alles, was sie ihm zu sagen hatte, hat sie ihm durch den Magister sagen lassen. Nimmt sie doch an keinem Feste, an keinem öffentlichen Gottesdienste teil.

Der erste

Hier war es doch aber recht, eine Ausnahme zu machen.

Der andere

Seht die beiden Franziskanerinnen, die da soeben in die Kirche gehen, das sind die Frauen der Elisabeth. Auch sie hat Magister Konrad in Buße und Zucht genommen.

Diese beiden, Gutta und Isentraut, begleiten wir jetzt in die Kirche.

Gutta

Du sollst sie heute sehen, Isentraut. Komm, folge mir, ich weiß, wo wir sie unbemerkt erblicken können.

Isentraut

Wie? kommt sie heute zur Predigt?

Gutta

Nicht das. Es ist eine eigene Begebenheit, ich will sie dir erzählen. Komm, hier links den Gang hinunter.

(Sie biegen in ein Seitenschiff der Kirche ein.)

Junker Gerhard von Flandern, ein edler Herr, hat sich durch seine Mutter an unsere Frau um Hilfe gewandt. Es ist nicht auszusagen, wie bitteres Unheil ihm geschehen, denn er verlor kurz vor der Ehe seine Braut. Seitdem verfiel er in schweres Leid. Nicht daß ihn die Trauer bezwungen hätte und gezähmt, vielmehr er suchte sich ihrer zu erwehren, und sah, so ist der Welt Lauf, sich nach anderen und anderen um.

Isentraut

O weh, was sagst du! Du nanntest diesen edel?

Gutta

Er ist in Unwesen geraten, wie man mir erzählte, aber eben darin leidet er allgewaltig. Er begehrte Sühnung von der Kirche. Doch gehorchte er seinem Beichtiger nicht, immer wieder fiel er in Leichtsinn und Lust der Welt zurück. Nun will Elisabeth mit ihm, für ihn beten.

Isentraut

Elisabeth nimmt sich seiner an?

Gutta

Wir sind zur Stelle.

Isentraut

Hier soll ich sie sehen? Ach, Gutta, mir ist bang darum. Zuletzt, da ich mich zu ihrer Zelle geschlichen, habe ich mir gelobt, nicht wieder danach auszugehen. Wie ist sie ver-

wandelt, unsere liebe holde Frau. Wie froh waren wir oft in allem Leid. Einmal, weißt du noch, wie wir mit ihr zu Tische saßen –

Gutta

Du sagtest, es käme uns nicht zu.

Isentraut

Und sie nahm mich auf ihren Schoß und herzte mich und lachte: da müsse ich sitzen, wenn mir nicht zukäme, neben ihr am Tische zu sein.

Gutta

Jetzt weint sie Tag und Nacht.

Isentraut

Damals, am frühen Morgen, als ich sie in ihrer Zelle sah, saß sie am Spinnrad, emsig, emsig, immer gleich.

Sie sind in einer düsteren Seitenkapelle angelangt, wo sie dicht an einem Pfeiler verborgen niederknieen. Von fern her hört man den Meßgesang des Priesters und die Antiphonieen der Gemeinde, sehr gedämpft. Über dem Altar in der tiefen Nische brennt die ewige Lampe. Weihrauchduft dringt herzu.

Nahe vor dem Altar, auf einer Bank, in die Ecke gegen den Pfeiler gelehnt, ein junger Mann in vornehmer dunkler Tracht. In seinen Blicken brennt die Glut sinnlicher Leidenschaft; seine Augen nehmen, wenn sie sich aufschlagen, sogleich den Ausdruck des Begehrens an. Er ist von großer Schönheit, dunkelhaarig, blaß. Er hat die Beine übereinandergeschlagen, mit der einen Hand umklammert er unwillkürlich die Bank, die andere ruht krampfig geschlossen auf dem Schenkel.

Neben ihm sitzt seine Mutter in Trauerkleidung; sie ist ein wenig vornübergebeugt und murmelt Gebete, von Zeit zu Zeit sich bekreuzigend. Auf einer entfernteren Bank Dienerinnen.

Plötzlich faßt Isentrant Gutta krampfhaft bei der Hand, die sie nicht wieder losläßt. Sie flüstert: Sie ist es, sie ist es.

Von der Seite, nicht von dem Schiff der Kirche herkommend, tritt sehr hastig Elisabeth ein. Die alte Irmgard folgt ihr; diese läßt sich neben den Dienerinnen der Edelfrau zum Gebete nieder.

Elisabeth

geht, ohne umzublicken, auf den Altar zu und wirft sich auf die Stufen nieder, und senkt das Haupt, so daß man ihres Antlitzes nicht gewahr wird.

Gerhard

heftet mit stockendem Atem seine Blicke auf sie. Er kniet nieder.

Die Mutter

hatte schon beim Eintritt der Elisabeth das gleiche getan und fährt fort, sich zu bekreuzigen und sehr leise Gebete zu murmeln. — Nach einer Weile verstummt sie und verharrt in regungsloser Haltung, aufrecht knieend, das Haupt gesenkt.

Von der Kirche her hört man das Kyrieeleison.

Allmählich bewegt sich Elisabeth. Sie richtet sich sehr langsam auf und haftet mit dem Blick voll inbrünstiger Zuversicht an dem Bilde des Gekreuzigten fest.

Vor ihrem Aufblick schrickt

Gerhard

wie vor einer Erscheinung tief zusammen, fällt, wie von einer unsichtbaren Hand von ihr weggestoßen, gegen den Pfeiler zu seiner Rechten, hält sich um ihn, und birgt das Gesicht, indem er das Haupt auf seinen Arm fallen läßt. Die linke Hand ein wenig gegen Elisabeth bewegend, sagt er höflich, mit weicher Stimme:

Habt Dank, Fraue, es ist genug.

Elisabeth

verharrt regungslos in ihrem Aufblick zum Kruzifix. – Man hört eine der Dienerinnen leise schluchzen.

Gerhard

Ich gelobe und schwöre Euch ...

Man vernimmt von der Kirche das Zeichen der Erhebung der Hostie. Gerhard verstummt, richtet sich zu knieender Haltung wieder auf, das Haupt gesenkt, und macht das Zeichen des Kreuzes – alles dies, wie er es bei der Messe zu tun gewohnt ist.
Elisabeths Augen entquellen Tränen. Sie verharrt lautlos. Sie breitet weit die Arme aus, wie um den Leichnam des Herrn, vom Kreuze herab, in ihnen aufzunehmen.

Gerhard

der von einem Schauder erfaßt wird und zu zittern beginnt, will wiederholen: Habt Dank ... Die Stimme aber gehorcht ihm nicht, und man vernimmt nur ein leises Stöhnen. Er versucht sich aufzurichten, aber erhebt sich kaum mit einem Knie: sogleich wurzelt er fest am Boden; sein Blick hat, aufs flüchtigste, Elisabeth gestreift. Jetzt blickt er starr gerade vor sich hin. Seine Augen sind weit geöffnet, der schmachtende Ausdruck aus ihnen entschwunden, die zarten Lider leise gerötet. Schweißtropfen perlen auf seiner Stirn. Endlich bringt er, sehr leise, stöhnend, mit gebrochenen Lauten hervor:

Ich kann es nicht mehr ertragen, es ist genug, es ist genug.

Elisabeth

als hätte sie erwartet, den Heiland in ihren Armen aufzunehmen, und verzöge dieser nun, zu ihr herabzusteigen, erbleicht zu Tode. Den Kopf läßt sie ein wenig sinken, die Lider bedecken tränenschwer die Augen, und sie bricht in Schluchzen aus.

Gerhard

(bricht in sich zusammen, berührt mit der Stirn den Boden, die Hände bergen das Gesicht)

Wehe, wehe! Ich entbrenne von Gluten. Wehe, wehe mir!

Die Heilige hat die Hände krampfhaft ineinandergeschlagen. Ihr ganzer Körper ist Seufzen und Schluchzen. Das Gesicht ist von Tränenfluten überströmt. Die gefalteten Hände hebt sie mehrmals hintereinander krampfhaft in die Höhe gegen den Altar.

Die Mutter ist in einer Ohnmacht lautlos zur Seite gegen die Bank gesunken. Unmerklich bemühen sich ihre Dienerinnen um sie.

Gerhard

(hat inzwischen, wie von einer äußeren Kraft wehrlos zu ihr hingezogen, sich ein wenig der Heiligen zubewegt:)

Ich vergehe. Ich vergehe. Weh, wehe mir! (Wie er auf den Stufen des Altars niederliegt, berührt, ohne daß er es bemerkt, eine seiner wirr herabhängenden Locken der Elisabeth Gewand.)

Ein Glöcklein ertönt zum nunc dimittis. Elisabeth richtet sich mit ihrer früheren Hastigkeit vom Knieen auf; eilends geht sie dem Ausgang zu und ist fast unbemerkt und völlig lautlos verschwunden. — Man findet Gerhard von Schweiß gebadet, in tödlicher Fieberglut. Eine Locke seines Haupthaares ist weiß entfärbt. Die Mutter, die Dienerinnen erschrecken. Er aber erhebt sich sehr ruhig und fest und tritt mit verwandeltem Wesen auf seine Mutter zu, um diese zu unterstützen und aus ihrer knieenden Stellung aufzurichten. —

Ein Lahmer mit verkrümmten Gliedern sitzt am Wege. Elisabeth und Irmgard gehen vorüber.

Der Lahme

Frau Landgräfin, edle Frau, gebt mir einen Pfennig zum Brote.

Elisabeth (ohne nach ihm hinzusehen)

Sag es ihm, ich bitte dich, es bricht mir das Herz. (Sie geht langsam wenige Schritte weiter.)

Irmgard (zu dem Lahmen)

Lieber Freund, Gott wird Euch helfen; die Landgräfin ist in Kirchenbuße und hat nicht einen Pfennig zu geben. Geht aber zu Meister Konrad. Der verwaltet ihr Gut. Da wird auch für Euch etwas abfallen. (Dann holt sie eilfertig Elisabeth wieder ein.) Laßt uns eilen, Frau, die Zeit verstreicht.

Elisabeth

O Irmgard, ich bin so matt, ich sinke fast, ich kann nicht schneller gehen. Eil du voraus und fleh ihn an in meinem Namen, mir nicht zu zürnen, ich komme, wie er befahl.

Irmgard geht mürrisch und hastig voraus und verschwindet.

Der Lahme (laut der Elisabeth rufend)

O aller Weiber klare Sonne, hilf mir um deines Mannes Seele willen, denn ich bin aus Reinhardsbrunn, wo er begraben liegt, hilf mir und heile mich!

Elisabeth bleibt wie gefesselt stehen. Sie kehrt sich nach dem Rufenden um und trifft ihn mit dem vollen Blicke ihres Auges. Völlig verwandelt erscheint sie für diesen Augenblick. In herrlicher Jugend erstrahlt ihre Gestalt, wir sehen sie vor uns, wie einst Ludwig sie sah, und in ihren Augen enthüllt sich ein klarer Himmel des Glücks. So verweilt sie. Endlich wendet sie sich langsam zum Weitergehen. Die Mienen des Lahmen sind von heller Freude überstrahlt. Er reckt

beide Arme weit aus, wie um voll inniger Sehnsucht den Anblick festzuhalten. So hat er die Krücken fahren lassen. Als jetzt Elisabeth sich immer weiter entfernt und sich einer Wendung des Weges nähert, wo sie ihm zu entschwinden droht, hebt er sich auf seine Füße, steht, tritt auf und folgt ihr langsam nach, immerfort die Arme nach ihr ausbreitend und unverwandten Blickes.

Das Sterbelager der Elisabeth. Man blickt in eine überaus enge Zelle hinein, die eben die Lagerstatt in sich faßt. Oben in der Wand ein kleines vergittertes Fenster. Die Zelle öffnet sich nach der Betkammer, in welche durch ein größeres Fenster Licht fällt; auch in diesem Raume fast keine Geräte.

Die Heilige schlummert. An ihrem Lager kniet Isentraut; Gutta sitzt im Zimmer. — Isentraut winkt, lautlos, Gutta zu sich heran. Man hört einen, zuerst fast unmerklich leisen Gesang von den Lippen Elisabeths ertönen, die dabei die Augen immer fest geschlossen hat und tief zu schlummern scheint. Der Gesang hat Ähnlichkeit mit dem Zwitschern der Lerche, nur ergeht er sich in einer größeren, breiteren Melodie.

Gutta (sehr leise zu Isentraut)

Sie entschläft. Ich sag' es draußen. (Sie geht durch das Betzimmer ab.)

Der Gesang ist verstummt. Elisabeth schlägt die Augen auf. Isentraut erfaßt ihre Hand. Nach einer Weile sagt sie leise:

Isentraut

O Frau, wie sangt Ihr eben so schön!

Gutta ist inzwischen wieder eingetreten, und das Betzimmer füllt sich allmählich, lautlos, von Bettlern und frommen armen Frauen, von denen einige ihre Kinder an der Hand führen. Elisabeth, noch ehe sie die andern bemerkt, zu den Dienerinnen:

Elisabeth

Hast du ihn auch gehört? O Trude, Gutta, es wird nun wahr, ich gehe davon. Der Singvogel, der neben meinem Bette saß, hat es mir deutlich vom Himmel angesagt.

Das Schluchzen der Frauen im Zimmer macht sie aufblicken. Jetzt bezwingen auch ihre Frauen sich nicht länger und brechen in Tränen aus.

Elisabeth

O weinet ihr? Ist da Grund zum Weinen? – Da sieht man, wie es der Herr gemeint hat, da er auf dem letzten Gange zu den Frauen sagte: weinet über euch, nicht über mich.

Sie fährt dann leise fort wie zu sich selber redend:

Wohl, wohl, ich gehe davon. Ich bin jach zum Himmel. Doch laß ich Leid und Weh zurück. Ich habe euch also nicht helfen können. Ich war eine ungeschickte Magd, freilich: wo wird mich Gott im Himmel wohnen lassen – zu unterst, wo er will. Das aber möchte ich wohl von ihm bitten, daß er euch meines Todes froh machte.

Ein uralter Bettler, mit tiefgefurchtem Antlitz, weißem Haar und Bart, bringt stammelnd hervor:

Der Bettler

Solange wir Euch da sehen, Frau Landgräfin, und milde für uns sprechen und beten hören, da sind wir wohl friedefroh, wie alle Tage, da ich Euch sah. Aber wollt Ihr nun gehen, so nehmt uns mit.

Frauen (sprechen und schluchzen:)

Nehmt uns mit! Tut ein Wunder, nehmt uns mit!

Ein Kind

macht sich von seiner Mutter los, schmeichelt und liebkost der Elisabeth Hand und schluchzt:

Mutter, Mutter!

Elisabeth bricht in Tränen aus.

Elisabeth

So soll es denn nicht sein. Der Schmerz soll dauern bis zum Ende. (Wieder leiser fortfahrend.) Er vermochte auch nicht alles, er, der Heiland, hier auf Erden. Die Welt widerstand ihm. Er war nicht von der Welt. Als er nach Bethanien kam, war Lazarus schon gestorben, und seine Schwestern klagten: Herr, warum bist du nicht eher gekommen? Und er ward vom Schmerz betroffen und erfaßt und weinte, daß jener gestorben war.

Dann hat er noch einmal geweint. Als er Jerusalem zum letzten Male sah und wußte, daß die drinnen verloren seien und seiner spotteten und an seinem Tode schuldig werden würden.

Mein Gott! Tränen sind von dir geflossen, Schluchzen hob deine Brust, du hast geweint, wie jetzt ich Arme, Zagende. Versteh ich dich? O, du wahrer Erlöser, du allbereiter, lebendiger, wirklicher, des Leidens Löser. Ich fühle deine Tränen, ich atme deinen Seufzer in dem letzten Atem meiner Brust. Du weinst und verzagst nicht. Du weinst und erlösest. In deiner Augen Quell sogst du meines

Schmerzes Bitternis, und nun entströmen meine Augen, und siehe, es ist Seligkeit, mit dir zu weinen.

Jesu, sag, bestätige es mir. Diese weinen und leiden und wollen mich nicht ziehen lassen. Sei du nun bei ihnen in ihrem Weh, seufze du in ihrem Seufzen, weine du in ihren Tränen, und also brich ihr Leid, daß sie in ihrem Weinen dich finden, fühlen und sehen. (Sie hält inne.)

Die Tränen waren in allem meinem Leben das einzige mir treu gebliebene Gut. Ja, man hat es mir übel gemacht. Man hat mir mein Land und die Gespielen geraubt, man hat mir ihn gegeben und genommen; dann nahm man mir die Kinder, die Wohltat, auch Trude und Gutta, alles, alles bis zuletzt. War ich nicht elend, sagt es mir! Ich sage nein. Ich war in den Tränen Jesu allerwärts daheim. (Mit erhobener Stimme fortfahrend.) Nun so lobe ich dich, Gott, daß du mir Leid und Tränen gabst. Glück ward mir über alles Glück – du warst in dem Glücke – und dennoch nein! Das Glück verging, und du bist ewig. Leid gabst du mir über alles Leid, und in dem Leide warst du; da ergriff ich dich, da ward ich ewig. Mein Ewiges nun lobt dich laut, welches du durch große Leiden gesättigt und befriedigt hast. Des Lobes sollst du dich freuen, Gott; denn in aller meiner Liebe Fülle sage ich doch dasselbige keiner Kreatur. Das vermochtest nur du, das ist dein Werk, in meiner Liebe wehetiefem Untergang, der mich vertilgte – dich mir zu schenken. Ei du, ich grüße dich, ich freue mich an dir, du wunderbarer Rat – Kraft – Vater – (Plötzlich verstummend.) Nun stille, stille!

Isentraut
(betet leise ihr die Worte der Schrift, wie um ihr zuzusprechen, dicht zu ihr geneigt:)

Und er heißet Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig Vater – Friedefürst –

Da bemerkt sie an dem Aufhören des Atmens, daß die Heilige entschlafen ist.

Vor dem Fenster flattert eine Schar schneeweißer Tauben auf und entschwindet schnell zur Höhe. Unter den Bettlern bemerken es einige, aufblickend; sie machen sich unter sich mit entzückten Mienen auf das Zeichen aufmerksam.

Tauler und der Waldenser

Straßburg. Jahr 1348. Ein Gelehrtenzimmer. Tauler tritt ein. Er ist hager, abgezehrt, welk und bleich. Sein Gebaren drückt heftigen Schmerz, ja Verzweiflung aus. Er bricht auf einem Stuhl in sich zusammen; die Hände hat er flach ineinandergelegt, sie krampfhaft pressend: so auch seine Mienen; Krampf und Angst hält seinen Mund geschlossen, bis er abgebrochen stöhnt:

Tauler

Was hab' ich gesehen! – Schlimmer heute wieder als gestern, gestern schlimmer als ehegestern. Der erste Kranke, die schwarzen Flecken an der Fläche seiner Hand, da ging das Entsetzen durch die ganze Stadt. Jetzt schauen sie sich einer den anderen mit stieren Blicken, stumm, ohne Furcht und Teilnahme an, wie in teuflischer Neugier, wer zuerst zu des anderen Füßen hinfallen und sterben werde. Keine Hilfe möglich. Kein Trost. Eben ging es über das Gesicht dieser Frau wie ein Grinsen des Hohns, als ich ihr, der Sterbenden, die Hostie des Sakraments bot. Sie wies mich ab. Ich kenne sie wohl. Sie kam allwöchentlich zur Beichte in gesunden Tagen.

Er versinkt in verzweiflungsvolles tiefes Sinnen.

Plötzlich schrickt er auf. Lautlos ist in das düstere Zimmer ein Fremder eingetreten, ein kräftiger, hochgewachsener Mann mit dunklem Haar und Bart, die Kleidung als käme er von der Reise; ein tiefschwarzer Mantel umhüllt die ganze Gestalt. Er ist von Tauler eine geraume Weile unbemerkt geblieben und hat mit ernstem Blicke erst den in sich versunken Sitzenden, dann seine Umgebung, die bis zur

Decke reichenden Bücher und das mancherlei Geräte der kirchlichen Andacht angesehen. Jetzt stößt Tauler in einem angstvoll verhaltenen Ausrufe hervor:

Wer ist da?

Der Fremde tritt aus dem Düster näher an ihn heran.

Tauler

Wer bist du? Was willst du mir?

Der Fremde

Berühmter Tauler, Prediger des Worts, willst du mir Rede und Gegenrede gönnen? Ich sehe dich verzagt, ich will dir Trost und Hilfe spenden, soviel ich es vermag.

Tauler

Trost und Hilfe, in Rede und Gegenrede — du kennst mich, weißt von mir?

Der Fremde

Ich hörte von dir sagen, von deiner Predigt Kraft, von deinem Ausharren gegen Papst und Interdikt in deiner Stadt, von deinem Kampf gegen den Teufel selbst in dieser Zeit des Todes. Ich sah dich in den Straßen just. Ich folgte dir, wie du vergeblich Trost zu bringen, Trost zu finden rangest. Gottes Diener! Was ficht dich an?

Tauler

Du kamst durch Straßburgs Gassen. Sahst du da draußen — Gott?

(Schweigen.)

Der Fremde

Ich bin dessen so gewiß, als ich lebe, daß mir kein Ding also nahe ist als Gott. Gott ist mir näher, als ich mir selbst bin. Gott ist in allen Dingen und den Dingen mehr inne, denn die Dinge selber sind, und natürlicher.

Tauler lauscht atemlos. Dann bricht er in einen Strom von Tränen aus. Langes Schweigen.

Tauler (mit verändertem, tief beruhigtem Ausdruck)

Wer bist du, wunderbarer Mann?

Der Unbekannte

Ein Wanderer Gottes.

Tauler

Von wannen, sag, wohin?

Der Unbekannte

Das weiß ich nicht zu sagen, das gilt mir gleich. Gedächte ich des von wannen, dort – weit von den Bergen komm' ich herab – dort haben sie uns aufgestört.

Tauler (mit einer heftigen Regung)

Ihr seid ein Waldenser?

Der Unbekannte (abwehrend)

Gedächt' ich dessen, so wandelte mich Unmut an. Den aber hab' ich abgetan.

Tauler

Wie vermochtest du's?

Der Unbekannte

Hast du nicht vernommen, wie euer Meister Eckhart sagte, daß er um dreier Dinge willen Gott danke: das erste, daß er die Unart seiner Natur überwunden habe, das zweite, daß Gott ihm in allen seinen Werken einleuchte, das dritte, so sagte er, daß ich allezeit wie ein anhebender Mensch bin. So sprach ein göttlicher Mann. Wirkend vergesse ich, wo ich weile: denn für solches Werk gibt es nicht Herkunft noch Beruf, nicht Ort noch Zeit.

Tauler

Ich habe Eckharts Worte wohl vernommen und habe über sie nachgesonnen Tag und Nacht. Ich habe nicht abgelassen Gott zu suchen, Tag und Nacht.

Der Unbekannte

Du darfst ihn nicht suchen, weder hier noch da. Er ist nicht ferner denn vor der Tür, da stehet er und wartet, wen er bereit findet, der ihm auftue und ihn einlasse.

Man hört von der Straße her einen Aufschrei des Schreckens, der in ein schmerzliches Stöhnen, dann in ein leises Wimmern übergeht.

Tauler

(mit tiefem Schmerz, doch ohne in die Gebärden der vorigen Verzweiflung wieder zurückzufallen)

Das ist, wenn einer plötzlich befallen wird, und er sieht,

wie ein anderer ihm ausweicht, blickt dann auf sich und erblickt das Zeichen des Todes an seinem Leib –

Der Unbekannte

Wolltest du ihm zusprechen, was würdest du ihm sagen?

Tauler (schnell und frei antwortend)

Er solle sein Gemüt aufrichten zu Gott und seine Seele in des Vaters Hände geben.

Der Unbekannte

Gar wohl. Das eine Werk gehört dem Menschen im Leben wie im Tode zu: er soll allewege aufstehen und haben eine Aufrichtung des Gemütes in Gott. Das geht nun auch dich und mich an, die wir schier wehrlos vor jenem Schreckensruf geworden sind, wie jene arme Seele, die jetzt, will's Gott, erlöst ist und gen Himmel fährt. Wir sollen alle Dinge nehmen von Gott und dieselbigen mit einer ledigen bloßen Armut gänzlich und lauter ihm wieder auftragen.

Tauler

Träfe es mich, so vermöchte ich es wohl. Aber so dünkt es mich des Elendes spotten, blicke ich auf all das unsägliche, ungestillte und trostlose Leiden ringsumher, so höre ich den Aufschrei einer ganzen Welt.

Der Unbekannte (nach kurzem Schweigen)

Sieh, mein Freund, dies dein Leiden ist dein oberstes

Werk. Gott hat aus unmäßiger Liebe unsere Seligkeit in ein Leiden gelegt. Denn wir mögen mehr leiden denn wirken.

Tauler

Aber wo ist die Seligkeit dieses Leidens? Nacht breitet sich über meine Augen, Finsternis über meine Sinne.

Der Unbekannte

Sicherlich, du kannst nimmer besser stehen, denn daß du dich in eine Finsternis und in ein Unwissen setzest. Alle Kräfte mußt du hereinrufen von allen zerbreiteten Dingen in ein inwendiges Wirken. – Was ist aber die Finsternis, wie heißt sie? – Ihr Name ist nichts anderes, denn eine allvermögende Empfänglichkeit. Jetzt hast du nicht Wissen not, nicht darum handelt es sich: sondern allein eine allvermögende Empfänglichkeit, in der du vollbracht werden sollst. Da ist kein Tag, kein Licht, kein Sehen, denn in allem Sehen wirkest du: da ist vielmehr Nacht und Finsternis und kein Wiederkehren daraus. Doch ist wohl Kraft und Macht und Wirken auch darinnen: ein Dringen für sich, ein Erlangen und Erfolgen jener All-Möglichkeit, die nimmer ruhet, sie werde denn erfüllet mit vollem Wesen. Hiervon sagte ein Weiser: die Natur hat nichts, das schneller sei denn der Himmel, der überschnell ist über alle Dinge in seinem Lauf; aber des Menschen Gemüt ist viel schneller in seinem Lauf. – Wäre es, daß in jenem Dringen und Erlangen, in jenem Alles-Vermögen es beständig wirkend, es völlig wirklich bliebe: so hielte es sich unent-

wirret und unzerrissen von allen niederen Dingen, und überginge den obersten Himmel und fände nimmer Ruhe, es käme denn in das Allerhöchste, und würde gespeiset von dem allerbesten Gut.

Tauler

Siehe, ich habe es alles Macht, sagt der Lehrer der Heiden, und der Herr, da er auffuhr zum Himmel, sprach: mir ist gegeben alle Gewalt.

Der Unbekannte

Vernimm die Worte! Von dir sind sie gesagt!

Tauler

So würde ich, wie jene waren?

Der Unbekannte

Du findest nimmer Ruhe ohne das.

Tauler

So würde ich – Gott?

Der Unbekannte

Ja, Gott wird in dir.

(Langes Schweigen. Endlich beginnt Tauler wieder leise und feierlich, zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen)

Tauler

Da alle Dinge waren mitten in einem Schweigen, und

die Nacht ihren Lauf vollbracht hatte, Herr, da kam deine allmächtige Rede, da ward mir zugesprochen ein verborgenes Wort: das war das ewige Wort von dem väterlichen Herzen. Ein verborgenes Wort, das kam in einer heimlichen Weise, verstohlen. Des Worts Natur ist, daß es offenbart, was verborgen ist. Und so auch dieses. Es öffnet sich und glänzt mir vor; es tut mir Gott kund: davon heißt es ein Wort. Aber es ist mir verborgen, was es ist, das ist sein verstohlentlich Kommen in einem Geheim und in einer Stille, womit es sich offenbart.

Der Unbekannte

Hast du nicht gelesen in der Schrift: Mitten in der Nacht, da alle Dinge waren in einem Stillschweigen, da traten die Engel zu den Hirten und taten ihnen kund: euch ist Gott geboren.

Tauler

Und sie gingen und suchten und fragten: wo ist der Juden König? Da ging ihnen ein Stern auf, und das Licht sprach: er ist jetzund geboren.

Der Unbekannte

So stehet in der Seele eine liebliche Begehrung auf und sucht und fraget fleißiglich und wüßte gerne von ihrem Gott – bis sie stille wird, und das innere Licht die Seele weiset auf die Geburt, wo sie ist.

Abermaliges Schweigen.

Tauler

(mit schmerzlicher Heftigkeit, beide Hände vor das Gesicht schlagend)

Ich sündiger Mensch! Ich Leib des Todes! – Welch furchtbarer Kampf zwischen Fleisch und Geist! – Der Leib ist hier kühn und stark, er ist hier in seiner Heimat, die Welt hilft ihm, das Erdreich ist sein Vaterland. Ihm helfen hier alle seine Freunde, die Speise, der Trank, die Zärtlichkeit, und selbst die Schmerzen helfen ihm, sie stärken seine Macht. Der Geist ist hier auf Erden elend. Im Himmel sind alle seine Freunde und alles sein Geschlecht. – Ich bin dem Geiste beigestanden in seinem Kampf. Ich habe dem Fleisch den Zaum der Buße angetan, ich habe den Leib vernichtet durch Kasteiungen und Pönitenz. – Es ist mir aber, als bekämpfe ich das Fleisch mit fleischlichen Mitteln, ich verliere das Gefühl der Sünde nicht. Unfrei fühl' ich mich und gebunden, wie damals, als ich in Sünden stand. Gott hat mich aus Gnaden zu seinem Amt gerufen. Heftig litt ich vordem unter den Begehrungen des Fleisches. Und alles, was ich noch leide, sehe ich als Strafe und förderliche Buße zur Vollendung jenes Kampfes an. Das weiß ich klar: werd ich jenes Gefühles der Sünde los, dann bin ich aller Schrecken frei: denn was mir da draußen entgegenschreit, was mich vernichtet und zerquält, ist immer das Gefühl, selbst im Schlimmen zu wurzeln, das Gefühl der Sünde.

Der Unbekannte

Du sagst ganz recht. Denn wer nach seines Willens Lust

lebt, der findet Gott als seinen Widersacher in allen seinen Werken. Wer begehrt, der leidet in allem. Wer nicht frei wird von sich, ist jedes Übels Knecht.

Tauler

Und doch sind die heiligen Männer schon auf Erden frei geworden. Was sie dazu führt, muß ein ganz anderer Weg sein, nicht der Weg des Begehrens, und auch nicht der Weg der Kasteiung.

Der Unbekannte

Es ist ein innerer Weg. Sie kommen in ihren Grund, und der Grund ist Gott. Wenn man es dürfte sprechen, sie sind etlichermaßen nichts, sondern Gott ist in ihnen.

Tauler

Wie betreten sie diesen Weg? Wie finden sie ihn?

Der Unbekannte

Kein Finden, kein Betreten. Der Stein hat von seiner Natur eine Neigung zur Erde, in das Niederste, wer ihm das nähme, der nähme ihm sein Wesen; würde er tausend Jahre in der Luft mit Zwang gehalten, ihm bliebe doch seine Neigung, denn sobald er los würde, so fiele er nieder sonder Verzug. Also hat der göttliche Mensch eine Neigung und Zug zu Gott, wiewohl er doch zu anderen zufälligen Dingen wird gezogen mit Zwang, so bleibt ihm doch das Neigen zu Gott. Dieweil ihm das bleibt, wie-

viel Abziehen auch durch Zwang auf ihn fällt: wenn er los wird, zu hand sinkt er in seinen Grund, in Gott, sonder einigen Verzug.

Tauler

So geschähe es durch Neigung, sonder Zwang.

Der Unbekannte

Nicht anders wird dem Geist durch Geist zum Sieg verholfen. Denn also sieht es auch im Himmel, seiner Heimat aus. Die Engel und die Heiligen und Christus selbst werden ewiglich lieben und sich neigen, und ohne das mögen sie nicht selig sein; und wüßte Gott selbst das nicht, er wäre weder Gott noch selig.

Tauler

Geist von des Himmels Geiste – wie die Schrift sagt: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Nicht ich. Das ist es, darin liegt alle Seligkeit. Der Mensch ist ein Zufall der Natur, und sein Leiden ist kein unbedingtes Leid.

Der Unbekannte

Nicht ich und doch ich. Du mußt entwerden und zu deinem Wesen kehren. Du mußt dich nehmen nach der freien, ungeteilten menschlichen Natur, nach derselbigen Natur, die in Christo Gott geworden.

Tauler

Entwerden – tief in mir –

Der Unbekannte

Ich sage dir den kurzen, schlichten Weg. Gehe in deinen Grund, untersuche, was das sei, das dich allermeist hindert, was dich enthält, dem luge, dem spüre nach, und den Stein wirf in des Rheines Grund. Wie du ihn sinken und sinken siehst, so lasse dich Gott.

Tauler

Ich verstehe dich völlig wohl. Ich fände dann in meiner Sünde und durch meine Sünde Gott. Nicht in dem Gegenstand des Begehrens, doch aber in dem Begehren, in seinem tiefsten Grund.

Der Unbekannte

Die Gluten des Begehrens sind der Hölle Flammen –

Tauler

Wahr! Wahr! Es brennt nichts in der Hölle, denn eigner Wille.

Der Unbekannte

Sie auszulöschen, wer vermag's? Löscht man auch wohl einen Brand, so daß man mit der Hand mitten hineinfährt und das brennende Scheit aus glimmendem Holze hervorzieht: also auch hier. Die Glut des Begehrens werde dir zur Flammenleuchte und weise dir den Weg! Warum ist der Begierde Glut denn höllengleich? Weil sie unendlich ist, weil nichts sie stillt. Das nimm wahr, das nimm wahr, so zeiget es dir Gott. Es zeiget

dir die Liebe, die nichts Irdisches gefangen hält. Es ist wie der Dornbusch Mosis in der Wüste. Nur mußt du auch in die Wüste gehen, das ist: du mußt geschieden sein von allen Dingen. – Hilf, Herr und Gott! Wohl gibt es da noch harten Kampf und Streit: doch gibt es auch den Sieg. Wir werden immer wieder zu den Dingen hingezwungen; und immer wieder weit von ihnen hinweggedrungen: wir wollen und wollen nicht. Der Mensch, der das erfährt, meint, er sei ein großer Sünder; so ist er vor Gottes Augen ein großer Märtyrer, denn es tut tausendmal weher, alle Stunden also gemartert werden, denn mit einem Streiche das Haupt verlieren. Wäre es auch, daß ein solcher Mensch so manchen Einfall der Sünde hätte, als es manche Augenblicke gibt, hat das Gemüt allein einen Abscheu und einen Unwillen dawider, und ein Mißbehagen, so ist keine Todsünde da geschehen. Die Natur in solchen Sachen ist, daß die Seele nicht gänzlich mit vorbedachtem Mute und mit ganzem Willen darauf fällt und einwilligt. Vielmehr in alle diesem sehnt und neigt sie sich von allen Dingen weg in ihren Grund.

Tauler

Ist es darum, daß Jesus zu den Sündern kam? Die Krämer aber trieb er aus, die litt er nicht. Ich kenne sie wohl, die Guten! Das sind alles Kaufleute, die sich vor großen Sünden hüten, und gerne gute Leute wären. Sie nahen sich wohl auch zu Gott, aber dies tun sie also laulich, daß es sehr zu erbarmen ist. Die anderen aber, die

mit hitziger Liebe und Begierde erfüllt werden, sind ihm viel löblicher. Ach Herr, das eben macht dich unserem Herzen groß und süß, daß du des menschlich Guten völlig unnotdürftig bist. Dir sind tausend Mark wie ein Pfennig zu erlassen und tausend Sünden wie eine zu vergeben. Da ist kein bös und gut mehr, und kein Kampf mehr mit dem Bösen.

Der Unbekannte

Dieselbe Kraft ist in der Seele. Diese Kraft ist so weit geschieden vom Nichts, als sie doch auch nichts gemein hat mit allen anderen Werken und Dingen. Hätte ein Mensch sich Gott zu manchen Dingen verbunden, kommt er in die rechte wahre Liebe, ist er ihrer aller ledig, alldieweil die wahre Innigkeit in ihm währet. Merke nun die Unterscheidung, ob es Liebe oder Begehren sei. Begierde bindet den Menschen an die Dinge und die Seele an den Leib. Die Liebe aber scheidet alle Dinge von der Seele, wie der Tod die Seele vom Leibe scheidet. Die Liebe ist so stark wie der Tod, hart wie die Hölle. Der Himmel ist an allen Orten gleichfern von der Erde, also soll auch die Seele gleichfern und nahe sein von allen irdischen Dingen: das geschiehet durch göttliche Liebe. So lege denn dem Leibe den Zaum und das Band der Liebe an. Wer liebt, der sündigt nicht.

Tauler

All-Liebe; nicht ein Neigen hier- und dorthin; sondern die Liebe, mit der Gott die Sünder liebt, so groß und weit.

Der Unbekannte

Wohl muß die Seele sich weiten, daß sie Gott empfange.

Tauler

Entwerden und Verwerden in Gelassenheit.

Schweigen.

Tauler (beginnt wieder)

Dem Übel wäre dann die Kraft, die Pein, der Stachel entnommen durch die Art, wie ich mich empfinde, durch die Art, wie ich nach außen schaue.

Der Unbekannte

Die Kraft in diesem Anschauen ist größer als die Kraft in dem Übel. Dies Schauen ist von Gott. Gottes Art aber ist Gewalt. Sie ist Gewalt auch darin, in dem Wissen und Sehen der vergotteten Menschen.

Tauler

Eine übermäßige Gewalt, die mich in dem, was ich vorher Sünde nannte, einen Kern des Göttlichen finden lehrt. Ein heidnischer Meister, da er lag und sterben wollte, da redeten seine Jünger von einer großen Kunst; da hob er sein Haupt auf und sprach: O laßt mich noch die Kunst lernen, daß ich ihrer ewig gebrauche. Das ist die Kunst, gewiß. Wer das weiß, ist in Leben und Tod gefeit.

Der Unbekannte

Er findet in allem den Kern des Göttlichen, ihm schmeckt in allem der göttliche Wille gleich.

Tauler

Vordem schmeckte er überall seine Sünde, sein Begehren und dessen Widerstand.

Der Unbekannte

Jetzt sage von ihm, daß Gott seinen auserwählten Freunden allzumal ihren Willen tut.

Tauler

Sie finden ihn überall und können nichts anderes wollen als nur das.

Der Unbekannte

Da ist kein Punkt so kurz und klein, Gott gewinne von daher einen neuen und sonderlichen Einfluß auf uns, wenn wir ihn aufzunehmen wissen: denn er ist ein lauter fließendes Wesen, und der Geist ist eine lautere Empfänglichkeit.

Tauler

Du meinst, in allem ist ein fester, starker Kern; der ist ihr Bestand und ihr Wesen von Gott; den und nichts anderes nehmen wir wahr, wenn wir von dem Begehren in das Lieben abgeschieden sind.

Der Unbekannte

Vordem hegten wir Meinungen über die Dinge, nun aber stehen wir in der wahren Einung. Vordem hegten wir Bilder; jetzt führt uns unsere Weise in das ungebildete und überwesentliche Bild, da wir unsrer selbst und aller Bilder sind entbildet. Gott trat in uns an die Stelle der Vernunft.

Tauler

So ist er in uns und in den Dingen gleich?

Der Unbekannte

Gleich und nicht gleich. Er ist auch in einem Stein oder Holz, aber sie wissen's nicht. Wüßte das Holz Gott und erkennte, wie nahe er ihm ist, wie das der höchste Engel erkennt, das Holz wäre also selig als der höchste Engel.

Tauler

Darum ist denn der Mensch seliger denn ein Holz, daß er Gott bekennet und weiß.

Der Unbekannte

Und also viel mehr ist er selig, als er Gott bekennet und weiß.

Tauler

So auch kann sich Gott in Stein und Holz und allem äußeren Geschick verbergen, ob er wohl darin ist; in mir aber wird er offenbar.

Der Unbekannte

Gott ist in allen Dingen wesentlich, wirklich und gewaltig, aber er ist allein geboren in der Seele.

Tauler

Wie ich also den Schmerz meiner Sünde in das Leiden dichtete, woraus ihm Kraft der Pein erwuchs –

Der Unbekannte

So viel mehr bilde in alle Dinge hinein die Wahrheit jener inneren Geburt: also bringt der Mensch alle Dinge zu Gott.

Tauler

So hätten denn die Dinge in sich eine Richtung auf Gott, eine Ordnung zu ihm hin.

Der Unbekannte

Ja, wahrlich wohl! Und der Inwohner seiner selbst nimmt diese Ordnung Gottes wahr, sonder Mittel, von innen her.

Tauler

Das ist wohl Seligkeit über alles Leid, Sieg über Sünde und Tod.

Der Unbekannte

Es ist die heilige Rast und Ruhe, eine liebliche Ausschließung und ein einfältiges Einsehen in die unbegreifliche Klarheit Gottes. Gesucht mit Begierde, gefunden durch Neigung, besessen in Liebe.

Tauler

Es ist, wie soll ich sagen, eine tiefe Rechtfertigung aller Dinge –

Der Unbekannte

Aus völliger Beruhigung des Gemüts.

Tauler (nach kurzem Besinnen wieder leidenschaftlich)

Aber sage mir, deute mir das, da sind noch Rätsel über Rätsel –

Inzwischen ist der Abend vollends hereingebrochen. Traurig klingt ein abendliches Läuten über die totenstille Stadt. Tauler fühlt sich von einem Schauder angeweht. Er steht auf, um wieder hinauszugehen und des Sakraments zu walten. Der andere hat sich bereits zum Gehen gewandt.

Tauler

Werde ich dich wiedersehen?

Der Unbekannte

Des waltet Gott.

Tauler

Du hast mir Trost und Kraft gespendet. Walte meiner auch fernerhin. Kehre zu mir.

Der Unbekannte

Es ist nicht Trost von meinem Trost, nicht Kraft von meiner Kraft.

Tauler

O, noch hebe mir Zweifel, noch oft werden sie mich übermögen.

Der Unbekannte

Doch allezeit wohnt die Wahrheit tief in dir, tiefer als alle Zweifel, und stärker als sie.

Tauler

Warum denn zage ich, warum ist die Seele nicht getrost?

Der Unbekannte

Wer das zu sagen wüßte! Der Seele ist kein Ding also unbekannt, als sie sich selbst. Du mußt dich ihrer bemächtigen. Du mußt von Not sein und wohnen in dem Wesen und in dem Grunde. An der wahren Einigung liegt alle Seligkeit.

Tauler

Dazu helfe mir Gott.

Der Unbekannte

Du mußt es ihm. Der Herr spricht zu uns: Ich bin dir Mensch geworden, werdet ihr mir nicht Gott, so tut ihr mir unrecht. Ohne unsere eigenen Werke, Lieben meine ich und Gott bekennen, sind wir nicht selig: ohne sie wäre unsere Rast und Ruhe auf's höchste eine Leere und Entledigung wie in einem Stein oder Holz.

Tauler

Aber so entschwindet mir der Helfer, er, den ich vorhin deutlich sah.

Der Unbekannte

Wer ein Ding durch einen Spalt in der Mauer sieht, solange er es mit allen Kräften anblickt, so hindert ihn das Mittel nicht; kehrt er aber sein Gemerk auf das Mittel, so wird jenes gehindert, das er sehen wollte.

Tauler

So blicke ich nur auf Gott und achte keines nicht.

Der Unbekannte

Verstehe mich wohl. Die Seele weiß wohl, daß Gott ist, aber wer er sei, ist ihr zumal unbekannt. Dies allein offenbart er uns, daß sein Wesen daran hängt, daß er mir nahe und gegenwärtig ist. So wissen wir ihn denn allein durch die Tat, durch die wir in ihn versinken.

Tauler (mit festem, obwohl traurigem Ernst sich aufrichtend)

Lebt wohl, ehrwürdiger Mann. Ich gehe an mein Amt.

Der Unbekannte

Birg Gott in dir und tritt den Behemoth in den Rachen. Sage ihm, daß du ihn für nichts erkannt hast, und all sein Wüten dich fernerhin nicht bekümmern kann. Sage ihm das: so verschwindet er vor dem Hauch deines Mundes und erweist sich als ein Wahn. Du wendest dich und

findest ihn aufs neue, den Bösen mit seiner ganzen Hölle Macht. Gehe in den Grund und sage es ihm aufs neue, daß er dem entgegen völlig Wind und nichtig ist: so schwindet und verschwindet er abermals. Und gleich also denen, die von Leiden betroffen werden, enthülle in sich selber ihren und deinen, den ewigen Gott. –

Ich lebte einst, mein Freund, auf einer Bergeshalde, mit Freunden und Genossen, und hatte ein Haus und Weib und Kind, und Leben und Arbeit gefielen mir wohl in Gott. Da kamen Scharen, gezeichnet mit dem Zeichen des Kreuzes; die verbrannten mein Haus, zerstreuten die Genossen, errichteten einen Altar aus den Steinen meines Hauses und hielten daran Götzendienst. Sie trieben es toll mit Glöcklein und Weihrauch, und wirren Worten und Sängen. Wir aber schlichen uns davon in die Wälder und tranken aus dem heiligen Kelch. Da kamen sie uns nach, trafen uns und erschlugen mir Weib und Kind. Ich floh um meiner Brüder willen. Im Kampfe wollten wir jene bestehen. Doch trug ich den Tod im Herzen und wünschte sehnlich zu sterben. Der Kampf mißlang. Die Brüder waren zerstreut. Allein blieb ich. Auf einer öden Bergeshalde, nahe den Firnen des ewigen Schnees, sank ich ermattet vom Kampfe nieder.

Da in der Einsamkeit des höchsten Schmerzes tat sich Gott mir kund. Es war wie ein Erwachen, wahllos, sonder Widerstand. Er hieß mich leben, kraft einer neuen Geburt. Ich machte mir ein Zeichen dieser Stunde. Ein Zeichen, mir allzuwohl bekannt lange, und immer unverstanden.

Er schaut sich um, geht ans Fenster, vor dem ein Baum steht, so daß die Zweige an die Scheiben pochen; er greift hinaus, bricht einen Zweig und flicht einen kleineren durch diesen zum Kreuze; dabei spricht er — indessen Tauler ihm mit verklärter Aufmerksamkeit zuschaut.

Ich brach mir einen Zweig vom Wacholderstrauch, dem fügt ich lotrecht einen anderen zu und band sie aneinander mit einem zähen Gras.

Er hat sein Kreuz vollendet und preßt es in eine klaffende Ritze des Holzgetäfels in der tiefen Fensternische.

Wahre es! Bewehre dich damit! — (In seine Anschauung verloren.) Es ist das Urbild aller Bilde. Gebrochen und vernichtet sind der gerade Stamm durch den kleineren Zweig: so all unser Streben und Wollen wird in seiner geraden Richtung gebrochen und vernichtet. Das geschieht einmal, wieder und immer wieder. Hierin aber, und hierin allein erwächst uns ein Vermögen, welches uns allen Dingen überlegen macht — eine Flucht von den Dingen — ein Flug weit über sie hinaus. Deshalb müssen wir des Kreuzes uns bemächtigen, denn an ihm haftet des Lebens Sinn. An das Kreuz ward Gott geheftet. — Wer das erkannt, dem wird es schwer, es auszusprechen, denn solchem Sinn geziemt wohl das Schweigen. Wahr aber und gewiß ist dieses — das andere alles sind Zweifel und Fragen. Nichts ist dir also eigen, also nahe, als deiner Schmerzen Kraft. Eben aber in dieser Kraft ist Gott. Des sei dies Kreuz ein Zeichen.

II

Aus der deutschen Geschichte

Luther 1507. – Der große König. – Karl Ludwig Sand

Luther 1507

Lautenklang und leises Singen der Chorknaben erweckt ihn. Bruder Bernhard winkt sie beiseit. Luthers Miene geht von Milde zum Entsetzen über.

Luther

O – o – warum weckest du mich. – Ich wähnte zu entschwinden. – O, nun bin ich noch, ein Mensch von Erde, von eitlem, schlechtem Staub, bang, eng und arm – Vernichtung, Vernichtung. –

Bernhard

Bruder, falte die Hände zum Gebet! Richte dich auf und bete mit mir.

Luther

Ich kann nicht beten, Gott hört mich nicht.

Bernhard

Unsere Kirche hat weise Übungen gesetzt, um die Seele des Gebets in uns zu nähren. Komm, mein Bruder, tue nach ihrem milden Gesetz.

Luther

Das milde Gesetz ist mir Qual und Angst geworden; ich habe mich gemartert und ertötet, bis ich auch wirklich zu sterben meinte. – O! daß es nicht geschah!

Bernhard

Bruder, du bist der Welt gestorben, finde dein Genügen darin, und lebe Gott als frommer, demutvoller Mönch.

Luther

Und weiß nicht, ob es nicht Verbrechen gewesen ist, die Möncherei! Mein Vater auf Erden flucht mir. – Oft auch dacht' ich, könnt' ich einem Kranken oder Bedrängten frisch helfen draußen in der leidenden Welt, so vergäße ich mich am besten – so, nicht aber hier wäre ich mir gestorben.

Bernhard

Nicht doch, bedenk', wie edel ist dein Stand. Richte dich am Beispiel unserer heiligen geistlichen Väter auf. Nicht wahr, das bewegt dein Herz, wie sie in Liebe wohlgeordnet uns umfängt, die allerheiligste Kirche mit ihren Weihen, Priester, Bischof und der hochehrwürdige Papst in Rom.

Luther

Ach, mein Bruder, wovon reden wir doch. Wohl, wohl ist das alles zum Guten gesetzt, und wohlgerichtet. Aber ihr Bild und Schein sucht mich in meiner Kammer nicht heim und tröstet mich nicht in meiner Angst. Lieber Bruder, versteht mich recht; ich weiß und glaube, daß der Papst und die Bischöfe heilige Männer sind, eben weil sie im stillen Gebete mit ihrem Gott übereingekommen sind. Daß sie nun am heiligen Ziborium vor uns stehen, mag ihnen ziemen. Doch ach! es tröstet mich nicht.

Bernhard

Ei sieh an, so bist du wohl ein besserer Mönch als du

meinst, und du hast recht, auch der Heilige Vater ist nicht mehr im Gebete vor Gott. So bist du dem Schein abhold – ei, wie wolltest du denn in die Welt zurück?

Luther

Ach, nicht zum Kaiser und Großen dieser Welt, laßt sie ihr gleißendes, schweres Amt vor Gott wohl verwalten! Nicht zu ihnen, wie auch zu jenen nicht. Überall, aus Glanz und aus Jammer, aus Kirche und Reich, aus Bürger- und Bauernvolk, Nähr- und Wehrstand, ach Bruder, Bruder, überall streckt sich die Teufelsfaust mir entgegen, die nach meiner Seele greift! Du willst helfen? Wozu? Du rettest ein Kind vom Tode – und führst es der Hölle zu! Du hilfst einer Witwe zu ihrem Recht – so wird sie laß und hoffärtig, fällt in Anfechtung und vergeht! Du baust das Land – und Sünder nährest du. Hei, so werde ein tapfrer Held und schlage drein – daß das Blut gegen dich zum Himmel schreie, wie Abels Blut! – Hilf, Herr Gott – warum verläßt du uns!

– – – – – – – – – – – – – – –

Bernhard

Komm mit mir, mein Freund, wandle hinaus in die Aue am Morgen, wo Gott Gras und Blumen wachsen läßt, ohne Menschenhand. Er bedroht uns nicht! Er lächelt uns und will uns wohl – und wie die weiße Luft sich zart vom Grunde hebt, steigt auch aufs neue ein Gebet in dir empor.

Luther

Und wenn die Nebel sinken und der Abend naht, so gehe ich mit ihm, den ich geliebt, zur nahen Stadt; da stehen die schweren Wolken am Himmel und ich sage wohlgemut: Ei, Alexis, nun ist erst gut sein. Des Tages Last entschwand, nun weht uns starke Kühlung zu, wie ein Trunk Wassers aus den Bergen, und sieh, am Himmel zünden sich breite Feuer an, just uns zur Freude, uns zu kühlen. Da schlägt das Feuer vom Himmel herab und frißt ihn – sein warmes Leben in seiner Brust in einem Todesaugenblick für immer tot und kalt.

– – – – – – – – – – – – – –

Bernhard

Bruder Augustinus! Glaubst du an Gott?

Luther

Ich fühle mein Elend. Weiter weiß ich nichts.

Bernhard

Sei getrost: so ist Gott in dir! – (Luther blickt groß auf.) Und nun wollen wir uns entscheiden. Du machst dir ein falsches Elend. – – Dagegen die Schrift spricht: der Gerechte soll seines Glaubens leben. Laß mich dir künden, wie ich es verstand.

Sieh die Blätter und Zweige im Walde sich bewegen. Die Sonne scheint darein; es ist goldig anzusehen, wie es sich regt und lebt. Der Wind fährt darüber, daß die Bäume sich zueinander neigen und es ein tief freund-

liches Rauschen gibt; doch laß es alles maßvoll geschehen, daß kein Zweig bricht und etwa nur hier und da ein dürres Laub zur Erde fällt.

Dort regt es sich am Boden. Das ist kein windbewegtes Blatt. Ein Vogel hüpft hindurch, da huscht ein Wiesel: blicke sorglicher hin, so lebt wohl jeder kleinste Teil am Boden, Raupen und Gewürm, Ameisen, Spinnen und Mücken. – Du siehst der Raupe zu, wie sie am Wege sich fortschlingt. Doch wehe! Das ist kein argloses Regen mehr, sieh doch, sie windet, sie krümmt sich am Wege! Sie leidet Schmerz! Entsetzlich zu schauen. Die Ameisen nähren sich von ihr, da sie noch Leben hat – –

Spring jach hinzu und töte sie. Ihre Qual ist aus. Ihr Leben war kein Gut, tausend andere leben wie sie, so ist geholfen.

Da kommt ein Mensch des Weges daher. Du blickest noch einmal über die Bäume hin in den weiten Himmel hinein, als ob du dich flüchten wolltest. Aber nein: du bist nicht mehr allein und nicht mehr Herr der Stunde. Das alles atmete und regte sich in dir; dein Blick war Leben von diesem Allen. Nicht also nun. Es ist eine fremde Welt, ein Menschenblick und Menschenseele gleich der deinen.

Dieser Mensch leidet. Du darfst ihn nicht gleich jenem Wurm zertreten. Er bedroht dich mit einem feindlichen Blick. Du trägst die schwere Wunde davon. Wie willst du dich seiner erwehren? Sieh, hier hebt die Qual des Daseins sich bis an deine eigenste Seele empor.

Luther

Des gellet des Teufels Hohn. Ich hörte ihn, da du innehieltest.

Bernhard

Sieh, du mußt ihn wieder verlachen! Das merke: läßt du dich mit ihm ein und kämpfest du, so bist du noch wie Baumstaum gegen Baumstamm, Gewürm wider Gewürm, Feind gegen Feind, und bist dir deiner wahren Macht noch schlecht bewußt. Der Teufel ist ein windiger Geselle, trotz Hörner und Klauen. Glaubst du das?

Luther

Ich hab ihn oft besiegt. Deute es mir.

Bernhard

Das macht: du selber bist es, der alle diese Dinge, als deren Seele, in sich faßt und aus sich heraus belebt. Die Väter lehren: der Mensch bringe alle Dinge zu Gott. Er umfängt sie, so weit und allumfangend sie auch sind – so sind sie doch nur in einem Menschenblicke, einem Menschenherzen.

Vorhin entschliefest du und wandtest allem Tagesschein der Dinge dich ab. Warst du darum nicht? Doch meinst du im Erwachen, dir wäre selig und wohl gewesen. Was schlummerte da in dir, daß es im Schlummer erwachen konnte? Ist es, o mein Bruder, nicht auch in dir, jetzt da du wachst? Es ist die große, unsagbare Macht, die allen Dingen ihren Sinn verleiht. Willst du die Dinge drum

verachten? Ich rate dir nein. Sie erfüllen dein Herz mit ihrem wahrsten Gehalt, so daß sie es weit und innig machen. Und diese weite Seele kämpft und ringt nicht mehr.

Das ist des Menschen Seele. Das macht den Menschen wahrhaft zu einem Heiligtum. Jener Feindesblick bedroht dich nun nicht mehr. Er bricht sich, zu eigener Beseligung, vor einer solchen Seele mildester Gewalt. Von ihr strömt Bruderliebe aus, wie ein lebendiger Strom der allermächtigsten Milde. Sie selber ist – mein Bruder, es ist in dir – das Gefühl deines Elends, und die Ahnung, die kein Mensch je auszusprechen vermag.

Luther (ist auf die Knie gesunken)

Es ist in mir – so macht mich meine Schwachheit stark. O Jesu, Jesu, das bist du, du leidender Erlöser, das ist die Weisheit deiner Tat, die mich als höchstes Gnadengut in meinem Elend überkam.

Bernhard

So spricht die Schrift: daß der Gerechte seines Glaubens leben solle.

Luther senkt das Haupt. Sie schweigen.

Der große König

Das Lager. — Wachtfeuer — schlafende Soldaten — Posten etwas entfernter — Blick über Höhen und weites Land in mattem Sternenlichte.

Friedrich

(kommt langsam einher, steht im Lichte des Feuers stille).

Einige Soldaten regen sich — „Was will der Alte"? — —

Friedrich (drohend)

Der Teufel holt euch, wenn ihr noch einmal mein Stroh vergeßt, daß ich auf der bloßen Erde im Zelte liege und nicht einschlafen kann. — (Die Soldaten machen Miene aufzustehen.) Haltet euch ruhig, Kerls, daß ihr die andern nicht weckt.

Er tritt etwas zurück und setzt sich auf eine der mit der Fahne vorne an den Gewehren niedergesetzten Trommeln.

Eine Gestalt richtet sich am Feuer auf: Zieten. Er nähert sich dem starr vor sich hinblickenden Friedrich, der ihn endlich bemerkt.

Friedrich

Was macht Er so spät noch auf, Zieten?

Zieten

Auch Ihro Majestät suchen den Schlaf vergebens.

Friedrich

Wer sagt Ihm, daß ich den Schlaf suche. Es gibt im Grunde nichts Alberneres als den Schlaf. Es verlohnt

sich nicht zu leben, wenn man die Hälfte des Lebens den Toten gleicht.

Zieten

Ihro Majestät vergeben Ihrem alten Zieten, wenn er Dero Philosophie in diesem Augenblicke für eine Ausflucht hält, die jeden anderen täuschen könnte, nur nicht Ihro Majestät treuen Diener. Unsere ganz und gar verzweifelte Lage –

Friedrich

Was fällt Ihm ein, Zieten! Das Wort bin ich in Seinem Munde nicht gewohnt.

Zieten.

Majestät halten zu Gnaden: vermutlich die Sache selbst nicht. Die begegnet nur einmal.

Friedrich.

Ach was! Nach Kollin hatt' ich keine Soldaten mehr. Heute sieht Er intakte Truppen und ein unangreifbares Lager.

Zieten

Das in seiner Unangreifbarkeit die letzten Hilfsmittel von Dero Staaten aufzehrt. Kollin war die erste verlorene Schlacht; wir erfuhren erst, wie viele Hoffnungen und Aussichten wir noch hatten. – Wenn wir heute siegten –

Friedrich

Zieten, Zieten, was macht Er. Weiß Er etwa nicht, daß die letzten Wochen aus mir einen alten Mann gemacht haben? Als ich vorhin Kollin sagte, so war es mir, als dächt' ich funfzig Jahre zurück – das sind die Sorgen, die unaufhörlichen Evenements, die die Berechnung von Monaten über den Haufen werfen, und nun in einer Nacht verlangen, sie wieder aufzubauen, und das immer wieder, immer wieder. Nach jedem Erfolg die Hoffnung auf Frieden, der mir nichts verbürgen soll, als meinen unangetasteten Besitz, will sagen meine Ehre – jedesmal vereitelt durch die Habgier der drei Weiber, die mir weder Ehre noch Leben gönnen – – seit wann lassen meine Generals mich ihnen etwas vorklagen, anstatt meinen Klagen den Grund zu benehmen!

Zieten

Ihro Majestät wollen den General einen Moment aus dem Auge lassen, so würde Dero treuer Diener vielleicht noch Tröstliches vorzubringen haben.

Friedrich

Er überrascht mich immer mehr. Ist Er unter die Diplomaten gegangen, weil Er am Militär verzweifelt, und hat da auf eigene Hand etwas ausgemittelt? Ein neues Bündnis? Wie? Laß Er sich sagen: darauf trau' ich nun gar nicht mehr.

Zieten (streng)

Ich habe einen Verbündeten, der allerwege hilft, und

mit dem ich Ew. Majestät zusammenbringen möchte und kostete es mein Leben. Er wohnt da oben, über den Sternen. Vor ihm sind Ew. Majestät unsägliche Mühen und Sorgen der letzten Jahre nichts, und daher auch unsere verzweifelte Lage ein eitler Anschein. Als ich Ew. Majestät soeben dasitzen sah, und mir etwa dachte, was Ew. Majestät augenblicks bewegen möchte – da war es mir, als sähe ich Ihn, der ein weit größerer König ist als Dero Königliche Majestät, über Dero Sorgen lächeln. Er sorgt ja auch für Ew. Majestät und Ew. Majestät Tun und Unternehmen –

Friedrich

Nein, Zieten, da irrt Er sich. Es gibt kein Haupt über den Wolken, das für uns denkt. Das muß unser eigenes Hirn besorgen, so übel es ihm oft gerät.

Zieten.

Da hör' ich nun – Ew. Majestät halten zu Gnaden – Dero Freunde, die verfluchten Franzosenkerls. Das ist meines allergnädigsten Königs wahre Meinung nicht. Das sollte in Dero christgläubigen Landen nicht ausgesprochen werden dürfen.

Friedrich

Nun kommen die Franzosen daran. Gönn' Er mir die, da die deutschen Fäuste mir nicht helfen, und die deutschen Schriftsteller mich langweilen.

Zieten (tieftraurig)

So hat der deutsche Husarengeneral auch nichts weiter vorzubringen und muß nun doch Ew. Majestät Ihrem eigenen Nachsinnen überlassen.

Friedrich

Wenn Er brummen will, Zieten, so geh Er nur immer seiner Wege. Ich schätze seinen Glauben, das weiß Er. Nur versuche Er einmal, auch den meinigen zu verstehen. Komm Er, wir wollen das besprechen, wenn es Ihm recht ist. – Nehm Er sich ein paar Scheit Holz – die Kerls brauchen nicht alles in einer Nacht zu verbrennen, und mach Er sich einen Sitz zurecht. – Seh Er, Zieten: irgend etwas der Art habe ich auch immer wieder versucht zu glauben. Aber – wie soll ich Ihm das deutlich machen – ich habe es nie über den Wolken gesucht, und überhaupt nicht draußen, außer meiner Haut, in dem, was mich von außen her betrifft – da hab ich's nicht gefunden. Das weiß Er ganz gut, daß ich die Nichtswürdigen verachte, die gar keinen Glauben haben. Ich bin darauf gekommen, daß ein honetter Mensch zu so einem Gefühl von sich und seinem Schicksal gelangt, welches er dann Glauben nennt. Worauf dies Gefühl aber in der Tat beruht, das kann Er mir so wenig sagen, wie ich Ihm.

Zieten

Den Glauben, den Ew. Majestät da beschreiben, haben die Heiden auch. Unsere Kirche lehrt, daß Gott unser

gütiger Vater ist und für uns sorgt: das weiß der Christ, und Ew. Majestät könnten es wissen, wenn Sie nur wollten.

Friedrich

Zieten, seh Er sich einmal um: was sieht Er da? Die Werke eines gütigen Gottes? –

Da Zieten den Blick immer fest auf den König gerichtet hält:

Vor sich, mein lieber Zieten, sieht Er einen vorzeitigen Greis, der seine Jugend seinem Vater, und sein Mannesalter dem Staate aufgeopfert hat, und, weil kein Mensch das Wünschen je verlernt, etwa noch einige Abendstunden für sich behalten möchte. Doch der gütige Vater da oben versagt ihm den Wunsch.

Zieten

Nein, Ew. Majestät, ich sehe etwas anderes vor mir: ich sehe den großen König vor mir, der in allen Preußenherzen ein ewiges Beispiel bleibt, wenn er längst nicht mehr um ein paar Jahre seines Erdenlebens mit dem Schöpfer hadert. – Das seh' ich vor mir mit meinen alten Augen.

Friedrich

Meint Er, meint Er, Zieten – – es wird etwas von mir bleiben, sagt Er? – Ja, Geduld – das werden sie von mir lernen können, wenn sie künftig sich an mich erinnern. Geduld. Nichts weiter. Kein Warten irgend worauf, kein Streben irgend wohin. Das war vordem.

Wenn die Zeit um ist, sieht man, daß man vergeblich gewartet hat; und, was das Streben anbetrifft, daß man sich in Ziel und Wegen irrte.

Wozu denn aber Geduld haben, fragt Er. – Nun das frag ich Ihn, weiß Er das, hat Ihm das sein gütiger Gott erschlossen?

Zieten

Das hat mir mein gütiger Gott hinieden verhüllt; er verhüllt sich hier, um sich dereinst zu offenbaren.

Friedrich

Er verhüllt sich? Nein, sag ich Ihm. Es liegt ja alles offen zutage. Deutlich, mit Millionen eherner Zungen spricht uns die Natur der Dinge an. Nein! Wenn uns ein himmlischer Zauberer etwas vorspiegelte, wie Er meint, dann könnten wir dies klare Auge für die Dinge nicht haben, dann hätte er vor allem unser Auge verschleiert, dann hätte er uns ein Bewußtsein gegeben, weiß Er, wie zwischen Schlafen und Wachen, wo wir nicht wissen, was wir sehen. Ach, es ist nicht an dem, Zieten. Wir sehen unerbittlich klar! – Und das ist das Große an unserem Geschick. Gerade das gibt uns Geduld.

Zieten

Ew. Majestät wollen mit Dero hohem Verstand den meistern, der über alle Vernunft ist. Die Rechnung kann nicht aufgehen. Wollen Ew. Majestät den Ansatz prüfen: da steckt der Fehler. Gott will allerdings solche Fügsamkeit,

wie ein Kind sie beim Einschlafen hat, wo es nicht mehr weiß, was es sieht: dann fühlt und weiß man Ihn.

Friedrich

Ja, ja, da hat er in seiner Art recht – das Gefühl kenn' ich – – aber, sieht Er wohl, dann ist ja sein Gott eben nicht das sinnende Haupt, das für uns denkt – sonst brächten die Gedanken uns ihm nahe –, aber der Boden, das Schlummernde da zu unseren Füßen, dem wir gleichen, wenn wir auf ihm – in ihm ruhn.

Er ist in Bewegung und Ergriffenheit aufgestanden und wendet seine Blicke nach dem nächsten Wachtfeuer.

Seh Er, die Leute wollt' ich glücklich machen. Was erring' ich ihnen? Da, eine Stunde Schlaf hinter ein paar Schanzen, die sie für kurze Zeit vor dem Feinde sichern. Und ich bin schuld an ihrem namenlosen Unglück. Ich.

Zieten

Ew. Majestät sind schuld, daß Dero Untertanen tausendmal sterben, und tausendmal wieder aufleben möchten, für ihren König, weil sie ihn aus treuester Seele lieben.

Friedrich

Da liegt es, das Rätsel!! Das hält uns am Leben fest, ohne daß wir sagen können, warum. Geh Er mir mit seinen Reden von einem verborgenen Gott – Vorsehung – Güte. – Wenn so ein Kerl mir sagen kann, warum er mich liebt, so weiß ich mehr als alle Seine Pfaffen.

He, du da! – – (Er lauscht.)

Zieten, hört Er – das war ein Widerhall – ein Kommandoruf – da – rollende Räder. Gerettet, Viktoria, sie greifen an. – Besorg Er uns die Pferde, Zieten. – (Leiser als vorhin, mit veränderter Stimme.) He, du da! He ihr Kerls! Aufgestanden! Euer König muß Wache stehen, sonst brächen die Feinde im Schlaf euch das Genick. – (Zu einem Meldenden, der herantritt.) Ja wohl, ja wohl, hab es schon gehört. – Die Herren Kommandeure. –

Ein Reitknecht bringt des Königs Pferd. Zieten und die Generale. In den dunklen Zwischenräumen zwischen den Wachtfeuern treten die Kompagnieen zusammen. Der König reitet schweigend, stark auf die Soldaten starrend, zwischen den dicht an ihn gedrängten Generalen durch die Nacht.

Karl Ludwig Sand

Die Gefängniszelle zu Mannheim, reinlich und hell; auf dem Tische Blumen. Die Großherzogliche Kriminalkommission in Amtstracht. Geistliche. Sand auf seinem Lager mühsam halb aufgerichtet.

Der Gerichtspräsident (feierlich lesend)

Es wird zu Recht erkannt, daß Inquisit Karl Ludwig Sand von Wunsiedel des an dem Kaiserlich Russischen Staatsrate von Kotzebue verübten Mordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe, ihm zur gerechten Strafe, andern aber zum abschreckenden Beispiel, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei. –

Sand (mit ruhiger, kräftiger Stimme)

Nichts anderes habe ich erwartet. Ich danke Gott, daß er meine Körperkräfte mir so lange erhalten und so weit gestärkt hat, um das, was ich öffentlich getan, rechtlich und öffentlich zu sühnen.

Ich bitte Sie, meine Herren, um Vergebung für die Mühewaltung, welche ich Ihnen verursacht habe. Es bedrückt mich in der Tat dieses eine, daß ich im Zwange schwerwiegender, für mich damals überzeugender Gründe, in einem Falle vom Wege der Wahrheit in meinen Aussagen abgewichen bin; Sie wollen mir aber bestätigen, daß es am Tage liegt, nicht um meinetwillen sei es geschehn; sondern nur um den Dr. Asmis seiner größeren Begabung wegen der guten Sache zu erhalten, gab ich in den ersten Tagen an, ich habe meine Papiere meinem Freunde Reichard anvertraut.

Der Gerichtspräsident

Es hat sich so erwiesen, wie Sie sagen, Sand. – (Sich umwendend.) Unsere Aufgabe ist erfüllt. Herr Hofprediger, bleiben Sie bei dem Unglücklichen. (Die Kommission ab.)

Sand

Herr Hofprediger Katz, ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie bei mir bleiben wollen; aber Sie wissen, daß ich den geistlichen Zuspruch als solchen ablehnen mußte, da ich selbst Geistlicher bin. (Er lehnt sich zu bequemerer Lage zurück.)

Hofprediger Katz

Lassen Sie mich denn als Freund Ihnen eine Frage tun. – Doch zuvor: Sie sind heute wohler als sonst. Sie haben sich zum ersten Male aufrechterhalten können –

Sand

Gegen Morgen verließ mich der Schlaf. Meine Wunde schmerzte, und es floß Eiter aus. Ich kann also nicht sagen, daß ich ganz wohl erwachte. Doch fühlte ich mich dann doch stark genug.

Katz

Wir alle, seien Sie des versichert, bemerkten es mit Erstaunen. Aber nun sagen Sie mir, und befragen Sie darüber Ihr Gewissen: Ist es nicht eitler Trotz, der Sie so stark macht? Zürnen Sie nicht im Inneren dennoch der Härte des Gesetzes und diesen Ihren Richtern?

Sand

— Ich weiß nicht, war es in der Nacht oder diesen Morgen, daß wieder das freundliche Bild vor meine Seele trat, daß die Notwendigkeit zuletzt den freien Willen der Vernunft innig vereinigt und nur einen und denselben Weg mit ihr geht.

Katz

Nun so helfe Ihnen Gott und bereite Sie zum letzten Gange.

Sand

Ich fühle mich in dieser Stunde zu selbigem bereit. —

Katz

Die Großherzogliche Kommission gestattet Ihnen heute, Besuche zu empfangen, wenn Sie sich dazu aufgelegt fühlen.

Sand

Ich wünsche mir nichts Besseres.

Katz

Hier habe ich einen jungen Maler mit mir gebracht, Martin aus Frankfurt, der Sie zu malen wünscht. — Ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen, Sand —

Sand

Auf Wiedersehen denn — haben Sie Dank.

(Hofprediger Katz ab.)

Martin

Kürzlich porträtierte Sie der Professor Beinhausen, Herr Sand. Sein Bild –

Sand

Ja, ich weiß; er hat mich dargestellt, wie ich so nach links in den Ärmel greife; das sagte mir nicht zu.

Martin

Auch mir mißfiel das Bild. Vor allem konnte ich mir, man sieht das ja wohl einem Bildnis an, nicht denken, daß es ähnlich sei; und wollte es denn, wenn Sie es mir gestatten, besser versuchen.

Sand

Dort am Fenster stellen Sie am besten Ihr Gerät auf. Sie haben doch alles mitgebracht? Aushelfen könnte ich Ihnen hier nicht recht. (Als sich der Maler umsieht:) Aber es sieht freundlich hier aus, nicht wahr?

Martin

Schon vorhin fiel mein Blick auf den weißgedeckten Tisch hier und die Rosen darauf.

Sand

Ja, die betrachte ich viel. Finden Sie nicht, Herr Martin, daß die Blumen dem Menschen gleichen, nicht eigentlich gleichen, sollte ich sagen, aber ihn wiedergeben in ihrer Weise. Kürzlich hatte ich eine Rose, die war

von einem roten Strauch, das sah man an einzelnen Blättern, aber mit einer zarten Blässe überdeckt, so daß die innern Blätter beinahe weiß schienen, wie eine jüngst entbundene Mutter –

Martin (ihn nachdenklich anblickend)

– Ich will die Blumen so aufstellen, daß sie mir auch ab und zu ins Auge fallen unter dem Zeichnen.

Bei den letzten Worten ist die Tür aufgegangen. Ein junger Mann in altdeutschem Rock stürzt herein.

Sand

Clahr, Clahr! Du bist es! Du mußtest kommen!

Clahr

(hat ihn heftig geküßt und ist dann an seinem Bette niedergesunken)

Herzensbruder! Teurer, lieber Karl!

Sand (sich durch die Haare streichend)

Über ein Jahr ist es her; du siehst, die Locken sind wieder gewachsen, die du mir an jenem Morgen abschnittest.

Clahr

Ich wußte, du habest Großes im Sinne – Du sahest den Rauch in der Ferne steigen und die Windungen des Rheins schimmern, und fragtest mich, ob dies Mannheim sei.

Sand

In dem Augenblicke überkam es mich, daß ich da bleiben werde; wie ich so auf die ferne Stadt hinsah, wußte ich es, daß ich nimmer herauskäme.

Clahr

Ach, ich dachte im stillen für mich: er bereitet sich zu einer Flucht, er wird über den Rhein entkommen.

Sand

Gewiß, ich wollte fliehen. Doch wie es im Menschen zweierlei Willen gibt, davon der eine stets sich erfüllt und der andere stets mißrät und Schwächlinge unglücklich macht – ich floh nicht, ich machte es mir unmöglich durch diese Wunde da.

Clahr

Wie doch? Du suchtest dich zu töten, weil du nicht entfliehen konntest, meinten wir.

Sand

Du mußt wissen, Clahr, ich handelte an jenem Tage mit großer Sicherheit und Festigkeit, bis zu dem Augenblick, da es geschehen war. Ich ging zweimal hin, da ich das erstemal abgewiesen wurde, aß inzwischen, um dem Körper seine Kraft zu erhalten, – ich sagte ihm nur wenige Worte, um nicht lügen zu müssen, als er mir entgegentrat, und stieß ihm das kurze Schwert mit großer Kraft zweimal nacheinander in die Brust. Dann wandte

ich mich ab, um zu gehen. Da hatte es aber das Kind mit angesehen, der kleine Sohn des Kotzebue, und lief nun schreiend durch die Türe. Da gab ich mir einen Stoß mit dem Dolche, hielt aber inne, indem ich mir zurief: Sand, Sand, du mußt fliehen um der Sache willen. Inzwischen muß aber Zeit vergangen sein; denn als ich vor die Türe trat, war viel Volks zusammengelaufen, und da stieß ich mir den Dolch hinein, so tief ich konnte. Das war feige von mir. Ich meine aber, ich habe es gesühnt, da ich mich nachher durch leichte Versäumnis hätte töten können, vielmehr aber alles tat, um die Wunde zu pflegen und wieder kräftig zu werden.

Clahr

Die furchtbaren Schmerzen, die dich nun all das ganze Jahr nicht verlassen haben, indessen doch auch ohnedies so Schweres und Schreckliches über dich hereinbrach –

Sand

Es ist wohl eine schlimme Wunde, gerade neben dem Herzen, aber der Schaden hat nicht weitergefressen, das gute Blut meiner Eltern hat mich gerettet. Der körperliche Schmerz war nie so überwältigend für mich, daß ich nicht dabei für mich hätte sprechen können: „der Bettel!“ Nur selten griff der Schmerz nach meinem Bewußtsein – o nicht in Vergleich zu setzen ist er mit jenem frühern Seelenschmerz der Unruhe, des Gefühles unserer Schwäche, unserer Schuld. – –

Clahr (seine Hände abermals mit Heftigkeit fassend)

Karl! Du hättest dich retten können?

Sand

Daß ich morgen sterben muß, schreckt dich das? Ist denn der Tod so schlimm? — — „Sie blühen und verwelken", sagte mir mein engelsguter Kieser, als er mir jene Rosen heute morgen brachte. Sehen Sie, Herr Martin, immer wieder jene Rosen — — sind wir denn schon so spät im Jahre? Man vergißt nachzufragen, wenn man nicht Feld und Bäume sieht —

Martin

Wir sind im Mai, es wird heute der zwanzigste Mai sein.

Sand

Im Mai. — Ich habe den Lenz immer von ganzem Herzen innig liebgehabt, das neue Ergrünen in Berg und Wald. Keinmal, kein einziges Mal, daß es mich nicht mit heiliger Freude am Leben erfüllt hätte. Ich meinte wohl manchmal ganz im stillen, Gott hätte gut getan, dem ganzen Jahre so einen Lenzeshauch zu verleihen, und tat dem Winter lange Zeit unrecht. Da war es nun vor Weihnachten im Jahre 17, als ich von Erlangen nach Wunsiedel zu den Eltern wanderte — wie ich da in die Berge trat, die mit schwerem Eis beladen standen, da hub ein herzliches Gebet in meiner Seele an; da warf der starre Glanz der beschneiten Wände wie ein großes starkes Wort

tief in mich hinein – so meinte ich, sahen jene Großen, Guten die Natur, so sah sie Rousseau, wenn er auf die Juraberge stieg und brachte ein Menschenbild von ihnen mit herab, ein Menschenbild. – Damals ward ich stark, so fest wie nie zuvor stand es vor mir, jung zu sterben, als ein sittlicher Held.

Clahr

Du kamst erheitert zu uns zurück, ich weiß es noch sehr wohl.

Sand

Ja, damals warst du Guter zu mir gezogen, nach Dittmars Tod.

Clahr

Aus herzlicher Liebe zu dir, um dich am Leben zu erhalten.

Sand

Es tat mir not. Es war mein Lenzesende, als er, mein treuer deutscher Dittmar, mir vor den Augen ertrank. Vor meinen Augen, ich selbst und Ebener in äußerster Gefahr. Was es ist, einen solchen, ohne ihn retten zu können, untergehen zu sehen, das kann sich keiner und auch du nicht denken. Es sind dies Augenblicke, in denen man so ganz zu fühlen vermag, was es eigentlich in sich fasse, eines, und noch dazu eines guten Menschen Leben, was man doch gewöhnlich leicht achtet. – Wir hielten ihn für geborgen, weil er schwimmen konnte, wir aber nicht, und zogen uns an Weidenzweigen an das Land; er aber war inzwischen

ferner getrieben – mein erster Aufblick nach dem Fluß – – bald sahen wir ihn nicht mehr. Und wie nun alles umsonst blieb, was wir mit den herbeigelaufenen Leuten zu seiner Rettung taten – wie sie dann seine Leiche fanden und brachten – und das Leichenbegängnis in der Nacht, wir alle bewaffnet, um dem Unbill der Landsmannschaften zu wehren, du weißt noch, die es wagten, aus dem bitteren Unglück uns einen Vorwurf zu machen, als wären wir feige gewesen und hätten ihn retten können. In mir sah es schlimm aus in jener Nacht. In dumpfer Starrheit zog eine tiefe Verachtung des Sterbens in mein Herz – aber das eben wurde dann später ein mildes großes lebendiges Gefühl, als der Krampf sich brach, auf jener Wanderung.

Doch du siehst mich an, Clahr, als müßtest du dich darein finden, daß ich noch derselbe sei. Sonst sprach ich nicht so von mir: aber du mußt denken, daß ich dies ganze Jahr über viel nachgesonnen habe über mein Leben, und niemandem mich darüber mitteilen konnte.

Clahr

Wohler, als irgendwo und wann, seit deiner Tat, ist es mir jetzt, da ich dich wieder sehe und reden höre, es überkommt mich, als wäre alles gut.

Sand

Und was ist nicht gut? Nun erzähle du. Wie steht es um euch? Was ist geschehen seitdem? – Was taten die Freunde?

Clahr

Daß man uns viel befragt hat, gefangengesetzt und immer wieder inquiriert – das weißt du, ist auch der Rede nicht wert.

Sand

Für meine nächsten Freunde war dem nicht vorzubeugen. Sie müssen sich darein finden, um der Sache willen. Man hat sich von ihrer Unschuld überzeugt?

Clahr

Ja, von ihnen ist keiner mehr im Gefängnis.

Sand

Die Burschenschaft habe ich außer Spiel gebracht durch meinen ihr zurückgelassenen Brief. Ich zeigte ihr dann meinen Austritt an, um ihr Schicksal von meiner Tat zu trennen – der Brief ist doch gefunden worden?

Clahr

Gewiß, am Tage, als der Senat Kunde von dem Geschehenen erhielt.

Sand

Erst so spät? – Ich hatte gehofft, es sollte der Austritt in Jena früher bekannt sein als meine Tat, dann hätte es wirken können.

Clahr

Der Brief wurde eröffnet und der Burschenschaft nicht übergeben. Ich kann es dir nicht verhehlen, man geht

gegen die Burschen insgesamt mit strengen Untersuchungen vor. – Sie bekommen nichts heraus, halten die Sache für tiefer und geheimer, und inquirieren immer aufs neue, verhaften immer andere.

Sand (sehr betroffen, schweigt eine Weile)

Ihr müßt die Abzeichen ablegen für kurze Zeit und euch verbrüdern oder – – doch nein! Das müßt ihr nun selbst ausfinden, ich kann euch darin nicht mehr raten, ich habe mein Werk vollbracht.

Es kann ja auch nicht immer auf den Universitäten bleiben, wo wir es anfingen. Wir selbst sind doch auch recht andre geworden als damals, weißt du noch, als wir unser Rütli bei Erlangen erbauten, und es einweihten nach mühsam geschlichtetem Zank, mit deutschen Liedern und starkem Trunk, und der Mond ging unter, und die Sonne auf: da schlichen wir hinunter, als sei es doch so noch das Rechte nicht gewesen. – Sieh, so wie seitdem muß es sich weiter entfalten. Ihr werdet Bürger, angesehene Leute, ihr tragt es in das bürgerliche Leben hinein, und eure Kinder werden sich nicht mehr bei Nacht verschwören müssen, um Deutsche zu sein.

Du selbst, liebster Clahr, hattest ja vor einem Jahre im Darmstädtischen eine Pfarrstelle in Aussicht, wie ist es damit geworden?

Clahr

Mit der Stellung ist es nichts. Ich bin wieder Bursch geworden auf eine Weile.

Was meinst du, Karl, wie hätte es mir Ruhe gelassen? Ich sehe dich noch des Weges hinnunterziehen. Nach Mannheim? sagte ich mir. Was kann er da wollen? Hätte er's dir nicht vertrauen können? Ich wanderte die Bergstraße entlang zurück und kam spät abends in Darmstadt an. Da ging schon das Gerücht – der Stellwagen hatte es mitgebracht – es sei ein Ungeheures in Mannheim geschehen. Ich eilte hierher, zu dir konnt' ich nicht: ich erfragte, was zu erfragen war, und brachte den Burschen in Jena, was ich wußte, zu.

Sand

Werden sich doch manche erstaunt haben. Die Betschwester nannten sie mich. Sie haben das nicht von mir erwartet.

Clahr

Ich erzählte immer wieder, wie du von mir Abschied genommen, und daß ich wisse, es sei ein Großes und Herrliches, zu dem du so gegangen. Da feierten wir manche Stunde der Erhebung im innigsten Angedenken an dich, saßen beisammen und warteten, bis man uns Nachricht gönnte: denn du weißt, nicht ein Sterbenswort von dir durfte von hier aus verbreitet werden – wir sollten nicht einmal wissen, ob du lebest oder tot seiest, damit wir in Ratlosigkeit uns selbst verrieten.

Nun ward einer nach dem andern verhaftet, vorgeführt, verhört. Wir wurden mit Ingrimm, mit Erbitterung behandelt.

Sand

O Torheit, Torheit, Torheit der Gewaltigen! Mir gilt dieser Ingrimm, der ich sie alle befreien wollte. – Ich selbst darf mich nicht beklagen, man war milde und wahrhaft gütig gegen mich. –

Clahr

Mich entließ man, nachdem ich haarklein alles berichtet, was ich von dir wußte, wie es ja nur zu deiner höchsten Ehre dienen konnte.

Sand

Aber du sagtest, mit deiner Anstellung sei es aus –

Clahr

Das ging so zu. Wir sitzen, das verminderte Häuflein, beisammen, von Plotho darunter.

Sand

Er gesellte sich jetzt zu euch: das war recht von ihm, mutig und ritterlich.

Clahr

So dachten wir auch, bis wir sahen, er war gekommen, um uns zu belehren, um uns nun hinüber zu ziehen zu dem, was er seine Sache nannte: Pietisterei, fein stille sitzen im Lande und des Herrn warten, und hochmütig alles leidenschaftliche Streben, was Gott in unsere Brust gelegt, verachten. Wir wiesen ihn ab. Wir zeigten auf dich als unser Beispiel. Und der Freche wagt es – über

deine Tat so obenhin zu reden – du kennst seine Weise –, als hätte sie unterbleiben dürfen, und habe, wie wir ja an uns erlebten, uns Burschen übel genützt. Nun hieß ich ihn schweigen: nur die tödliche Waffe habe hinfort Rede und Antwort zwischen uns zu geben.

Er hat sich nicht gestellt. Es erging mir, wie dir damals beim Weggang von Erlangen mit dem Landsmannschafter. – Meine geistlichen Herren aber in Darmstadt erfuhren von dem Streit, und meinten, ich sei zum Meuchelmorde, wie sie es nannten, geschickter als zum geistlichen Stand.

Sand

Trefflich gesprochen. So leidest du denn mit mir. So, sehe ich wohl, werden noch viele leiden müssen. – Gott führt uns dunkle Wege.

Aber beim Himmel, Clahr, du tatest recht. Du durftest das nicht anhören. Der Elende! Wieviel Herzensnot und Mühe hab ich auf ihn verwandt, nach dem Wartburgfest, wo er uns allen so verwandelt schien, um ihn zur heiligen Sache deutscher Kraft und Wahrheit zurückzuführen. Und er, er wagt es nun — –

Die Stimme stockt ihm, er fährt mit Leidenschaft fort:

Er ist Offizier; er hätte es tun können, da er den Tod täglich vor Augen haben soll. Ich – in Bangigkeit, mit bitteren Tränen zum Höchsten gewandt, wartete ich auf einen, der mir zuvorkäme und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöste, der mich erlöste aus meinem Schmerz und mich ließe auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt hatte –

Bube, dieses meines Entschlusses spottest du? — der furchtbaren Stunden, als ich ruhig unter den anderen mit dem anatomischen Messer die Stelle suchte, die ich treffen müsse — — —

Gott, Gott, Dir danke ich, daß ich es vollbracht! —

Die Tür wird von außen halb geöffnet, und der Gefängniswärter schaut herein.

Kieser.

Herr Sand, hier ist ein wandernder Geselle, der Sie zu sprechen wünscht. Er heißt Bietenfried — kommt aus Wunsiedel.

Sand.

Er ist herzlich willkommen, lieber Kieser. — Wer mag das doch sein — ich besinne mich nicht —

Kieser läßt Bietenfried eintreten.

Bietenfried

Sie kennen mich nicht mehr, Herr Sand?

Sand

Ach wohl, nun, an der Stimme: Ludwig Bietenfried vom Rennweg, freilich, wir sahen uns nicht, seit wir als Kinder zusammen spielten; was machen Sie, wie geht es Ihnen?

Bietenfried

Gut, Herr Sand, wenn es Ihnen gut geht.

Sand

Siehst du, Clahr, da hast du nun zwei Fichtelberger vor dir: sehen wir uns nicht gleich? Ich habe immer viel auf unsere Heimat gehalten. Das ist ein Urstock deutscher Berge und Flüsse und ein Ursitz deutscher Stämme. Der Boden ist rauh, und des klagt man auch seine Bewohner an; sie sind niedrig gewachsen und nicht anmutig anzuschauen, wie das Eichengestrüpp, was über dem Stumpf eines gefällten Stammes aufwächst: es ist guter Herkunft und kann auch allenfalls wieder ein Stamm daraus entstehen. – Wie ist das schön von Ihnen, daß Sie mich jetzt wieder aufsuchen.

Bietenfried

Ja, ich hatte immer gewünscht, Sie wiederzusehen, und nun, als ich das gehört von Ihnen, daß Sie für Deutschland sterben sollen, da ließ es mir keine Ruhe mehr.

Sand

Gott lohne es Ihnen, lieber Bietenfried. – Sie sind in Wunsiedel gewesen, sagte man mir.

Bietenfried

Ja, Herr Sand. Als ich mich entschlossen hatte, ging ich zuerst zu Ihren Eltern.

Sand

Sahen Sie meine Mutter? Bemerkten Sie Spuren des Kummers an ihr? Wie nahm sie es, als Sie sagten, Sie gingen zu mir? Ach, Sie haben das gewiß nicht alles

bemerkt, ich weiß ja auch wohl, aus den lieben, ausführlichen Briefen aller der Teuren zu Hause, wie milde und über alles gütig sie mir gesinnt blieben; nur säh' ich es gerne mit Ihren Augen: ward es meiner Mutter schwer, von mir zu sprechen?

Bietenfried

O Herr Sand, ich kann es gar nicht vergessen, wie Ihre Frau Mutter zu mir sprach. So voll Güte und Liebe drückte sie mir die Hand und dankte mir, daß ich Ihnen Nachricht bringen wollte, und nichts als Liebe und tiefer Friede in ihren Augen, wie sie mich ansah.

Sand

Theobald, hörst du? Tiefer Friede. Da sind Spott und Hohn, Urteil und Verfolgung nicht hingedrungen.

Bietenfried

Und sie hat mir dann auch aufgetragen, was Sie schon aus allen ihren Briefen wüßten, Ihnen nun auch von Mund zu Mund zu wiederholen: daß sie aus vollem Herzen Sie segne und Gott preise für alles, was sie an ihrem Sohn erlebt. Ihr Herr Vater trat hinzu und bestätigte mit großem Ernst, was Ihre Mutter sagte, und legte es mir feierlich auf, es Ihnen zu berichten.

Sand

So empfing ich ihrer beider Segen. O was ist mir der in dieser Stunde! Sie durften mit mir rechten um das Geschehene. Sie haben mir mit großen Opfern die Lebens-

bahn bereitet, und durften klagen, daß ich diese nun verließ, als sie geebnet vor mir lag. Mußte sich nicht meine Mutter sagen, daß ihre große Herzenssorgfalt, mit der sie mich von Kind auf und noch als Mann zu einem edlen Maß des Wollens und Tuns hinzuleiten strebte, daß diese nun doch verloren sei? Mußte nicht herber Gram in ihrem tiefsten Herzen weilen, selbst wenn sie aus Übergüte ihn mir nicht eingestand? Aber nein! Ihr sagt es mir treu und wahr; und ja, ich wußt' es auch; aus tiefstem Herzen dringt ihr Segenswort zu mir.

Nun, Clahr, laß uns auf dieses Wort hin ohne Tränen scheiden. – Es gibt viel Übel und Böses draußen in der Welt. Denk an unsern Philosophen in Jena. Der hielt uns tapfer stand und bewies uns trübselig klar, daß keine Bürgschaft sei, es möchte vielleicht das Böse überwiegen, und daß also die einzige Rettung aus diesem Zwiespalt völlige Verneinung, völlige Abkehr von allem und jedem Tun und Wollen sei. – Ich glaube an den Sieg des Guten und finde auch aus dem Wirrsal irdischer Geschicke die Bürgschaft mir heraus: in solchem Herzenseinklang, wie er hier von jenen Ehrwürdigen zu uns dringt. Daran müssen wir uns halten, Theobald. Leb wohl – lebe wohl!

Clahr küßt seine Hände.

Sand

Haben Sie Dank, Bietenfried: Sie sehen und fühlen es, daß Sie uns eine gute, heilsame Botschaft gebracht haben. Leben Sie von Herzen wohl!

Vietenfried

Leben Sie wohl, lieber Herr Karl, und wenn ich in einem Jahre wieder heim komme, werde ich Ihren Eltern berichten, wie gut und stark ich Sie gefunden habe.

Sand

Das tun Sie ja; kehrten Sie gleich zurück, so wollt' ich Ihnen meinen Brief von heute morgen zu überbringen geben . . .

Clahr

ist unterdessen nach der Tür gegangen und wendet sich dort um.

Sand

Und grüße all die Treuen in Jena –

Clahr

will zurückkehren, schwankt und wird von Vietenfried gestützt. Sie gehen ab.

Sand

(liegt mit geschlossenen Augen, totenbleich. Langsam rinnen schwere Tränen seine Wangen herab. Dann öffnet er die Augen weit und wendet den Blick gegen das Fenster).

Martin

(hat während des Gespräches oft die Arbeit ruhen lassen und Sand, ihn aufmerksam betrachtend, zugehört. Jetzt legt er Stift und Mappe beiseite. Tiefer Ernst verbreitet sich über seine Mienen; er sagt leise vor sich hin:)

So werde ich ihn ewig vor mir sehen.

Sand (blickt nach ihm)

Ach, Herr Martin, Sie haben nicht arbeiten können: ich habe zu viel gesprochen und Ihnen nicht ruhig gehalten.

Martin

Ich bin fertig, Herr Sand. Es steht genug auf dem Papier. Aber ermüdet es Sie nicht selbst zu sehr, zu sprechen?

Sand

Nein, gar nicht im geringsten. Wenn Sie nicht mehr zeichnen, so bleiben Sie noch ein wenig hier, um mit mir zu plaudern. Ich spreche so gerne über Kunst; die Herren Maler lieben es zwar meistens nicht, über Bilder zu reden; doch gibt es gewiß gerade in unseren Tagen viele, die in Farben denken – und so oder so, gehen Sie wohl mir zuliebe ein wenig darauf ein.

Martin

Ich hegte eben denselben Wunsch, mit Ihnen mich unterhalten zu dürfen; ich fürchtete nur, wir werden nicht in allem gleicher Ansicht sein und auf manches zu sprechen kommen, was Ihnen wehetun könnte.

Sand

– Martin aus Frankfurt. – Als ich das letztemal durch Frankfurt reiste, sah ich daselbst ein Bild ausgestellt, was mir sehr gefiel und sich meinem Gedächtnis genau einprägte. Es war nach der Art der neuen Schule gemalt,

aber nicht so katholisch überweltlich und unwahr, wie die meisten der nazarenischen Bilder. Eine Berghöhe am Flusse, darauf weidende Schafe, und in der Mitte Hirte und Hirtin sitzend: es sollen wohl Liebende sein, sie halten sich zart umfaßt, doch sehen sie wie Geschwister sich gleich, er nur männlich brauner, sie blonder und hell – aber beide richten sie, nach derselben Seite sich umwendend, den gleichen, unsäglich schönen, fragenden und doch selig gewissen Blick in die Weite des blauen Himmels hinein. – Ich denke, der Maler des Bildes hieß Martin.

Martin

Ich bin der Maler – es ist mein Bild, das erste, mit dem ich vor die Öffentlichkeit trete.

Sand

Dann kennen wir uns also. – Sie geben den Leuten viel mit einem solchen Werk. Zu allen Zeiten werden Seelen sich da hineinfinden und Ihnen tief zugetan werden.

Martin

Sie ermutigen mich so herzlich – ich will denn die Bedenken aussprechen, die eben bei den letzten Worten mich überkamen. Ich habe mich viel mit dergleichen Gedanken getragen – Sie erlauben es mir.

Sand

Gern, gern. Reden Sie nur.

Martin

Was Sie da sagten von Verneinung, von Abkehr – ich glaube allerdings, Herr Sand, ohne diese ist das eigentlich Gute nicht zu denken. Wie ich Sie hier vor mir sehe, sind Sie mir ein deutlicher Beweis dafür. Was Sie antrieb, ist eben der Drang nach vollkommener Abwendung gewesen, von alledem, was Sie bisher erstrebt hatten – eben dem sanften Leben, von dem Sie sprachen, mit all seinen Segnungen – es ging Ihnen auf, etwas ganz und völlig anderes plötzlich zu wollen.

Sand

Gemach – lassen Sie mich ein wenig nachsinnen – mich dünkt allerdings, ich verstehe Sie besser als unseren Jenenser Skeptiker, den ich vorhin erwähnte –

Martin

Sehen Sie, Herr Sand, es ist dasselbe Anderswollen, welches den Künstler, den Dichter zu seiner Kunst führt. Dieses hat dagegen Sie irregeleitet.

Sand

(ihn durchdringend, aber ohne Leidenschaft ansehend)

Auch die Weise kenne ich wohl. Finsterlinge haben mir, wohlmeinend, Briefe geschrieben, um mich zur Reue zu bewegen. Aber von Euch, dem Künstler, dem Maler jenes Bildes – – (sehr nachdrucksvoll) nach allem, was Ihr hier hörtet und sahet, billigtet Ihr meine Tat nicht?

Martin

Nein.

Lange Pause, in der Sand vor sich hinblickt.

Sand

Ich habe mich gefragt, ob ich auch dies noch ertragen könne, hierüber mit Ihnen mich zu unterreden; ich fühle mich stark genug.

Martin

Ich hätte es ja nimmermehr über die Lippen gebracht, wenn ich Sie nicht für so stark hielte, daß Ihnen Wahrheit alles gilt. Besser Sie bekämpfen den Zweifel in meinem Munde, als daß er Ihnen, furchtbar zu denken, in diesen letzten Stunden selbst etwa ankäme –

Sand

Das würde nicht geschehen. Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht und seitdem wieder vierzehn Monate, und meine Ansicht hat sich um nichts geändert.

Martin

Auch ich, verstehen Sie mich recht, wage es nicht zu tadeln, wie jene Finsterlinge. Nur eines edlen, großen Irrtums zeihe ich Sie –

Sand

Wie das? Sprechen Sie ausführlich und klar es aus.

Martin

Ein Mord bessert nie. Er regt das Rohe und Furcht-

bare in allen auf, in Gegnern und in Freunden der Sache. Wir bessern nur, wenn wir einen ganz anderen Weg finden als den durch Kampf und Blut.

Es ist noch nicht fünfzig Jahre her, da kam auch ein solcher deutscher Flüchtling nach Mannheim: Schiller meine ich. Dessen Flucht hat mein Vater mit erlebt und mir oft von damals erzählt. Es stand wahrlich bang and schlimm um den jungen herrlichen Dichter. Schon gelang ihm ein Werk ohnegleichen; auch daß es wirkt, erfährt er von draußen her. Eine Welt von Entwürfen und Gedanken hinter jener Stirn! Doch vergesse er nur ja nicht, das Haar wohl zu pudern und die Stirn in feierliche Falten zu ziehen, wenn Seine Fürstl. Durchlaucht auf der Wachtparade erscheinen: dieser junge Schiller ist um des Brotes – nicht doch, um seines Vaters willen Regimentsarzt im Dienste eines rohen, tyrannischen, alles wissenden, beschränkenden, in Grund und Boden verderbenden Herrn. – Da sind dem jungen Manne auch gar wilde Gedanken durch den Sinn gefahren. Das wäre ein Aufschrecken gewesen, wie zehn Jahre nachher drüben in Frankreich, wenn der Dichter der Räuber sich geopfert hätte und ausgeführt, was ihm im täglichen Leben so nahe gelegt war.

Anders entschied sich seine Natur. Mehrere junge Beamten hatten damals ein allwöchentliches Zusammentreffen bei Bier und Kegelspiel, in einem Krug vor den Toren – unter ihnen mein Vater – unter ihnen auch Schiller. Da erzählte mein Vater mir gerne und schien es immer wieder vor sich zu sehen, wie Schiller an dem Tage, da er sich

zur Flucht entschieden hatte, zu ihnen getreten sei; mit seinen langen, ungeschickten Schritten kam er einher, gleichgültig, fast etwas finster vor sich hinblickend, wie man dies stets an ihm sah. Mein Vater bemerkte, daß er nach dem Eintreten ganz unmerklich, indem er den Stock in die Ecke stellte, ein kleines Bündel unter der Bank verbarg. Nun nimmt er teil an ihrem Spiel und Tun, schweigt und spricht wie sonst. Dann als einige Fernerstehende sich entfernt haben, das Spiel geendet, und die näheren Freunde sich um den Tisch setzen, blickt Schiller in den sinkenden Abend hinein und sagt: Wo ich die Nacht wohl bleiben werde? Nach Stuttgart kehre ich nun nimmermehr. – Das war ein Sturm von Fragen, Vorwürfen, Ratschlägen. Er hat es ausgeführt, so wie er es da unternahm. Als er damals Mannheim vor sich liegen sah, stand über der Stadt die erste Glorie seines Dichterruhms, und in seiner Seele stiegen die begeisterten Gestalten des Carlos und Posa auf.

In der Tür erscheint ein kräftiger, starkbärtiger Mann, düsteren Ausdrucks. Er zögert einzutreten.

Martin (mit tödlichem Erschrecken für sich)

Das ist ja sein Henker, der Scharfrichter aus Heidelberg. (Sich fassend, zu Sand:) Ich glaube, das ist Herr Widemann, den Sie zu sprechen wünschten.

Sand hat der Erzählung Martins gespannt zugehört. Über seine Mienen hat sich eine milde Traurigkeit verbreitet. Jetzt erheitern sich plötzlich Blick und Antlitz.

Sand

Kommen Sie doch näher, Herr Widemann. Setzen Sie sich ein wenig zu mir. (Martin steht auf, tritt an das Fenster und wendet den Blick ab. Der Scharfrichter nimmt seinen Platz ein. Sand faßt mit beiden Händen seine dargebotene Rechte und hält sie bis zum Abschied fest.) Ich wollte Sie morgen nicht zum ersten Male sehen. Auch Ihnen, dachte ich, würde es lieb sein, mich kennen zu lernen. Sehen Sie, wir haben etwas Wichtiges zusammen zu schaffen, und da wollen wir uns doch recht darüber verstehen. Sie müssen es aber nicht so schwer nehmen, Herr Widemann.

Widemann

(mit stockender und von Tränen unterbrochener, obwohl rauher Stimme)

Herr Sand, ich habe das härteste Amt auf Erden: das will mir, seit ich den Befehl erhalten, nicht mehr aus dem Sinn.

Sand

Ganz gewiß, Sie haben etwas weit Schwereres morgen zu verrichten als ich. Aber nicht wahr, wir werden beide unsere Pflicht tun. Fassen Sie mich auf dem Gerüst nur ganz ruhig ins Auge, und denken Sie an unser heutiges Beisammensein. Wenn ich das sehe, werde auch ich völlig beruhigt sein, und es wird alles gehen, wie es muß. Ich wollte Sie aber auch noch um etwas bitten. Mögen Sie es einen Aberglauben nennen; sehen Sie, ich möchte hier meine Locken nicht verlieren: ich weiß, man schneidet den Verbrechern auf dem Richtplatz die Haare ab –

Widemann

Es ist nicht deswegen. Lassen Sie es geschehen, Herr Sand, lassen Sie mich für Ihre Mutter ein paar davon wegnehmen.

Sand

Gut denn. Machen Sie es so. Ich weiß wohl, warum Sie es wollen. Wie ich Ihnen sagte, Sie müssen sich zur Ruhe zwingen, nicht wahr, schon um mir nicht weh zu tun. Sie haben vielleicht gehört, daß ich seit einem Jahre verwundet hier liege; ich bin an Schmerzen gewöhnt. Treffen Sie mich zwei-, dreimal, und denken Sie nicht mehr an den Sand, den Sie gerne am Leben gelassen hätten, sondern an einen Menschen, der sterben will; und daß Sie Ihre Pflicht tun wollen, wie er die seine tat.

Widemann

Ja doch, Herr Sand, ich werde an diese Ihre Worte denken und meine Pflicht tun.

Sand

(Er spricht etwas hastiger und leiser als vorher, mit immer erneuter Herzlichkeit sich zu Widemann wendend)

Wo wird das Gerüst aufgeschlagen, Herr Widemann?

Widemann

Südwestlich der Stadt, unweit des Rheines.

Sand

Man sieht in der Ebene, nach Heidelberg zu, einen Wald?

Widemann

Ja, durch den führt der Weg nach Heidelberg.

Sand

So, dann kann ich es mir vorstellen; ich kenne Mannheim ja nur von einem Tage her, obwohl ich so lange hier bin. – Sind die Arbeiter schon fertig?

Widemann

So ziemlich, Herr Sand.

Sand

Ist es sehr hoch? Kann man bequem hinaufsteigen? Ich frage nicht aus Weichlichkeit, aber man muß bedenken, daß ich ein Jahr lang hier ausgestreckt liege und ein wenig ungeschickt auftreten werde.

Widemann

Es sind nur wenige, breite Stufen.

Sand

Also hat man auch daran gedacht. – Wieviel Gehilfen haben Sie?

Widemann

Fünf im ganzen.

Sand

Werden die morgen alle dabei sein?

Widemann

Nur zwei sind nötig.

Sand

Dann lassen Sie doch die andern wegbleiben oder doch wegtreten, wenn ich komme. Sie sehen ja, ich werde Ihnen nicht viel Beschwerde machen. Auch die beiden, die nötig sind – sehen Sie, Herr Widemann –

Widemann

Lassen Sie sichs nicht anfechten; Sie selbst soll keine andere Hand als diese hier berühren. –

Sand

Wer wird außerdem noch auf dem Gerüst sein?

Widemann

Die Großherzogliche Kommission, die Sie kennen, und Ihre Begleiter.

Sand

Das wird nur einer sein: Kieser wird mich hinaufführen. – Und wie werde ich hingebracht, haben Sie das vielleicht schon erfahren?

Widemann

In einem zweisitzigen offenen Wagen, – ich sah ihn draußen; man hat ihn heute aus Heidelberg geholt, da in Mannheim niemand den seinigen dazu geben wollte.

Sand (eine Regung der Ergriffenheit bekämpfend)

– Gott wird mich stärken. – Herr Widemann, wenn Sie etwas Weichliches an mir bemerken, sagen Sie mir

leise und deutlich meinen Namen ins Ohr. Ich kenne jetzt Ihre Stimme; das wird mich an alles erinnern. – Wie ist es draußen – das Wetter meine ich? Wird es morgen heiter sein?

Widemann

Es ist gegen Abend kälter geworden und hat mit Regen aufgehört; ich denke, es wird sich aufklären.

Sand

Das ist gut. –

Es ist inzwischen Dämmerung eingetreten. Kieser ist während der letzten Worte ab und zu gegangen, hat die Gerätschaften Martins hinausgeräumt und das Fenster geschlossen. Martin steht wieder dem Bette zugewandt. Jetzt bringt Kieser ein brennendes Licht und setzt es auf den Tisch.

Sand

Ach, lieber Kieser, das letztemal. –

Kieser

(Er weint fortwährend, ohne zu schluchzen; die Tränen rinnen ihm in den weißen Bart)

Was wünschen Sie denn zu essen, Herr Sand? Meine Frau ist auf alles eingerichtet.

Sand

Morgen früh, Kieser. Heute abend brauche ich nichts mehr. Ich will nur noch ein paar Worte mit diesen Herren hier reden.

Kieser

Gut, gut, Herr Sand. (Er sieht noch nach einigem in der Zelle und geht ab.)

Sand

Herr Widemann, ich kann Ihnen nicht zugeben, was Sie vorhin sagten, daß Ihr Amt das härteste unter allen sei. Es scheint freilich auch vielen in der Menge so, aber doch nur Leuten, die den Dingen nicht gerade in das Auge sehen. Die wenden vor allem gerne den Blick ab, wenn es um den Tod sich handelt. Ei, und doch haben wir alle mit dem Tod zu schaffen, unser ganzes Leben lang. Aber nicht nur das. Viele töten auch ihr ganzes Leben lang, ohne daß es ihnen jemand ins Gesicht sagen dürfte. Ja, es gibt so viel schleichenden Mord in unserem heutigen Dasein, daß es gut ist, wenn noch einer in Gottes und des Rechtes Namen öffentlich tötet. Jener schleichende Mord, den ich meine, das feige Gift – ich bin immer der Meinung gewesen, daß jeder, der nicht aus voller, freier und bewußter Liebe handelt, sich früher oder später auf der Bahn betrifft, die ich die Bahn des Mordes nennen muß. Er lebt vom Leben anderer. Ja, das tuen heutigen Tages fast alle. Alle tuen es, die herzlos und gleichgültig aneinander vorübergehen; denn Teilnahme irgendeines beseelten Wesens ist die Lebensluft, in der wir atmen; dieses Zueinander der Seelen müßte, wo es sich kundgibt, von der allgemeinen Beistimmung und Achtung getragen werden, derart, daß diese allgemeine Stimmung der Natur das Hervortreten solcher

Beziehungen erleichterte. Wo aber vielmehr Herzlosigkeit das allgemeine Gesetz ist, da wird auch zwischen einzelnen jene Empfindung nie zu der beherzten Freude der Freiheit sich hinaufranken, sondern weichlich und launenhaft bleiben, und so werden wir, von Jugend auf, um unser Leben betrogen. – Stolz erhebe darum sein Haupt, wer von dem Gift sich frei weiß, und ächteten ihn auch die Toren darum – das gilt auch von Ihrem Amt, Herr Widemann.

Widemann

(der kaum recht zugehört und nur Sand immer mit großer Teilnahme angeblickt, steht jetzt auf)

Ich will nun wieder gehen, Herr Sand. Ich habe ja nur gewagt zu kommen, weil Sie es ausdrücklich gewünscht hatten. Nun bin ich aber recht froh, hier gewesen zu sein.

Sand

Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, und ich danke Ihnen auch für Ihre Mühe morgen, denn nachher werde ich Ihnen nicht mehr danken können. (Widemann macht im Abgehen eine schmerzliche Gebärde.)

Sand

(sich mit heiterer Fassung an Martin wendend)

Wir sind unterbrochen worden, Herr Martin. Und doch gefiel mir wohl, was Sie zuletzt erzählten. Schiller ist es gewesen, der auf dem Wege hierher mich geleitet, ja angetrieben hat. Ich war ja die Wochen vorher so verzagt, von Frankfurt an zögerte ich oft mit jedem Schritt:

da war es immer wieder der Tell, der mich vorwärts trieb. Ich glaube deshalb auch nicht, daß man gerade Schiller gegen mich anführen kann.

Martin

O Sand, ich habe Sie jetzt viel besser verstanden. Ich fühle mich so stark und weit, je mehr ich Ihnen Ihre Gedanken nachzudenken versuche. Fast ist es mir schon leid geworden, daß ich da mit meinen Gedanken laut geworden bin –

Sand

Nein, das darf Ihnen nicht leid werden. Ich will gestehen, daß ich eben auch ein wenig daran dachte, daß Sie mir zuhörten, aber ich wollte Ihnen nichts Hartes mit meinen Worten sagen, und bitte Sie herzlich, mir weiter deutlich zu machen, was Sie vorhin sagen wollten.

Martin

Der Künstler, meine ich, findet in sich selbst etwas, was ihn alles Dreinschlagens überhebt, vielmehr dem Leben nun wieder zuführt, um aus diesem selbst Gestalten zu schaffen.

Sand

Solche wirklich Schaffenden dürfen sich dann gewiß nicht opfern. Sie müßten von ihren Genossen, und wenn sie sich noch so sehr zur Tat drängten, in die zweite Reihe gestellt werden, damit sie Bilder dem Leben späterer Geschlechter darbieten.

Martin

So denken Sie, Sand, und dennoch –

Sand

Ich hatte kein Recht, auf einen andern zu warten. Solch ein Neues zu schaffen war mir nicht beschieden. Was Schiller gesehen hatte, das etwa wollten wir Burschen nun im Leben vor aller Augen stellen. Man hat es uns gewehrt, nicht mit offener Gewalt, sondern eben – mit schleichendem Gift. Der Gewalt ist leichter zu wehren. Was dagegen auf uns lastete, das verderbliche Element, schien gar nicht angreifbar, weil es keiner recht vor sich sah, eine Neigung zu Schlaffheit, zu weichlicher Niederträchtigkeit neben der Erkenntnis der höchsten Ideale – und diese tief im eigenen Innern aller, auch der Guten. Da ist es mir nun offenbart worden, wo man es treffen könnte. Soll unsere edle Ahnung erstarken, so muß der Verderber und Verführer der Jugend, der Verräter Deutschlands, der zugleich Deutschlands Abgott ist, August von Kotzebue, nieder! – Dies ist die Tat, die jenes dunkle, verborgene Element trifft und uns rettet.

Martin

Sie haben es erreicht, nun steht Gewalt gegen Gewalt.

Sand

Und das ist gut, denn man weiß nun bis an das Ende der Tage, was wir deutschen Jünglinge gewollt haben.

Sonst wäre unser Wollen in der allgemeinen Weichmütigkeit untergegangen und vergessen worden.

Martin

So glauben Sie also selbst nicht an den unmittelbar nun erfolgenden Sieg Ihrer Sache?

Sand

Ich sorge mich nicht darum. Mag doch ich selbst und meine Tat wieder vergessen werden. Ich will ja kein Beispiel des Mordes gegeben haben. – Aber den deutschen Gedanken schafft nun nichts mehr beiseite. Einst suchte er das Heil in den Wolken. Nun will er das Überschwengliche im Leben verwirklichen. Es ist ganz dasselbe, was Sie auch als das Werk des Künstlers ausgaben; dieser Gedanke gehört uns gemeinsam und tausend anderen, die nie von dem, was ich getan, erfahren werden. Wem seine Verwirklichung zuerst gelingen wird? Ich gebe es Ihnen zu, die Richtung auf das Lebendige, die Durchdringung des Lebendigen mit jenem Höheren, die haben wir Burschen von der Kunst, nicht von der Politik gelernt. Dieses Höhere selbst lebt nur in jener erhabenen Abkehr auf, von der ihr singt und sagt und malt und bildet: da wird es gefunden und dann zum Leben zurückgebracht. So lasse ich euch denn auch das Erbe meiner Tat.

Martin

Aber brauchen wir nun nicht viel mehr und immer wieder solche Männer der Tat, wie Sie sind, um uns

Weltflüchtlinge an dem Erdenboden festzuhalten und ihm zu befreunden?

Sand

Sie werden kommen. Ungemessene Geschicke liegen vor uns. Die Germanen des Tacitus brachen den Grenzwall der Römer, ihr Schwert zerschlug eine Welt zu Trümmern, ihre Pflugschar lockte das junge Grün aus den Trümmerresten: aber es war noch viel Moderhaftes in der aufkeimenden Frucht. Wer weiß, welchen Boden der Deutsche seinem Weltberuf bereitet findet. – Viele meinen, es sei Amerika – noch steht der beste Teil der Welt, in den Tropen, unbebaut. – Mehrt die Kraft der Überzeugung jenes unseres gemeinsamen Hochgefühls, mehrt seine überzeugende Kraft in den Gebildeten, im Volke allerwärts, und ihr seid die Werkmeister jenes ungemessenen Geschicks.

Martin (reicht ihm aufstehend die Hand)

Nun, Sand, ich nehme mehr von dieser Stunde mit, als ich Ihnen sagen oder jemals danken könnte. Hier stehen Ihre Worte eingegraben.

Sand

Es ist so selten, daß sich Menschen treffen, die sich nicht nur allgemein wohlwollen, sondern sich über diese Fragen vollkommen verstehen. Ein großes Glück, daß dieses Sichverstehen uns beiden beschieden war.

Martin

Ich werde Ihnen auch morgen nahe sein.

Sand

Morgen? Nein, Herr Martin, das ist Ihre Stelle nicht.

Martin

Sand, ich verdiene nicht mehr, daß Sie mich abweisen, ich habe von Ihnen gelernt, in aller Wahrheit und vollem Ernst.

Sand

Dennoch bitte ich Sie fernzubleiben. Nach dem, was wir hier besprochen haben, kann Ihnen ein solcher Eindruck nichts Neues sagen; ich meine, wir beide stehen höher als dieser Akt der Gewalt.

Martin

So wollen wir dann auch keinen Abschied voneinander nehmen.

Sand

Sie haben recht. Denn was uns zu Freunden machte, überlebt diesen Augenblick der Trennung und überlebt Sie so gut als mich.

Martin geht zur Tür.

Sand (mit geringem Nachdruck)

Noch eine Bitte! Löschen Sie dort das Licht aus. Die Dunkelheit ist so warm und freundlich, und ich denke bald einzuschlafen. All die Zeit her schlief ich ruhig und traumlos: das möchte ich auch noch diese Nacht.

Indem Martin sein Antlitz nochmals Sand zuwendet, schließt sich die Szene.

III

Trug des Lebens

Trauerspiel in einem Akt

Trug des Lebens

Man blickt in eine Dachstube, rechts vom Beschauer ein Fenster mit tiefer Nische und Trittbrett, links unter der schrägen Wand ein Bett, neben dem Fenster nach der Tiefe zu ein Sekretär, alt, gebrechlich; in der Mitte ein braun gestrichner, fleckiger Tisch. In der Hinterwand, auch neben dem Sekretär, die Türen.

Am Fenster sitzen sich Mutter und Tochter gegenüber, beide arbeitend, die Tochter mit der Nähmaschine.

Schweigen. — Es klopft.

Beide (zugleich)

Herein!

Herr Hesse

Ich habe die Ehre, mich den Damen zu empfehlen. (Ein Paket öffnend, zur Tochter.) Also hier, wie das vorige Mal, fünfzig Stück.

Marie

Fünfzig Stück.

Hesse

Die vorigen haben sehr gefallen. Die Farbe, wissen Sie, wie das vorige Mal, lassen wir weg, alles aus grauem Taffet; da haben wir die neue Tinktur, sehen Sie, eine ausgezeichnete Erfindung, dreimal billiger als der verschiedenfarbige Stoff, und kein Käufer kann es merken. Also das machen wir selbst, nur die Fasson, wissen Sie, dazu brauchen wir Handarbeit.

Marie

Müssen die Rüschen mit der Hand gemacht sein, Herr Hesse? Das vorige Mal habe ich mit der Maschine nachgeholfen.

Hesse

Ausgezeichnet, ausgezeichnet, wie ich Ihnen sagte. Frau Wittstock, sehen Sie, Sie könnten vielleicht einige nur mit der Hand versuchen, da können wir dann vergleichen, für das nächste Mal.

Die Mutter seufzt.

Marie

Wann sollen sie fertig –

Hesse

Ja so, ich vergaß, in vier Tagen spätestens. Wir haben heute Montag, sehen Sie, am Freitag müssen sie im Geschäft sein, eigentlich schon am Donnerstag, Donnerstag abend –

Die Mutter

Aber Herr Hesse, das ist geradeswegs unmöglich. Meine Tochter zerarbeitet sich die Finger, ich kann nicht mehr viel tun, alles in allem haben wir zu den vorigen fünfzig acht Tage gebraucht.

Marie

Wieviel geben Sie in dieser Woche –

Hesse

Ich sage Ihnen ja, ich ziehe Ihre Arbeit unbedingt vor, unbedingt. Die Arbeiterinnen in der Werkstatt, unter Anleitung und fortwährender Aufsicht – es ist nicht zu vergleichen. Ihre Arbeit ist, ich will nicht sagen akkurater – sinnvoller, möchte ich sagen, feinsinniger –

Marie (immer ohne Nachdruck)

So sagen Sie es doch, Herr Hesse, damit wir uns einrichten können –

Hesse

Sehen Sie, Frau Wittstock, wenn Sie die Güte haben wollten, etwa acht bis zehn Stück mit der Hand zu fertigen, wie wir es eben besprochen haben. Es haftet doch immer etwas von jeder Maschine an; es ist wie ein Duft bei der Handarbeit – und am Ende soll das hier doch Vergnügen machen, nicht wahr, am Sonntag soll es die Braut auf dem Hute tragen, da will ich so von vornherein ein gewisses Wohlgefallen daran haben, ein je ne sais quoi. – Empfehle mich Ihnen, meine Damen, auf Donnerstag. (Die Tür bereits von außen fassend.) Empfehle mich bestens.

Marie ist bei den letzten Sätzen totenbleich geworden. – Schweigen.

Die Mutter (kräftig und unbefangen)

Mädchen, was hast du nur? Sonst gab es doch einmal was zu lachen. Jetzt sitzt du da und nähst und nähst – dazu ist man doch am Ende nicht auf der Welt.

Marie

Das ist einmal so und einmal so. –

Die Mutter (zum Fenster hinaus)

Sie verkaufen nichts. Der Winter ist zu warm. Die arme Frau friert vor Hunger unter all den Pelzen ein. Sie wird täglich gelber und magerer.

Marie

Für uns und andere ist es wieder besser so; aber wenn Schnee liegt, gibt es doch mehr zu tun auf den Straßen, für die Männer; da weiß man nun wieder nicht, wie man's lieber möchte. –

Die Mutter

Sonst kam er doch immer um diese Zeit vorbei. Gestern – gestern war Sonntag – Sonnabend habe ich nicht darauf geachtet.

Marie

Nein, auch Sonnabend nicht.

Die Mutter

Drei Tage nicht einen Gruß. Das ist nicht recht, nicht recht von ihm. Er ist doch sonst nicht wie die andern. Nicht wahr, Marie, er ist herzensgut, wir können ihm vertrauen.

Marie (nach einem kleinen Besinnen)

Er ist gut, und weiß, was er will.

Die Mutter (wirft einen Blick nach ihr)

Da hält ein Wagen bei dem Pelzhändler. Nun, das freut mich für die Frau. Da gehts dann gleich immer im großen. Wir verdienen in einem Monat nicht so viel als die mit einem guten Kauf. Sieh doch, Marie!

Marie

Eine Dame und ein Herr.

Die Mutter

Sie werden ein Geschenk zusammen aussuchen. – Drei Tage! Ja, was ist das? Ich sollt's ruhen lassen, aber ich kann nicht. Und gestern, das ist ja nur eine Kleinigkeit, siehst du –

Marie

Es tat mir weh für den Vater; er hat sich daran gewöhnt.

Die Mutter

Ja, nicht wahr, Herr Berthold hatte zum Sonntag immer etwas Gutes geschickt, und jeden Tag ist er vorbeigekommen, so lange schon, daß man es nicht mehr anders weiß. Wart einmal, wie lange ist es denn her? Das ist so, seit – so ein schöner Tag, ich werde es nie vergessen. Da zeigt' ich ihn dir drüben vorbeigehen. Du hattest ihn auch schon gesehen. Das ist wirklich ein schöner Mann, sagte ich, weil er gut aussieht. Und er bemerkt's, wie wir auf ihn blicken. Dann weißt du, wie er einmal hereintrat,

so schüchtern und bescheiden, und doch so sicher, wie als ob er vor einem Trupp Rekruten stände. – Er sagte, er hätte nach uns gefragt und wolle uns Arbeit verschaffen. Und wie hat er's gehalten seitdem. Wie schlicht und ehrlich in allem! Es war eine gute Stunde, Marie, mag kommen, was da will – aber daß wir beide den Tag nicht mehr wissen. Es war noch vor Ostern, nicht?

Marie ist wieder totenbleich geworden.

Die Mutter (bemerkt es nicht)

Da schlägt es zwölf. Wir haben nun heute wieder nichts für uns; – ich will rasch unten aus der Volksküche eine Portion holen. (Ab.)

Marie (steht auf)

Es ist eben nicht zu ertragen. Alles schreckt mich. Alles tut mir weh bis in das innerste Herz. Man belügt sich gar zu gerne. Man denkt, so wie die da, kannst du es auch noch tragen. Du kannst noch wieder so ruhig werden wie die andern. Die haben auch Schweres durchgemacht. – Was ist denn dann an so einer Ruhe? Es ist doch keine wahre, ganze, volle Ruhe.

Sie geht nach dem Sekretär und sucht in den Schubfächern.

Sie verlieren nichts. Sie verdienen für sich genug. Die Leute werden Mitleid haben.

Nein, nein, das ist nicht schlecht von mir gedacht. Gewiß nicht. Die Mutter braucht etwas anderes und wird's

wieder finden. Ach, und sie haben im Verhältnis nur noch so wenig, wenig Zeit vor sich. Ich aber – nein, das ist nicht auszudenken.

Wie wars denn mit der kleinen Grete vom Bäcker. Vor acht Tagen lebte sie noch. Was hatten an der alle für eine Freude. Sie war wie der Sonnenschein für uns. Nun ist sie ein paar Tage in der Erde, und es geht alles wie sonst. – Sie hat einen so leichten Tod gehabt, eine große Schwäche, kaum Fieber – da war es aus.

(Unter all diesen Worten hat sie eifrig gesucht und endlich ein festes Band gefunden, seine Stärke unter dem Reden geprüft, indem sie stark an beiden Enden gerissen, ohne jedoch sich zu unterbrechen. Jetzt ist sie an der Türe. – Sie nimmt einen erbrochenen Brief aus der Tasche und wirft ihn leicht auf den Tisch.)

Da lieg du hier. Dich mag ich dazu nicht. Da werden sie's erfahren. (Sie verläßt das Zimmer.)

Nach einer kleinen Pause tritt der Mann herein. Er sieht den leeren Tisch.

Wittstock

Na zum Kuckuck! Gibts heute gar nichts?

Die Frau (noch vor der Tür)

Ja – ja – ja doch. (Sie tritt ein.) Hier bin ich schon. Es ist heute ganz etwas Apartes.

Wittstock

Aus der Armenküche –

Die Frau

Ach was, laß das Zanken! (Sie deckt rasch den Tisch, aus der Schublade.)

Wittstock

Na und wo steckt Marie?

Die Frau

Sie war noch eben hier, setz dich nur, es wird dir schon schmecken. (Sie hatte den Brief auf den Stuhl gelegt, nimmt ihn jetzt auf, wenn sie sich setzt.)

Wittstock

's gibt auch nichts zu trinken?

Die Frau (steht auf und sieht in der Ecke nach)

's ist alle geworden

(Sie setzt sich und versucht.) Aber das Essen ist gut, nicht, Mann?

Wittstock

Ach was, darauf käm's mir nicht an. Aber es wurmt mich, daß ich mich mühe und mühe, und es doch immer knapper geht. Das zehrt, so etwas vor sich zu sehen.

Die Frau

Du hast gerad so viel vorige Woche verdient wie sonst?

Wittstock

Hab ichs nicht? Und warum nun die Einschränkungen? Ist auf einmal alles teurer geworden? Woher das?

Die Frau

(ängstlich, sie spielt zufällig mit dem Briefe)

Man bekommt es nicht immer zu demselben Preis. Ein ander Mal ists anders. Es geht dir ganz gut. Wir können zufrieden sein. (Sie sieht in den Brief.)

Wittstock

Was hast du denn da?

Die Frau

Gott, er ist von ihm.

Wittstock

Von wem ist der Brief? Was steckt dahinter? Du wirst ja ganz betroffen auf einmal. Na ja, das merk' ich wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht.

Die Frau

Was ist da zu verbergen. Da, lies ihn, mir schwimmt's vor den Augen.

Wittstock (sieht nach der Unterschrift)

Von dem jungen Herrn Berthold? Ja, was hat denn das mit unserer armseligen Lage zu schaffen – (Er wendet das Blatt und springt auf:) An Marie –! Weib!!

Er ist mit ein paar starken Schritten zum Fenster gegangen. Die Frau schmiegt sich an ihn.

Die Frau

Lies! Lies ihn vor!

Wittstock (ohne auf sie zu achten, liest)

„Mein liebes, liebes Kind! Wir müssen uns trennen. Es kann dir nicht schwerer werden wie mir. Ich muß es aussprechen, siehst du. Denke, wie mir dabei zumute ist, so wollen wir uns zusammen dreinfinden. – O Marie, was wir zusammen erlebt haben, wird nur wenigen, wenigen überhaupt nur je zuteil. Das muß uns trösten. Mich wird nichts dieses Lebensjahr vergessen machen – dich auch nicht –"

Dich auch nicht –

„Dies kurze, ungewisse Leben, wir, Marie, haben daraus gemacht, was es Herrlichstes nur sein kann. Haben wir noch Ansprüche an das Leben zu machen? Ich gebe alle auf, indem ich dir entsage."

Die Frau blickt gespannt auf.

Wittstock (fortfahrend)

„Denn siehst du, Marie, nun gibt es noch etwas ganz anderes im Leben als Ansprüche machen. Dies andere heißt: Pflichten erfüllen. Viele denken nicht daran. Wir sind aber wirklich mit Pflichten geboren, wie wir mit dem Anspruch, dem Verlangen nach Glück geboren sind. Und den Pflichten gehört der größere Teil unseres Lebens. Es ist nicht anders: Sechs Tage sollst du arbeiten –"

Was der Mann nicht weiß. – Und all das, um mein Kind zu betrügen –

„Ich kenne aber nur eine Pflicht, die ich hier nennen darf und nennen muß. Das ist die Pflicht gegen die Eltern."

Wittstock läßt das Blatt sinken und blickt seine Frau an.

Die Frau (stark, obwohl tonlos)

Marie hat sie nicht verletzt.

Wittstock

Wie? Was? Sie hat sie nicht verletzt?

Die Frau

Es ging uns so gut seitdem, Tausende tun Schlimmeres und denken nur an sich –

Wittstock

Also du wußtest darum?

Die Frau

Ich hielt ihn für engelsgut und rein.

Wittstock (bezwingt sich)

Aber nein doch. Davon nachher. Das entschuldigt sie ja auch nicht. (Wieder in den Brief sehend.) Nun ja, ganz einfach: – „eine gesicherte Lebensstellung“ – „ich bin es meinem Vater schuldig“ – „ein Nein zu der Heirat, und ich wäre ein Bettler gewesen, mein Vater hätte seinen Sohn verloren – ich hätte auch dir keine Stütze mehr sein können. Denn man sagt ganz schön: du bist kräftig und kannst dir dein Brot verdienen. Es kann es doch jeder nur da, wo ihn das Schicksal hingestellt hat. Und mein Beruf nun gar, der ist von der Meinung der Leute abhängig. Ich kann ihnen nichts nützen, wenn sie mir nicht vertrauen. Ich

muß mich in die Lage schicken, obwohl ich mir selbst damit entsage."

„Mein eigen Selbst, du weißt, wo das verbleibt. Du weißt's, Marie. – Es ist vorbei. Laß es vorbei sein, Geliebte, und doch kann es nichts aus unserm Leben tilgen."

(Wittstock hält einen Augenblick inne.)

„Es gibt noch etwas – es wird mir schwer, davon zu schreiben, aber ich muß es tun, weil es dich sonst ängstigen könnte – es gibt etwas, was uns einander verpflichten würde, und wenn wir auch darüber zugrunde gingen. Du kannst darüber ganz ruhig sein. Die Natur hat uns das noch versagt. Vor den Augen der Welt bist du frei."

Er ist Arzt, er muß das sicher wissen können.

Die Frau (zugleich auf einen Stuhl sinkend)

Das wagt er ihr zu schreiben.

Man hört von oben her ein schwaches Poltern.

Die Frau

Was ist das?

Wittstock

Aber sie soll es entgelten. Sie soll wie eine katholische Nonne gehalten werden. Sie soll mir mit niemand sprechen dürfen, wenn ich nicht dabei bin, sonst plaudert sie es aus. Sie soll grau und alt werden, ehe sie wieder ein freundliches Gesicht zu sehen bekommt.

Man hört Geräusch vor der Tür, auf der Treppe – Stimmen – Ausrufe.

Die Frau

Sieh doch nach, was es da gibt.

Wittstock

(noch im vollen Zorn zur Tür gehend und sie öffnend)

Was Teufel hat's hier zu lärmen! Will jemand zu uns?

Eine Stimme (draußen)

Himmel, der Vater –

Wittstock stürzt hinaus. Andere dringen herein.

Die Bäckersfrau (schwarz, blaß und einfach)

Arme, gute Frau Wittstock. – (Sie fängt die Ohnmächtige in ihren Armen auf und bemüht sich mit Nachbarinnen um sie.)

Zwei Frauen kommen nach vorn.

Frau Jürgens

Ach, daß das nun so ein Ende hat nehmen müssen!

Frau Körte

Wissen Sie denn, warum sie sich umgebracht hat?

Frau Jürgens

Ich weiß es gerade nicht, als ob sie's mir gesagt hätte.

Frau Körte

Was denn, Frau Jürgens, was denn? (näher tretend.)

Frau Jürgens

Nun wissen Sie, Frau Körte, die Leute lebten über ihre Verhältnisse in der letzten Zeit, Kleinigkeiten, sehen

Sie, aber wo müßte man seine Augen haben, um das nicht zu merken?

Frau Körte

Sieh an! Na nun verstehe ich schon.

Frau Jürgens

Nicht wahr, und der feine Herr, der ab und zu vorsprach!

Frau Körte

Ich dachte, das war der Arzt.

Frau Jürgens

Wer war denn krank? – Bei alledem, mir tut sie in der Seele leid –

Frau Körte

Ob Sie sich nicht täuschen? Den jungen Herrn kenne ich sogar von Namen. Er ist aus einer feinen Familie. Ja, und jetzt fällt mir ein, man sagt, er heiratet die Tochter vom Stadtrat Hinschius, wissen Sie, von dem reichen Hinschius –

Frau Jürgens

Was sage ich denn? Das ist es ja gerade. Ich wußte die Namen nicht, von ihr oder von ihm, ich habe sie aber eben zur Kirche fahren sehen. Drüben in der Georgenkirche werden sie jetzt getraut.

Frau Körte

Deshalb also –

Frau Jürgens legt die Hand auf den Mund.

Das Zimmer ist voller Gruppen, die leise sprechen und gestikulieren. — Frau Wittstock ist an dem Bett niedergesunken, hat die Augen geöffnet; sie bleibt teilnahmlos.

Die Bäckersfrau

Sprechen Sie doch ein Wort, Frau Wittstock. Sie machen einem ja ordentlich bange. Wir müssen ja so viel, so viel ertragen. Ach, und vielleicht kommt sie noch wieder zu sich.

Eine Nachbarin

Haben Sie das Mädchen gesehen?

Die Bäckersfrau

Nein, ich hörte nur —

In der Tür erscheint ein Polizeileutnant.

Der Beamte (nach außen sprechend, nicht laut).

Also unausgesetzt die Pulse reiben, dann ab und zu die Arme langsam auf und ab führen, den Hals erleichtern, den Kopf aufrecht halten —

Zu Wittstock, der mit ihm eingetreten ist:

Sie sind der Vater?

Wittstock

Ja.

Der Beamte

(setzt sich, holt ein Formular und einen Stift hervor).

Geboren? — (Man überhört die Antwort Wittstocks über dem Folgenden.)

Die Bäckersfrau

Das muß auch jetzt gleich sein?

Frau Körte

Lassen Sie nur gut sein, Frau Schubert, das ist ganz in der Ordnung so. (Man gruppiert sich nah dem Tische und hört zu.)

Der Beamte

Religion?

Wittstock

Ohne.

Der Beamte

Sie sind doch nicht aus der Kirche ausgetreten?

Wittstock

Wir sind niemals in die Kirche gegangen. Sie ist auch nicht konfirmiert.

Der Beamte (schreibt)

Also: evangelisch. – Veranlassung? (Lautlose Stille.)

Wittstock

Lebensüberdruß. (Er wendet sich ab und geht nach dem Sekretär.)

Der Beamte hält inne.

Wittstock (sehr heftig)

Glauben Sie das etwa nicht? Sehen Sie sich hier die vier Wände an!

Der Beamte

Hat sie etwas Geschriebenes hinterlassen?

Wittstock

Ja, diesen Brief hier. (Er nimmt den vorher auf den Sekretär geworfenen Brief auf.) Da steht es drinnen.

Der Beamte (streckt die Hand aus)

Also geben Sie ihn.

Wittstock

Das können Sie doch nicht verlangen. (Stockend.) Was das Mädchen ihren Eltern zu sagen hatte.

Der Beamte (schreibt)

Veranlassung: unbekannt.

Wittstock (für sich)

Alles Lügen hilft nicht.

Der Beamte

Von Amts wegen hätte nun nichts weiter zu geschehen –

Berthold tritt auf. Er ist im Hochzeitsstaate, mit leichtem Überrock. Er geht eiligen, sicheren Schritts auf Wittstock zu, ohne sich um die Leute zu kümmern.

Berthold

(mit gedämpfter, aber ungezwungener Stimme)

Ein Wort mit Ihnen, Herr Wittstock, mein Name ist Berthold –

Wittstock (sprachlos – stockend)

Teufel ja, das weiß ich.

(Alles Folgende fast zugleich.)

Frau Jürgens

Da ist er, wahr und wahrhaftig, wie ich ihn vor ein paar Minuten habe zur Kirche fahren sehen.

Frau Körte (Zeichen des Einverständnisses).

Die Bäckersfrau

Gott Lob und Dank, da ist ja der Arzt.

Nachbarin

Wer ists?

Die Bäckersfrau

Der junge Arzt, Dr. Berthold. Er wird es gehört haben.

Nachbarin

Ach, und darum kommt er gleich so in vollem Staate, von einem Feste –

Die Bäckersfrau

Ganz gewiß. Sehen Sie, Frau Körte, den hat's hier not und nicht die Polizei.

Frau Körte

Ja, Frau Schubert, wenn Sie wüßten! (Wendet sich bedeutungsvoll ab.)

Berthold (hat sich flüchtig umgesehen)

Gewiß, ich komme nicht gelegen. Aber Sie werden mir recht geben, wenn Sie alles wissen. – Wo ist Ihre Tochter? (Wittstock ringt nach einer Antwort.)

Stimmen (von draußen)

Eben ist der Doktor gekommen, bringt sie nur herein.

Der Bäcker (ruft)

Frau, komm heraus, und hilf uns sie tragen. (Die Bäckersfrau ab.)

Nachbar

Langsam, langsam – den Kopf hoch – Schubert, Sie müssen sich bücken, damit sie aufrecht bleibt –

Der Bäcker

Na, was gibt es zu gaffen – geht aus dem Wege!

Nachbar

Dort nach dem Bette –

Die Bäckersfrau (die Marien umfaßt hält)

Hier, hier ist sie, Herr Doktor. Wir glauben alle, daß sie noch Leben hat. Helfen Sie!

Sie bringen Marien bis in die Mitte der Stube. Die Menge hat sich geteilt.

Wittstock

– Da ist sie, Herr Berthold. –

Berthold

besinnt sich. Er faßt in die Taschen seines Rockes. Nach einigem Suchen holt er ein chirurgisches Besteck hervor. Er geht auf Marien zu und taumelt. Er nimmt ein Messer heraus und streift den Ärmel zurück, wie um ihr die Ader zu öffnen. Er zittert — hält inne, blickt sie an — und ruft:

Nein, nein, gewiß, sie lebt, sie muß leben! (Er wirft das Messer beiseite.)

Er umarmt sie und küßt sie lange. — Ergriffenheit unter den Umstehenden. Frau Körte blickt nach Frau Jürgens und faltet die Hände. — Marie regt sich. Berthold trägt, geleitet sie zum Bette.

Wittstock

(der bis dahin regungslos alles mit angesehen, tritt zum Tische)

Nun, Herr Leutnant, lassen wir dies da (auf das Protokoll zeigend) wohl ganz und gar.

Der Beamte (nach einigem Besinnen)

Es ist wenigstens jetzt nicht mehr unumgänglich nötig, daß ich hiervon weiß. (Er zerreißt das Papier.) Ich will davon also nichts erfahren haben.

(Er steht auf.) Meine Herrschaften, ich denke, Sie alle folgen meinem Beispiele. Wir haben hier in etwas hineingeblickt, was nur diese Familie allein betrifft. Wir wollen es vergessen, soweit es irgend jemand übel deuten könnte. Und jetzt, denke ich, überlassen wir die unmittelbar Beteiligten sich selbst.

Er lädt mit einer Handbewegung ein, ihm zu folgen, und geht ab. Das Zimmer leert sich schnell.

Frau Körte

Nein, was für ein hübscher, gebildeter Mann. Wie er das alles auszudrücken weiß.

Die Bäckersfrau

Er sagt jetzt nicht mehr, als recht ist und wir alle wissen.

Frau Körte

Nun, daß er es aber sagt, ist doch hübsch von ihm.

Die Nachbarin

Da hat sie recht, Frau Schubert, man weiß doch nicht immer gleich von selbst, wie sich verhalten.

Frau Körte

Nicht wahr, Frau Horn, das ist eben das große Glück, in einem geordneten Gemeinwesen zu leben, das solche Beamte hat. Gewisse Leute freilich, die wollen so etwas nicht einsehen – (Sie nickt heftig nach der Bäckersfrau hinüber.)

Frau Jürgens

Gestern zum Beispiel, denken Sie sich nur, Frau Körte, ich komme noch spät die Küstriner Straße herauf, da höre ich etwas schluchzen – eine Göre von fünf, sechs Jahren, ganz allein, und vergeht vor Frost und weiß nicht wohin. Ja, aber ehe ich noch bis zu ihr hinkomme, da geht ein Ulanenwachtmeister vorbei, ich sage Ihnen, ein Riese von einem Mann, mit so einem Bart –

Frau Körte

Ach, das sind die besten Menschen von der Welt. Da sah ich kürzlich in Wannsee, dicht am Wasser, an einer vornehmen Equipage die Pferde durchgehn. – Wer griff zu? – Ein Offizier –

Frau Jürgens (schon in der Tür)

Ja, nun hören Sie an, Frau Körte, der Ulanenwachtmeister –

Alle ab.

Marie (erwachend, noch wie aus einem Traume)

Endlich bist du hier. – Es dunkelt, nicht? – Aber ich sehe, ich fasse dich –

Berthold

Sei nur ruhig, mein Herz – ich bleibe hier – du bist krank, doch es geht vorbei –

Marie

Sind wir auch wirklich ganz allein?

Berthold

Hast du mir denn was anzuvertraun?

Marie

Berthold! Berthold! Drei Tage –

Berthold (noch leiser)

Liebchen, Törin, du willst mich schelten?

Marie

Ja! Du bist töricht, du stiehlst uns das Glück. Sag du, wo du warst, wo dir's besser gefiel als bei mir.

Berthold

Bei den Eltern –

Marie

Haha! Nein, so leicht ist das Lügen nicht. Ich weiß es ganz gut, wo du warst. Aber du hast's nicht aushalten können – nicht wahr?

Berthold

Ich bin nun bei dir, will nimmermehr fort von dir –

Marie (küßt ihn)

So ist's recht, Berthold. (Erschreckend.) Aber wie schön du bist. Wo kommst du denn her?

Berthold (lauter, feierlich)

Marie, ich will es dir sagen –

Marie

O, sei mir nicht bös, – sprich nicht so laut, – wenn man uns hörte. Es ist ja schon gut, ich frage nichts mehr.

Berthold

Nein, nein, du sollst fragen. Höre mich. Aus der Kirche komm' ich, vom Traualtar. Da verließ ich die falsche Braut. Nun komm' ich zu dir, du einsames Kind, und will dich zu meiner Frau.

Marie (ist vollends erwacht, stöhnend)

O, das ist bittrer als Tod.

Berthold

Wach auf! es ist lauter Glück. Du lebst. Wir sind vereint.

Marie

Ich sterbe. Täuscht euch nicht. Wir müssen Abschied nehmen.

Berthold nimmt mit raschem Entschluß den Arm, richtet sich etwas auf und beobachtet sie.

Wittstock (erschrickt)

Marie, du willst sterben, doch sterben?

Marie

O, jetzt tut es weh. Helft mir! Hilf mir, Berthold, du mußt mir helfen können! Hier, siehst du, der Atem kommt nicht mehr bis zum Munde, hier stockts – –

Berthold (starr, tonlos)

Ich kann nicht helfen, es ist zu spät.

Marie

Zu spät, Berthold. Um einen kurzen Todesaugenblick kamst du zu spät. Ich mußte dich noch sehen – ich dachte ja nur an dich. Ich dachte nicht, daß ich dies tun würde, noch als ich die Treppe hinaufging. Es zog mich zurück,

– ich achtete nicht darauf – ich war wie von Sinnen. Ich sagte mir deinen Namen vor. Berthold, Berthold, sagte ich in mich hinein.

Berthold (mit leiser Stimme, regungslos)

Das war es, ja, das war es. Wir stiegen aus dem Wagen, traten drüben in die Kirche, alles blickt auf uns. Plötzlich hör' ich deine Stimme, sehe dich. Da schien mir alles andere wie ein Nebel, wie ein Betrug, wie ein Verbrechen. Ich floh.

Marie

So warst du schon fast an der Türe – ich wußt' es und tat es doch. Warum riefst du mich nicht, ich hätte dich gewiß gehört!

Berthold

Ich dachte ja nur, wie ich entkommen könnte. Aus der vollen Kirche, zwischen den wartenden Wagen durch, in einem Nu. Hätte ich da gerufen, man hätte mich bemerkt, mich für wahnsinnig gehalten, festgenommen – so hielten sie mich für den Lohndiener, der einen eiligen Auftrag hat, und ließen mich –

Marie

Ja so, deshalb. Deshalb konntest du nicht rufen, es ist wahr. – O, nun wieder dieser Schmerz – Nacht – das ist's, das ist's, das Furchtbare – Berthold, ich kann nicht scheiden – hilf mir, hilf mir doch!

Berthold (springt verzweifelnd auf)

Ja, das ist Hilfe. (Er greift nach dem Messer, welches er vorhin auf den Tisch geworfen, und sucht die Pulsader an seiner Hand.)

Wittstock (tritt an ihn heran)

Nein, Mann, das geb ich nicht zu. Sie haben auch gar kein Recht darauf, mit dem Mädchen zusammen zu sterben.

Berthold wendet sich heftig nach ihm um.

Marie (laut aufschreiend)

Berthold! — (Für sich) Ja, das ist das Schlimmste. Das muß ich abwenden.

Sie hält sich mit äußerster Anstrengung ein wenig aufrecht und fährt leiser fort — ihre Züge verklären sich.

Berthold, hör mich an. Mein Vater hat ganz recht. Du darfst nicht sterben. Alle Schuld ist mein. — Ich hätte dir nicht glauben sollen. Ich hätte wissen müssen, daß du kamst.

Berthold hält inne und blickt sie an. — Ihre Blicke gehen hastig vom einen zum andern.

Sieh an, was du in der Hand hältst. Das ist zum Guten bestimmt für andre. Mißbrauch es nicht.

Berthold (legt das Messer traurig auf den Tisch zurück)

Was soll mir noch gelingen künftighin?

Marie

Vater, siehst du, er verliert heute alles. Seinen Vater, sein Vermögen, seine Praxis. Das hat er darangegeben

und ist zu uns gekommen. Wer soll ihm helfen, wenn wir's nicht tun? Weil es mit mir zu Ende geht, mußt du dich seiner annehmen. (Wittstock blickt finster vor sich hin.)

Berthold (sich fassend)

Wohl, Marie, du mahnst mich einer Pflicht. Ich darf nicht an mich denken. Ich habe Ihnen, Herr Wittstock, und dieser Ihrer Frau ein Leid angetan, was ich nimmermehr gut machen kann. Ich dachte es anders zu enden. Aber es war zu spät. Das Schicksal ist streng. Jetzt aber lehrt mich Marie, daß es für mich nur noch eines im Leben gibt. Kann ich etwas für Sie tun? Auf nichts anderes will ich mehr bedacht sein.

Marie (ängstlich, hastig)

Vater, sprich zu ihm. Verstocke dich nicht. Sei nicht härter als das, was uns ohne unser Zutun betrifft.

Wittstock

Sie kommen aus der Kirche? Sie führten Ihre Braut zum Altar?

Berthold

Ja.

Wittstock

Und da, vor dem Altar, haben Sie plötzlich Ihre Braut verlassen?

Berthold

Ja.

Wittstock

Was wollen Sie aber nun anfangen? Sie haben sich unter Ihrer Bekanntschaft um alles Vertrauen gebracht, und mit der gesicherten Lebensstellung ist es aus, von der Sie da in Ihrem Briefe schrieben. – Was werden Sie da viel für uns tun können?

Berthold (wendet sich tief verwundet ab)

Wohl wahr, ganz richtig.

Marie

Vater, vergibst du uns jetzt nicht, da ich dich noch selbst drum bitten kann, so wirst du uns niemals vergeben und trägst für immer den Ingrimm im Herzen. Ich sterbe. Aber ihr beide müßt weiterleben und müßt euch versöhnen.

Wittstock

Dir habe ich vergeben, Marie.

Marie

Ja, was war denn unser Unrecht? Wenn man so weit ist, wie ich jetzt bin, sieht man klar. Vater, du tust jetzt ganz dasselbe, woran wir beide zugrunde gegangen sind. Du traust nicht. Nicht wahr, Vater, hätten wir Vertrauen gehabt, wären wir eines Tages vor dich hingetreten, er hätte alles aufgegeben, und wir hätten gesagt: wir lieben uns, wollen zusammen leben – da wäre Rat geworden zu allem andern. Aber ehe ich das zugegeben hätte – – so

sehr fürchtete ich mich davor, dir die Wahrheit zu sagen. Das war das Unrecht. Denn nun es so weit ist, vergibst du mir ja. Also muß es immer erst so weit kommen – immer erst so weit –

Wittstock

Ich versprech' es dir, ich will es ihm nicht gedenken –

Marie

O, das ist ein kaltes Vergeben. Das ist nicht anders, als wenn er hier von deiner Seite verschwände, so wäre alles gut. Ich sage dir, das geht nicht an. Um diesen Mann da sterb' ich. Er steht in deinem Leben, du kannst ihn nicht los werden. Er steht dir im Guten oder Schlimmen nun näher als alles auf der Welt.

Wittstock

Was soll ich denn tun? Er kann mir, ich kann ihm nicht helfen.

Marie

Gib ihm die Hand! Fasse Zutrauen zu ihm! Dann findet er sich selbst wieder, kann weiterleben, sich wieder trauen – und andern helfen.

Wittstock

Nun, dem ist nicht zu widerstehen. (Sowie er sich zu Berthold wendet, beginnt Marie zurückzusinken.) Ich wiederhole meine Frage in allem Ernste: Sie haben Ihre Lebensstellung verloren? Sie müssen von vorne anfangen?

Berthold

Ich kann und will niemanden von jenen wiedersehen.

Wittstock

Sie wollen aber Arzt bleiben?

Berthold

Ich habe in dieser Stunde Tod und Leiden lieber gewonnen, als ich je irgend etwas geliebt habe; hier, an dieser Stelle. Das sehe ich nun für alle Zeiten vor mir. Und so wird auch die Kraft zu lindern nicht ausbleiben.

Wittstock (ergriffen)

Werden Sie Armenarzt hier bei uns. Da doch vor allem Vertrauen dazu gehört: hier ist es ihre beste Empfehlung, daß Marie Sie geliebt hat. So etwas spricht sich doch herum.

Berthold

Herr Wittstock, das ist edel von Ihnen, daran jetzt zu denken. Mit solchen Leuten, wie Sie sind, läßt sich gegen das Elend kämpfen.

Wittstock

Hier meine Hand – um dieser willen.

Berthold

Darauf könnte ich ein Gelübde tun –

Marie (wie aus tiefem Traume)

Mutter! Mutter! hörst du? Er verläßt mich abermals. Bist du nicht hier? Mutter! Mutter!

Frau Wittstock

die bis dahin regungslos am Kopfende des Bettes gekauert, richtet sich auf und beugt sich feierlich über die Sterbende, sie in ihre Arme fassend.

Die beiden Männer wenden sich dem Bette zu.

Berthold

Marie, Geliebte, blick auf uns, bleibe bei uns –

Wittstock (indem Tränen seine Stimme ersticken)

Es ist vorbei, Herr Berthold. Sie haben mir mein Kind genommen.

IV

Erzählungen

Wandelungen. – Die Heimat des Wilden. – Pierre André. – Die Entsühnung

Wandelungen

Vor einiger Zeit ereignete es sich in einer Straße Berlins, daß ein junges blühendes Mädchen, während sie die Fahrgeleise der Straßenbahn überschritt und vor einem eben daherkommenden Bahnwagen ausbog, von einem zweiten in entgegengesetzter Richtung fahrenden Wagen erfaßt und niedergeworfen wurde, so daß sie überfahren und tödlich verletzt ward. Ihre letzten Worte galten ihren Eltern, welche sie bejammerte, und der Versicherung, daß keinerlei Schuld den Kutscher des unseligen Gefährts treffe. In der Tat, da diese Leute in Berlin große Vorsicht anzuwenden lernen, blieb der Vorfall fast unbegreiflich und mußte ausschließlich der Verschuldung des Mädchens beigemessen werden. Man hatte sie mit unbesonnener Hast vom Fußgängersteig abbiegen und in das Gewirre der Wagen sich begeben sehen.

Warum dies geschehen, wußte nur einer: ein junger Mann, der jetzt an der Unglücksstätte regungslos, mit den Mienen des Todes stand. Ein leichtfertig zudringlicher Blick von ihm hatte das Mädchen erschreckt. Sie hatte nicht an ihm vorbeigehen wollen, und war dem Blicke ausgewichen, welcher demnach sie in den Tod geschickt. – Was in Walter vorging, als er den daniedergeworfenen, blutüberströmten Körper des schönen jungfräulichen Kindes erblickte, wagen wir anzudeuten, wenn wir sagen: es schien ihm nicht wirklich, was er sah. Er glaubte fest, er fühlte deutlich, daß er der Wirklichkeit nicht angehöre, in welcher

dies vor seinen Augen geschah. Aber dies Gefühl, mit dem ein ungeheurer Schmerz sich Eingang in die Seele schafft, zerstob. Erwachend ergriff ihn Furcht vor der Stelle, wo er stand, Furcht vor der Stadt. Er bangte und erschrak, er wußte nicht wovor. Es trieb ihn nach Befreiung – aber wodurch sich befreien, wohin enteilen? Ohne Überlegen, jedoch gemessenen Schrittes, begab er sich nach dem nahen Bahnhof. Zum Reiseziel ersah er sich Nauheim, ein Landgut seiner Verwandten. In regungslos verhehlter, banger Qual verbrachte er die Stunde bis zum Abgang des Zuges.

Als der Zug eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, fiel Walter das Rütteln der Wagen auf. Er besann sich auf den Mechanismus der reißend schnellen Fahrt; er sah die Eisenschienen, die Räder und Gestänge der treibenden Maschine vor sich. Die kaum zurückgedrängte Bangigkeit stellte mit ungeheurer Gewalt sich wieder ein. Mit Mühe bezwang er sich bis zur nächsten Haltestelle des Zuges. Dort öffnete er die Tür und entfloh, zwar bedacht, daß sein Gebaren niemandem auffalle und er nicht aufgehalten werde, aber doch so eilig, als ihm irgend möglich schien. Er ging auf der Landstraße weiter, welche der Richtung seiner Reise entsprach.

Der Abend brach herein. Walter hatte in weitem Bogen eine Stadt umgangen, und schritt nun, nachdem er die Straße wieder erreicht, einem Kiefernwalde zu. Ein Wanderer kam ihm entgegen des Weges daher. Da ergriff ihn auch vor diesem tödliche Furcht. Er eilte scheu an

dem Manne vorüber, beschleunigte seine Schritte, eilte, eilte immer mehr und konnte, als er ein Gefährt hinter sich kommen hörte, sich nicht bezwingen, auf der Straße zu bleiben, sondern lief blindlings in den Wald, obwohl er vor den Schatten der Dämmerung erschrak. –

Eine furchtbar verbrachte Nacht und gänzliche Ermattung ließen ihn am Morgen seine Ankunft in Nauheim vor allem wünschen. Er ging deshalb in den ersten größeren Ort, den er erreichte, hinein und übergab sich der Polizei, sich für krank ausgebend und bittend, daß man ihn mit Schonung und vor allem sicher zu seinen Verwandten überführe.

Die Vorsorge der Behörden für den vornehmen Jüngling ging so weit, daß sie nicht nur seine Bitte sofort bewilligten und ausführten, sondern auch seinen Oheim, den er ihnen genannt, insgeheim benachrichtigten. Dieser verabredete mit seiner Familie, Waltern, den irgendein furchtbarer Vorfall verstört haben müsse, ohne alle Nachfrage, als habe er sich wie stets zum Besuche angesagt, zu empfangen. Sie gingen ihm entgegen und begrüßten ihn heiter; seine Begleiter, welche vorher von ihrer Absicht unterrichtet waren, fertigten sie freundlich ab, wie man etwa Führer bei einer Fußreise entläßt. Walter, der mit völliger Klarheit alles durchschaute, war von diesem Empfang in tiefster Seele gerührt. Er atmete auf. Es mußte möglich sein, alles zu vergessen und zu leben. Er hoffte – für einen Augenblick. Denn da man ihm sein Lieblingszimmer in einem Seitenflügel des Schlosses

angewiesen hatte, erschreckte er am andern Morgen die erwachenden Bewohner des Hauses: man fand ihn auf der Schwelle des Schlafzimmers der Dienstboten liegend, fast erstarrt, mit weitgeöffneten Augen, den Kopf an die Spalte der Tür gepreßt. Er sagte aus, daß er keinen Schlaf gefunden, und durch die Atemzüge der Schlummernden sich habe überzeugen wollen, daß Leben um ihn sei. –

Walter stand in seinem achtundzwanzigsten Jahre. Er hatte das Baufach studiert, war viel gereist, und man erwartete von ihm gerade damals den Abschluß seiner Studien. Man sprach jetzt in Nauheim von seinen Prüfungsarbeiten, als verstünde es sich von selbst, daß er diese hier zu fördern gedächte. Dies veranlaßte Waltern zu manchen vergeblichen Versuchen. Jedes Nachdenken nämlich versetzte ihn nach kurzer Zeit in einen Zustand qualvoller Träumerei, oft gänzlicher Entrücktheit. Man war bedacht, ihn aus solchen Zuständen aufzuwecken, so oft man sie bemerkte; dann sprang er wohl auf und unternahm weite Spaziergänge, von denen er stets gänzlich erschöpft zurückkehrte – aber stets vor Abend. Vom Eintritt der Dämmerung an ließ man ihn kaum auf Augenblicke allein. – Walters schmiegsames, empfindendes Gemüt, sein wenn auf gleichgültige, fern abliegende Gegenstände hingelenkt, immer noch reger Geist machten dies Zusammensein mit allen seinen Pflichten und Bängnissen für seine Verwandten zu einer wehmütig-freudigen Lebensgewohnheit, der sie auf keine Weise mehr zu entsagen dachten. Er verließ im Laufe der nächsten Jahre Nauheim nur

einmal: als in einem nahen Dorfe ein ansteckendes Fieber ausgebrochen war. Zum Vorwand seiner Flucht nahm er die Bewerbung um eine Anstellung als Baumeister in der Hauptstadt. Jedoch kehrte er, als die Krankheit erloschen war, unverrichteter Sache zu seinen Verwandten zurück.

Um diese Zeit, zwei Jahre etwa nach jenem Unglücksfall, kam auf das Gut des Oheims Sigrid, ein junges Mädchen norwegischer Abkunft. Sie war die letzten Jahre über in einem Diakonissenhause Süddeutschlands auferzogen worden und sollte nun hier die Wirtschaft erlernen. Zu allem ließ sie sich kräftig und freundlich an. Ihre Neigung aber zog sie zur Pflege der Kranken. Sie pflegte mit unberührbarer und gerade dadurch unsäglich wohltuender Freudigkeit, und brachte heitere Ruhe an die Stätten qualvollen Leidens. – Sie nahm an den Lebensgewohnheiten der Familie teil; es dauerte nicht lange, so wurde sie von jedem im abendlichen Zusammensein vermißt, wenn etwa ein schwer Erkrankter sie ferne hielt. Ein Wunder aber schien der Einfluß, den ihre Gegenwart auf Walter übte. Er schien zufrieden, wenn sie zugegen war, ja wenn man nur sie sich nähern hörte. Dann sprach sogleich edle Ruhe, männliche Sicherheit aus seinem ganzen Wesen; sein Weichmut, sein Zagesinn waren verschwunden; er lenkte mit freudiger Bestimmtheit das allgemeine Gespräch. Dann zeigte er sich mit einem Male wohl unterrichtet von allem, was im Dorfe und in der Wirtschaft

vorging und schien an allem mitsorgend teilzunehmen. Dabei richtete er das Wort selten an Sigrid. Er schien sich nicht bewußt zu sein, daß sie es war, die durch ihre Gegenwart ihn verwandelte. So sprachen auch die andern nie davon, obgleich sie es bemerkten; endlich gewöhnten sie sich an dieses lebendige Wunder wie an ein zart gehegtes Gesetz ihres täglichen Umgangs.

Sigrid war elternlos und arm. Ein etwa gleichaltriger Freund Walters hatte sich in den letzten Jahren ihrer angenommen und sie in jenem Diakonissenhause erziehen lassen; ein Zufall sollte die Fremde ihm in Berlin zugeführt haben. Die Welt sagte, daß Hermann sie zu seiner Frau sich auferziehen lasse. Die Freunde wurden indessen hierüber bald enttäuscht. Als nämlich Hermann, erfreut über das Wohlergehen Sigrids und dankbar für die gute Aufnahme, die sie fand, ebenfalls in Nauheim zu kurzem Aufenthalte eintraf, da zeigte beider Umgang dem einsichtigen Beobachter wohl das gegenseitige herzliche Zutrauen, aber keine zartere Neigung. Sie sprachen sich gerne in Scherzen an, wie Geschwister; war jedoch etwas Ernstes zu verhandeln, so erwartete Sigrid Hermanns Bescheid wie ein gehorsames Kind. Hermann war von Walters Zustand unterrichtet, und bemerkte mit tiefer Bewegung Sigrids wundertätigen Einfluß auf den Leidenden. Er fragte nach den Anfängen seiner Krankheit. Als man hierauf den Tag seiner Ankunft nannte und hinzufügte, was man mehr ahnte als wußte, daß irgendein bestimmtes schreckliches Ereignis diese plötzliche Ver-

wandlung hervorgebracht haben müsse, verfiel Hermann in tiefes Sinnen.

Wieder war die Familie eines Abends versammelt. Das Essen war abgetragen; man nahm die abendlichen Beschäftigungen vor. Die Hausfrau spann; auch Sigrid hatte ein Spinnrad vor sich und erbat in leisen Winken hier und da die Unterweisung und Hilfe der Frau. Herr von Nauheim und Hermann kamen aus einem nahen Dorfe von einem Brande zurück und erzählten von der glücklich beschworenen Gefahr. Walter las inzwischen in der soeben eingetroffenen Zeitung die Nachrichten über die Verbreitung der Seuche in Indien. Er beeilte sich seine Ansicht über die geflissentliche Ungenauigkeit der Telegramme mitzuteilen und zu begründen. – Das Zimmer war durch eine einzige von der Decke herabhängende Lampe erleuchtet. Die Anwesenden saßen ferner oder näher, je nachdem sie des Lichtes bedurften. So füllte die Gruppe der Freunde, im Kreise um den Tisch verteilt, nahezu das trauliche Gemach aus. In dem gewaltigen unförmlichen Schloßbau hatte die Familie sich nur wenige kleine und wohnliche Räume zum beständigen Aufenthalte gewählt. Sie lagen nach dem Hofe zu, den das Schloßgebäude umzog. Von daher hallten jetzt die Tritte der Knechte herauf, welche nach eingenommener Abendmahlzeit ihr Nachtlager aufsuchten.

Hermann sagte, auf Walters Vortrag der Zeitungsnachrichten eingehend: Unsere Teilnahme an solchem entfernten Unglück ist eigentlich gering und außer Verhältnis

zu dem, was dort in Wirklichkeit geschieht. Die Zeitungen gewöhnen uns daran, solche Dinge täglich zu lesen, unter vielem anderen, welches uns gleichfalls nicht eigentlich angeht. Unsere Einbildungskraft erlahmt so, und das Mitleid auch weicher Menschen erkaltet.

Das Mitleid regt sich nur bei kleinem Unglück, wenn Kinder über zerbrochenes Spielzeug weinen oder dergleichen, sagte Walter mit Bestimmtheit.

Bei großem, wirklichem Unglück, erwiderte Hermann, springt man eben zu und hilft, ohne sich erst auf seine Gefühle zu besinnen.

Wenn man helfen kann, ist es kein großes Unglück.

Du hast wohl recht, man kann nicht immer helfen, wenigstens nicht immer dem von dem Unglück unmittelbar Betroffenen. Aber die innere Kraft des Helfens regt sich dennoch, wenn wir ein scheinbar hilflos Ungeheures geschehen sehen. – Hierbei lenkte Hermann die Blicke auf Sigrid. Ihre Mienen nahmen einen tiefen, schönen Ernst an. – Ja, ein Ungeheures war's, fuhr Hermann fort, indem er die Stimme senkte und mit der Hand die Augen barg. Etwa zwei Jahre ist es nun her, in Berlin war es, im oberen Teil der Potsdamer Straße. – Walter erhob sich und schien das Zimmer verlassen zu wollen. Man war solche plötzliche Bewegungen an ihm gewohnt und übersah sie gern. So sagte jetzt auch Sigrid, ohne Walters Aufbruch zu beachten: Erzählen Sie es nur, Hermann; ich kann es jetzt hören; ich habe seitdem viele Schmerzen miterlebt.

Walter blieb, als er Sigrids Stimme hörte, im Hintergrund des Zimmers stehen, die Blicke bald auf sie, bald auf Hermann richtend. Dieser erzählte:

Eine junge Dame wurde an jener Stelle vor meinen Augen überfahren und getötet. An keine Hilfe war zu denken; ich konnte nichts mehr tun, als für die Überführung des mir bekannten Mädchens in die nahe Wohnung einer ihrer Verwandten Sorge zu tragen, welche nach wenigen Augenblicken selbst jammernd herbeieilte. Ich sah die erstarrenden Züge des sterbenden Kindes und wandte mich ab, in tödlichem Ingrimm wider das Geschick. Da sah ich, an einen der großen Bäume in jener Straße gelehnt, mit weit offenen Augen, ein schlechtgekleidetes Mädchen stehen, die allem zugeschaut, und deren schreckenvolle Mienen in bitterer Angst den Tod herbeizurufen schienen, der hier ein mannigfach beglücktes Dasein furchtbar plötzlich geendet hatte. Dieser Anblick gab mich dem Leben zurück. Hier war zu helfen, war zu retten; was dort unrettbar schreckend uns vernichtete, verlor seine Kraft vor der Ahnung dessen, was dieses Mädchen uns werden sollte, was – Sigrid uns geworden ist.

Ja, Hermann, fuhr jetzt diese fort, Sie sahen in der Erregung jenes furchtbaren Anblickes tiefsichtig, was in mir vorging, mir an den Mienen an. Verzweiflung ist eben nur ein Wort für das Gefühl, was den Unglücklichen erfaßt, wenn er nun auch außer sich das heilloseste Unglück geschehen sieht. In meinem Herzen war wohl der Wunsch, nie gelebt zu haben, aber zum Sterben hätte mir

die Kraft gefehlt. Hunger und das Herumgetriebenwerden in den Straßen hatten mich ermattet. Erst nachher, als Sie mir die erste Mahlzeit hatten geben lassen und der Schlaf mich erquickt hatte, empfand ich wieder; da regte sich das Mitleid mit dem, was ich gesehen hatte; und wie es sich damals regte, so lebt es nun in mir. Sie schlug die Augen nieder und verbarg ihre Tränen. –

Und mir hat dein Anblick, und daß du meiner bedurftest, die Gewißheit des Guten wiedergegeben. Du wecktest mich aus einem Zustand, den ich jetzt böse nenne; was ich empfand, war so schlimm wie das, was geschehen war. Wir können mehr. Wir können hinaus über das, was geschieht. Das gelang mir damals, indem ich, aus meiner Bitterkeit heraus, mich vielmehr ganz in das hineinversetzte, was da vor mir das arme Arbeiterkind im grauen Lumpenkleide jetzt bedürfe. Da war es mir, als trüge ich eine Schuld ab, mit der jenes Ereignis durch seine bloße Gegenwart mich belastet hatte. Ich tat von jenem Augenblicke an nichts mehr im Gedenken jenes Vorganges, alles nur aus treuer Liebe zu dir.

Sie hatten mich fortgejagt, sagte Sigrid leise, indem sie mit inniger Dankbarkeit Hermann in die Augen sah, sie hatten mich hinausgetrieben in die große fremde Stadt, deren Sprache ich kaum verstand.

Du weißt, ich habe anfangs nach den Leuten geforscht, die dich nach Berlin gebracht hatten, wir haben aber dann mit Vorbedacht beschlossen, es aufzugeben.

Ich würde sie wohl kaum wiedererkennen, sagte Sigrid,

wenn sie mir jetzt begegneten. Ich bin es und bin es auch nicht mehr, das Mädchen, dessen Anblick Sie damals bewegte; wir werden andere in solchen Erlebnissen. Deshalb verstand ich eben recht wohl, was Sie sagten, daß wir über das, was geschieht, gleichsam uns hinausheben sollen. So geht es uns selbst. Wir können hinaus über uns selbst, über das, was man aus uns machte, und was ohne solche Wunderdinge aus uns geworden wäre.

Hier unterbrach der Oheim die Erzählenden. Ein Blick auf Walter bestätigte ihm, was er sogleich bei den ersten Worten vermutet hatte, daß das Ereignis, von dem sie sprachen, zu dessen unheilvoller Verstörung in Beziehung stehe. Hermann, welcher diese Beziehung mit Bestimmtheit annahm, hatte richtiger gesehen, als er die Erzählung wagte.

Bei dem Bericht über das Unglück selbst zwar hatte Walter, in krampfhaftem Schmerze, abermals das Zimmer verlassen wollen. Aber die Erwähnung des zerlumpten Kindes hatte ihn gefesselt. Der Gedanke, daß er Sigrid schon damals erblickt hätte, wenn er die Kraft gehabt hätte aufzuschauen, nahm ihn ein. Wie er sie dann wieder und wieder ansah, wie sie jetzt am Spinnrad vor ihm saß, überkam es ihn wie ein Schauder, daß dieses liebe frohe Kind an jenem Unheil Anteil habe, Mitwisserin jener schuldvoll ungeheuren Stunde sei; sein letzter Lebensschimmer erstarb in ihm. Nun aber hörte er sie von dem Geschehenen reden. Mit ihrer leisen, ruhigen Stimme löste sie die Verworrenheiten seiner eigenen Erinnerung

an jenen Vorgang auf. Er lauschte: sie sprach von einem Anderswerden des eigenen Selbst. Das traf ihn tief; das sprach ja das Verhängnis seiner letzten Jahre, es sprach aber auch seine letzte Hoffnung aus. Aus der gewaltigen Bewegung seines Innern hob sich ein starkes, volles Vertrauen – zu ihr. Seine Blicke hafteten fest und fester an ihren Mienen, sein Atem stockte. Jetzt, nachdem einen Augenblick alle tief erregt geschwiegen hatten, brach er aus, sank vor Sigrid nieder, umschlang sie und sagte: Sprich mich los! Schenke mir Leben und Unschuld wieder! Laß mich mit dir, in dir ein anderer werden!

Sigrid ließ die Arme sinken, die Rocken und Spinnrad gehalten hatten. Sie blickte dabei Hermann an, als erbitte sie seinen Segen, und wandte sich dem Knieenden zu. Sie fragte nicht, was er mit jener Lossprechung meine; mehr als er selbst sich verstand, verstand sie ihn. Sie versank in seinen Anblick. Sie schlug die Arme um seinen Hals und küßte leise und lange seine Locken.

Walter war in den Besitz seines Vermögens getreten. Nach Berlin kehrte er nur zurück, um sich den Rang und die Befugnis eines Staatsbaumeisters ordnungsmäßig zu erwerben, was ihm auch in kurzem gelang. Hierauf verließ er die Stadt für immer, kaufte ein Landgut in der Nähe von Nauheim und übernahm dessen Verwaltung. Der ganze Reichtum seiner Natur zeigte sich darin, wie er sich dieser Verhältnisse bemächtigte. Um die Lebensweise der Dörfler zu heben, siedelte er einige ihm in der Haupt-

stadt bekannt gewordene Familien tüchtiger Handwerker auf dem Gute an; dem ersten Übelwollen der Einheimischen wußte er mit freundlichem Gleichmut auszuweichen, und endlich belebte er alle gemeinsam durch das Beispiel seiner Unermüdlichkeit und Arbeitsfreude: der Ort blieb ein Muster ersprießlicher, genossenschaftlicher Kultur des Landes, auch über Walters Tod hinaus. Dem Betrachter fiel das Dorf schon von ferne durch die eigentümliche und zweckmäßige Anordnung der Höfe, sowie durch die Reinlichkeit und Stattlichkeit der einzelnen Gebäude auf; es war in den ersten Jahren nach Walters Besitzerwerbung nach seinen Plänen fast gänzlich umgebaut worden. – Walters Glück war vollkommen, als Sigrid ihm einen Sohn gebar. In diesem Kinde schien das bessere Wesen Walters ohne alle Störung und Trübung wiedergeboren zu sein. Durch seine kräftige Entwicklung, durch seine sonnige Heiterkeit nahm es für sich ein, früher als man sonst im Kinde die Persönlichkeit zu beachten pflegt.

Aber dies Kind, welches die letzte Spur eines Verhängnisses durch seine Art und Wesen auszutilgen schien, rief in Walter dies Verhängnis von neuem wach.

Bald nämlich begann Waltern jeder Gang zu erschrecken, den die Frauen mit dem Kinde unternahmen: er verließ seine Geschäfte, um unbemerkt den Wegen des Kindes von ferne nachzugehn. Als ihn einmal ein ferner Aufschrei trügerisch erschreckt hatte, genügte ihm das nicht mehr; er richtete seine ganze Tagesordnung darauf ein, die Ausgänge des Kindes regelmäßig zu überwachen. Wie der

kleine Hermann selber auszuschreiten und brav herumzulaufen begann, war dies nicht wohl mehr möglich. Da trat denn in Walters Vorsorge für das Kind ganz jene beständige Bangigkeit wieder hervor, welche ihn in den Tagen seiner Krankheit beherrscht hatte. Sie mischte sich sogar in seinen Verkehr mit dem Kinde ein, und trieb ihn oft mit unerklärlicher Scheu von den Zärtlichkeiten und Liebkosungen des Kleinen zurück.

Auch Sigrid verfolgte den Knaben stets mit ihren Blicken, aber zartsinnig unbemerkbar, ohne ihn je mit voreiligen Verboten und Warnungen zu verwirren. Sie ließ ihn, soviel an ihr war, klettern, laufen, toben, ohne sich selbst deutlich bewußt zu sein, daß gerade hierdurch der hemmenden Sorge Walters heilsam begegnet ward, und daß diese scheinbare Achtlosigkeit, dieses ruhige Vertrauen dem Kinde mehr als alles sonst zugute kam. Walter selbst erkannte dies sehr wohl. Er entschloß sich, Sigrid gewähren zu lassen, soweit er es irgend von sich erlangen konnte. Und so war es denn abermals ihr Walten, was dem Schicksal manche guten Tage abgewann.

Nach Jahren begab es sich, daß Walter eines Abends nach Hermann fragte und zur Antwort erhielt, daß das Kind allein in den Wald gegangen sei. Dies war nichts Seltenes; aber heute ertrug er es nicht. Mit einem Male empfand er völlig wie an dem Abend jenes Schreckenstages, als er in den Wald floh, unentrinnbare Furcht, grenzenlose Qual; alles schien, nicht mehr ihn, sondern jenes unendlich wertvollere Wesen zu bedrohen. Er stürzte hinaus.

Wohlbekannt mit den Wegen, welche das Kind zu nehmen pflegte, fand er es doch erst nach geraumer Zeit. Hoch oben in den Ästen einer Eiche saß der Kleine, ganz und gar in sich verloren; ob er schlief, ob er ein Vogelnest betrachtete – Walter sah es nicht und dachte nicht darüber nach, denn kaum erblickte er seinen Sohn, als er, ohne es zu wissen und zu wollen, schmerzlich laut seinen Namen rief. Dieser Aufschrei erschreckte das Kind. Es fuhr auf, schwankte und stürzte. Walter springt herzu. Mit fester Brust, mit weit ausgespannten Armen fängt er den Fallenden auf. Das Kind war unverletzt; Walter war von der Wucht des Falles in die Kniee gesunken. Wie er Hermann umarmen will, fühlt er, daß er die Arme nicht mehr frei bewegen kann, und daß noch immer eine schwere Last auf seine Brust drückt, obwohl der Knabe munter vor ihm auf seinen Füßen steht.

Er rafft sich auf, schlägt den Weg nach Hause ein und zwingt sich, mit dem Kinde zu sprechen. Hermann erzählt von den kleinen grauen Vögeln, die er im Neste gesehen. Walters Blicke umdüstern sich. Furchtbare Geier stoßen ihm nach den Augen – jetzt werfen sie sich auf Hermann – jetzt bringen sie einen blutenden Leichnam daher – –

Das Kind hält sich immer fester an seine Hand, den Vater stützend, indessen es sich geführt glaubt. „Da ist die Mutter,“ ruft es. Sigrid küßt ihren Sohn, sie umarmt Waltern – da verläßt diesen die Kraft, er sinkt in ihren Armen nieder. Der Vater hat mich aufgefangen mit den Armen – er war so gut und lieb – dann wurde

er ganz still, ich fürchtete mich – so berichtet hastig das Kind. Sigrid hört es kaum. Sie sieht nur ihn, der jetzt, sie fühlt es, mit seinem letzten Blicke von ihr Abschied nimmt. Nun aber frei in deinen Armen, flüstert er und stirbt. –

Traure nicht um mich, wenn ich vor dir sterben sollte, hatte Walter zu Sigrid am Hochzeitstage gesagt; denn der ich war, der ist gestorben; jeder Tag, den ich neu mit dir erlebe, ist ein Wunder, ein Geschenk. Diese Worte gaben jetzt Sigrid unerhörte Kraft. Sie bekränzte den Leichnam, damit er das Kind nicht erschrecke. Er ist aus Liebe zu dir gestorben, sagte sie dem Kleinen, und dieser blickte den toten Vater mit liebestrahlenden Augen an. Ihre ganze Seele wandte sie fortan dem Kinde zu. Hermann erstarkte und erwuchs zu seltenem Glück. Ruhe und Heiterkeit teilten sich, von ihm ausgehend, allen mit, die ihm nahetraten. Was er wollte, vermochte er, es gelang ihm; und er wollte, was seinen Brüdern wohltat.

Die Heimat des Wilden

Vor kaum zehn Jahren strandete vor der Wesermündung, bei der Insel Borkum, ein Transit-Dampfschiff, auf welchem unter Geschäfts- und Vergnügungsreisenden auch einige Indianer sich befanden, welche sich in den deutschen Großstädten für Geld hatten sehen lassen und nun nach ihrer Heimat im Westen zurückkehrten. Es war ein furchtbarer Anblick, wie diese Leute des Unterganges sich zu erwehren suchten. Betäubt und sinnlos – dem ihnen fremden Elemente wie einem Gotte drohend – die Weißen zwiefach verfluchend, die sie erst mit Gold zur widerwärtigen Schaustellung gelockt, die sie nun dem Tode überlieferten auf ihrem in sich zusammenbrechenden, gespenstisch-ungeheuren Schiffe – ließen sie Schlachtrufe ertönen, schwangen ihre Tomahawks über dem Haupte und machten sich gewaltsam zu den Booten Bahn. Bei ihnen angelangt, bemächtigten sie sich eines Bootes für sich und zwangen die Matrosen abzustoßen. Eben schwang der letzte der wilden Sippe sich in dies Boot, da fiel sein Blick auf eine an die Brüstung des Schiffes sich klammernde Frauengestalt – eine junge deutsche Lehrerin, die nach Amerika zog, um ihr Brot durch Literaturstunden sich zu erwerben. Das Augenglas, welches sie zu tragen pflegte, war herabgefallen, ihre sonst erkünstelt ruhigen, erziehend strengen Mienen waren von leidenschaftlicher Todesfurcht zerrissen, das Starre, Nüchterne der jungen Lehrerin war verschwunden – sie glich einem schwachen, hilflos leidenden

Tier. Der Indianer, in einer Regung gleichfalls fast tierischen Mitgefühles, umfaßte sie im letzten Augenblicke, da er das Schiff verließ, und rettete sie zu sich in das Boot. Sie verlor das Bewußtsein. Als sie erwachte, lag sie fest angeschmiegt an der Brust des Wilden. Ferne zeigte sich im Morgengrauen das Land.

Fortan blieben nun diese beiden vereinigt. Der Indianer bedurfte sehr bald der Hilfe und Vermittlung. Denn aufs bestimmteste weigerte er sich, ein Schiff wieder zu betreten; als die Gesellschaft durch einen nachgesandten Dampfer die Schiffbrüchigen von Borkum abholen ließ, als auch die Gefährten nach langer leidenschaftlicher Beratung sich für die Weiterfahrt entschieden, blieb er, ohne sich viel auf die Gründe und Gegengründe der Genossen einzulassen, mit dumpfer Entschlossenheit zurück. Margarete, der ihr früheres Leben und ihre besonnen gehegten Lebensabsichten für immer in eine tiefe Nacht entschwunden schienen, kaufte von den Ersparnissen, welche zu ihrer Niederlassung in Amerika bestimmt gewesen waren, ein kleines Anwesen auf der Insel. Es war ein einstöckiges Haus, die Zimmer so niedrig, daß ein hochgewachsener Mann kaum aufrecht darin stehen konnte, die Türen unverschließbar – denn Diebstahl ist auf jenen Inseln unbekannt –, an Möbeln so viel, um die einzige bessere Stube des Hauses im Sommer für einen sparsamen Badegast auszustatten. Die sommerliche Badezeit benutzte Margarete zum Erwerb ihres Lebensunterhalts. Sie hielt einen Kram von Schnitzereien, Korallen und sonstigen

„Andenken an Borkum" feil: das blasse, kluge Gesicht der Verkäuferin mit seinen unbewegten Mienen, ihre immer gleiche Haltung, gemessen höflich gegen jedermann, gefielen und zogen manchen Fremden zu ihrem Laden herbei. Hie und da traf man unter den Sachen auch eine fremdartige rohe Schnitzarbeit, die durch ihre Eigenart auffiel: die Kinder wünschten sich einen solchen Bogen zum Geschenk, und wenn sie mit ihren hellen Augen ein solches Kunstwerk in dem Laden ausspähten, jubelnd hierauf kleine und große Freunde aufmerksam machten und seine Vorzüge priesen, zog es wohl wie ein Hauch der Freude an dem engen und einsamen Platz der stillen Verkäuferin vorbei. – Selten genug geschah es, daß der Indianer, im Winter, solche Schnitzarbeiten vornahm. Teilnahmlos träg verbrachte er Tag und Abend, am Herde sitzend, neben ihm Teegrog und Tabak, seine großen Lebensbedürfnisse, deren Beschaffung Margaretens ganze angestrengte Arbeit forderten und aufzehrten. Seltener noch durfte die Frau mit ihm ihre Sprache zu sprechen versuchen; das waren die guten Tage des Jahres; nach unsäglichen Mühen der Lehrerin lernte er dieses und jenes nützliche Wort. So konnte er doch Auskunft geben, wenn er den Leuten begegnete, wenn er etwa in den Dünen den Möwen nachstellte und hierbei mit dem Strandwart zusammentraf. Der Wilde, mit den selbstgefertigten Pfeilen bewaffnet, blieb den Dorfbewohnern, so sehr auch Margarete für eine dem Gewohnten zweckentsprechende Kleidung gesorgt hatte, eine bedenkliche, ja bedrohliche Erscheinung. Zur

Beschwichtigung war Margarete auf jede Art von Gefälligkeit gegen die Nachbarn bedacht. Auch ihr war man abgeneigt; aber da sie in der sie nie verlassenden Stimmung einer Entrücktheit aus allem Alltagsgeschick jede Unfreundlichkeit mühelos übersah, machte sie es den braven Leuten leicht, ihre Dienste in Rat und Tat trotz jener Abneigung entgegenzunehmen. Indessen erwartete sie den Augenblick, wo ihm selbst die Abneigung der Umwohnenden bewußt und fühlbar werden würde; dann war Unheil von seiner gewaltsamen Natur zu befürchten; dann mußte nach ihrer Voraussicht Dorf und Insel verlassen und mit einem anderen dauernden Aufenthalte vertauscht werden.

Margarete sah diesem Augenblick gefaßt entgegen; denn nicht ohne guten Grund hoffte sie, noch am ehesten in einer der größeren deutschen Handelsstädte den Fremden heimisch ansiedeln zu können. – Als zum zweiten Male die milde Jahreszeit herankam, und der Indianer seine Jagdgänge wieder begann, wurden ihm eines Tages von dem Strandwart Bogen und Pfeile abgefordert, was er ruhig bestimmt verweigerte. Hierauf begegneten beide drohenden Mienen; Recht und Gesetz des Dorfes war durchbrochen; Margarete sah eine gewaltsame Verhaftung voraus. Sie nahm insgeheim die Waffen des Indianers weg, um dem Schlimmsten vorzubeugen, sagte ihm, daß sie gestohlen und auf keine Weise wiederzuerlangen seien, und nachdem sie dem Manne hierdurch ein dunkles Gefühl des Unheimlichen erweckt hatte, überredete sie ihn, seine Furcht vor dem Meere dies eine Mal zu überwinden und die kurze

Fahrt nach dem Festlande, nach Bremerhaven, mit ihr zu unternehmen.

In Bremen erhielt Margarete den gemeinsamen Hausstand abermals durch Einrichtung eines Kramladens, durch Handarbeit. Zu ihrem früheren Berufe zurückzukehren, war ihr nicht nur durch ihr Zusammenleben mit dem Fremden unmöglich gemacht; es war ihr innerlich unmöglich; sie, für die jeder Tag und ihr ganzer Zustand eine krampfhaft bange Frage geworden war, hatte wenig mehr zu sagen; am wenigsten hätte sie Schülerinnen sich lehrend mitzuteilen vermocht. Daß er ihre Arbeit brauchte, war ihr genug und füllte ihr Denken völlig aus; diese selbst, Mühe und Arbeit Tag und Nacht, waren ihr Bedürfnis, um ihre Vergangenheit, ihre Verwandlung, ihr Elend vergessen zu dürfen. Damals war ihr die Ausübung ihres Berufes zum Überdruß geworden; alles Wiederkehrende, Alltägliche war ihr ein fühlbarer Schmerz, alles Kindlichnatürliche ihrer Schülerinnen hatte sie abgestoßen, ihre Spiele, ja das Verzehren des Frühstücks in den Zwischenpausen hatten in ihrer Schlichtheit und unverrückbaren Gewohntheit sie verletzt. Jetzt war sie durch eine ihrem Gefühle wie ihren Gedanken noch undurchschaubare Wundermacht an die Lebensgewohnheiten des Wilden Schritt für Schritt, Tag für Tag, mit jeder Bewegung und jedem Blicke unentrinnbar fest gefesselt. – Was diesen anbetrifft, so bestätigte sich Margaretens Voraussicht, daß die Großstadt ihm ein belebteres Dasein schaffen würde. Sehr bald nämlich fiel der Indianer jungen Leuten aus der

Gesellschaft auf; diese sprachen ihn an und veranlaßten ihn, in Cafés und Restaurationen mit ihnen zusammenzutreffen und an den Unterhaltungen ihrer Mußestunden teilzunehmen. Soweit diese Unterhaltungen in Gesprächen bestanden, so beschritten diese ein so einfaches Bereich, daß Kalakúyas Deutsch zur Teilnahme an ihnen wohl ausreichte. Auf intimere Nachfragen, welche er nicht zu beantworten gewußt hätte, verfiel keiner seiner neuen Freunde. Dagegen waren einige nicht unscharfsichtige Bemerkungen des Fremden, sowie seine Aussprache der deutschen Laute ein unerschöpfter Born der Freude für diese neuen Lebensgenossen. Überdies hatte alltäglich in diesem Kreise das Gespräch dem Spiel zu weichen, dem der Fremde zusah. Bei dieser Lebensweise nun brauchte er in immer sich steigernden Ansprüchen Margaretens schwer erarbeitetes Geld. Er forderte es nicht, er war gewohnt, es bei ihr zu finden, wie alles ihm Notwendige sonst. Margarete war durchaus zufrieden, solange sie ihm ohne Rede und Gegenrede alles, was er bedurfte, verschaffen konnte; in diesem Zustand stumm ergebener Mühen litt sie weniger, als sie als geachtete und geschätzte Lehrerin gelitten hatte.

Sie hatte nie geliebt, nie unmittelbar empfunden. Das Spiel mit ein wenig behutsam abgegrenzter Emanzipation – die geistreichen Gepflogenheiten der hauptstädtischen Salons – die Parteiungen des Lehrerinnenkollegiums – das hatte schon seit geraumer Zeit ihr Geist und Seele ausgefüllt. Das war vorbei. Jetzt füllte es sie aus und

beschäftigte auch ihre Verstandeskräfte ganz und gar, den Wilden in seiner durchaus eigenen, ursprünglich sicheren Art zu beobachten, auch da, wo es nicht gerade unmittelbar seine Wünsche zu erfüllen galt.

So entging es ihr denn auch nicht, als von einem bestimmten Tage an ihr Pflegling milder, lebensvoller, froher ward. Seine Blicke, sein Gang belebten sich. Er sprach wohl hie und da von selbst, ohne daß sie das Gespräch begann; was er dann sagte, hatte sich jedoch nur auf Vorkommnisse des Augenblicks bezogen; jetzt erzählte er mehrere Male, kurz, oft sich unterbrechend und mehr zu sich als zu dem Mädchen sprechend, von seiner Heimat, von seiner Kinderzeit. – Zum ersten Male flammte heiße Liebe in Margaretens Herzen auf.

Was aber war das Geheimnis dieses Erwachens, dieser Entwicklung? Bangend wagte Margarete nicht hinzuzubringen, sie verscheuchte alle Gedanken, welche den Augenblick einer schönen Gegenwart bedrohten, bis die gefürchtete Entdeckung sich ihr aufzwang. Eines Tages nämlich, als sie wie sonst dem Freunde zum Ausgehen den Anzug ordnete, begehrte er eine Liebkosung von ihr. Erstarrung ergriff sie; regungslos bot sie ihm die erbleichende Wange dar. Kein Zweifel blieb ihr, daß er liebte, ein fremdes Weib liebte, das ihm da draußen ein Zufall zugeführt. –

Kalakúya war von seinen Freunden oftmals aufgefordert worden, das Theater mit ihnen zu besuchen. Er hatte abgelehnt, weil er sich davor scheute, sich um das Ver-

ständnis einer so verwickelten Erscheinung zu bemühen. Endlich hatten die Herren ihn überredet, ein Ballett mitanzusehen, in dessen einem Akte Indianertänze zur Vorführung gelangten; sie versprachen sich Unterhaltung von der Art und Weise, wie der Indianer dies Bild seines heimatlichen Wesens auf sich wirken lassen werde. Ihre Erwartung einer aufgeregten Szene wurde jedoch enttäuscht; die künstliche Unnatur jener Tanzpantomime hatte dem Wilden kaum das Bewußtsein erweckt, daß ihn das Kostüm der auf den Brettern Auftretenden näher anginge; er fühlte sich durch den Glanz der Beleuchtung, durch die begleitende Musik, durch die ihn umgebende Menschenmenge ermüdet und verwirrt. Jene indessen wollten ihren sinnreichen Einfall noch nicht verloren geben und führten ihn nach der Beendigung des Aktes in die Garderobe der ersten Tänzerin, welche vorher von dem Besuch eines so seltenen Zuschauers verständigt worden war. Die Tänzerin saß, als der Indianer eintrat, ausruhend auf einem einfachen Polstersitze, die Blicke dem Eingange abgewandt; den Federschmuck hatte sie vom Haupte genommen, er lag neben ihr auf dem Boden; tief aufatmend, das erglühende Gesicht von den aufgelösten Haaren umwallt, bot sie einen natürlich-schönen Anblick dar, den die Schwingungen und Verrenkungen ihres künstlerischen Auftretens nicht hatten vermuten lassen. Der Indianer blieb, gefesselt von diesem Anblick, an dem Eingange stehen. Seine Gedanken, von dem ermüdenden Wirbel der eben empfangenen Eindrücke in ungewohnte Bewegung versetzt, schweiften weit hinaus.

Nicht nur Erinnerungen seines früheren Lebens wurden in ihm wach. In beständiger Berührung mit der zivilisierten amerikanischen Welt hatte er als Mann nicht eben Abenteuer und Taten zu bestehen gehabt, wie unsere Romane sie uns vorführen; nicht war das Gefühl der Eigenart, der gesonderten, ureigenen Volksgemeinschaft ihm mehr zum eigentlichen Lebensatem geworden. Aber wohl hatte er die Älteren von anderen Zeiten erzählen hören; er hatte mit ihnen auf Jagdzügen die Prärie durcheilt und sie in Gedanken, unbekümmert um die wirkliche Gegenwart, als sein freies Eigentum sich vorgehalten. Nun, ein Hauch jener Erinnerungen, jener Wünsche umwehte ihn jetzt. Er weckte in ihm ein Leben, ein Wollen auf, was er bis dahin nie, und auch in jener früheren, freieren Zeit nicht besessen. Und wie er von diesen Bildern der Erinnerung und Ahnung zurückkehrt zu dem, was er vor sich sieht, fühlt er dunkel, daß ihm hier wohler sei als anderswo, und beschließt, dem Weibe, welches ihn für einen Augenblick in ein Reich des Glückes entrückte, so oft als möglich nahe zu sein. – Die Worte für das, was er empfand und beschloß, waren ihm bereits aus seinem gesellschaftlichen Verkehr bekannt geworden; er fand einige wohlverständliche Sätze der Anerkennung, mit denen er sich der Tänzerin in höflich-ehrerbietiger Haltung näherte; diese erwiderte in ebenfalls gewohnter Weise, nur der Seltenheit einer Beifallsäußerung von seiten eines Wilden entsprechend, mit etwas mehr Wärme und aufrichtiger Freude als sonst. Sie lud ihn zum Souper für diesen

Abend ein und richtete in dem kleinen Kreise, der sich bei ihr eingefunden hatte, mehrmals das Wort an den Indianer. Dieser galt von jetzt an, zur nicht geringen Belustigung seiner unterhaltungsbedürftigen Genossen, für einen Verehrer der Ballerina.

Was Margarete von diesem Vorgange nicht erraten konnte, forschte sie nach jenem Augenblicke der Entdeckung durch unermüdliche und gewandte Nachfragen aus – mehr um ihren Schmerz zu beschäftigen, als weil ihr an den Umständen gelegen war. Nun aber mischte sich in ihre verzweifelte Betrübnis sogleich ein tiefes Mitleid mit dem betrogenen Manne. Alles bot sie auf, um ihn zu Hause nichts von seinen Lebensgewohnheiten vermissen, um ihm es nicht an Geld fehlen zu lassen. Noch reichte ihre Kraft so weit, ihm Glück und Gutes zu wünschen, und so viel an ihr war zu verschaffen. Aber sie gehörte ihm nicht mehr an, sie war ihm nicht mehr untertan. Jener geheimnisvolle Bann, der sie an ihn gebunden, war gelöst; mit ihm war auch das innere Leben ihr entschwunden; sie wünschte sich nur eines noch, den Tod.

Bald fühlte sie sich körperlich ermatten, fühlte sich krank. Aber sie wollte der Krankheit nicht nachgeben. Wer sollte denn Nahrung für ihn schaffen, Kleider und Wohnung für ihn bezahlen, wenn sie nichts mehr verdiente? Unter qualvollen Sorgen begann sie die Vorräte ihres kleinen Ladens zu veräußern, ohne Ersatz dafür anzuschaffen. – Was sollte aus ihm werden, wenn sie starb? Ihre Ersparnisse waren aufgezehrt. Das Haus in Borkum war

zwar noch ihr Eigentum, aber was würde es ihm einbringen oder nützen?

Den Mann ihrer Sorgen beschäftigten inzwischen seine geselligen Unterhaltungen. Vielleicht daß er allmählich in deren Auswahl bewußter ward. Er begann in den Cafés sich zu langweilen und seine Gesellschaft nach ihrem Werte zu schätzen: dieser Wert aber bestand für ihn darin, daß er im Kreis seiner Freunde bei jener Tänzerin gerne gesehen war, ohne sie dagegen nicht wohl den Zugang zu ihr gefunden hätte. Er zählte die Tage nach den kleinen Assembleen, die bei der Dame stattfanden. – Sein Gefühl war erregt, und zugleich hatte sich sein Urteil zu regen begonnen. Es bedurfte nur noch eines Anlasses, um ihm zu zeigen, wo er stand. Er mußte dann erkennen, daß man ihn selbst als ein zeitweiliges Bestandstück der Unterhaltung betrachte, und wenn er dies erkannte, mußte er sich und seine Freunde gleicherweise verachten; denn im Grunde war er ja in keinem Augenblicke ihnen herzlicher gesinnt gewesen, als sie ihm. Dann blieb ihm vielleicht nichts übrig, als seinen Genossen doch noch in die Heimat nachzufolgen. Oder der nun einmal in das Leben der Gesellschaft Eingeweihte hatte die Vorschule eines gewandten Betrügers durchgemacht und konnte sich sein Brot verdienen.

Die natürliche Bestialität der zivilisierten Gesellschaft kann uns kaum erschreckender zum Bewußtsein kommen, als wenn wir den Verlauf eines Glücksspieles beobachten. Hier gehört es zum guten Ton, gegen alle sonst angenommene Höflichkeit, kurz, schneidend, rücksichtslos zu

sein. Schnell wird eingesetzt, der Gewinn eingezogen, dort der Einsatz verändert, dies alles ohne rechts und links zu blicken, mit der furchtbaren wahrhaftigen Energie des für diesen Augenblick nicht mehr verhüllten Egoismus. Niemand würde sich übler ausnehmen, als wer an diesem Vorgang etwa als an einem Spiele im eigentlichen Sinne mit Scherz und Heiterkeit sich beteiligen wollte. Auch wenn im engeren Kreise sogenannter Freunde Bank gelegt wird und die Einsätze nur gering sind, so tritt doch hier sogleich jener unheimliche Ernst ein, und jeder zeigt ungescheut die Krallen des Raubtiers. – Dem Indianer war diese Sitte des Spiels nicht verständlich geworden. In der früheren Zeit, wo er zu allem gleichgültiger sich verhielt, war er nur ein unaufmerksamer Zuschauer dieser Hantierungen gewesen. Jetzt geschah es, im Salon der Tänzerin, daß er, um seinen Platz in der Gesellschaft zu behaupten, auch am Spiele teilnahm. Da kam es denn nicht nur vor, daß er zum Einsatze Geld lieh, was ihn bereits als dem Ernst der Sache fernestehend erkennen ließ. Eines Abends bestand er mit einer Art von täppischer Galanterie darauf, stets dasselbe und auf dieselbe Karte zu setzen, wie die Dame seiner Wahl. Hieraus entstehende Verwirrungen benutzte er zu Zwischenreden mit übel angebrachter Munterkeit. Die Dame wurde ungeduldig, die übrigen Teilnehmer des Spieles nahmen einen verletzenden Ton an. Sie wiesen den Fremden zurecht, etwa wie ein roher Gast einem Kinde seine ihm unbequeme Zudringlichkeit verweist. Der Wilde sah sich, zum ersten Male seit

langer Zeit, nach seinen Pfeilen um. Dann besann er sich; er trat vom Spiele zurück und verließ erst nach einiger Zeit die Gesellschaft, indem er sich vor der Tänzerin mit vollendeter Höflichkeit verbeugte.

Mit heftigem inneren Schmerze, mit kaum bezähmter wilder Wut legte er den Weg nach Hause zurück. Was seiner dort warte, daran dachte er nicht; er nahm den gewohnten Weg, er suchte ein Lager für die Nacht. Dann – dann mußte ein Neues, Ungewohntes begonnen werden; er wußte nicht wie noch was; an Rache dachte er nicht; er fühlte sich hoffnungslos preisgegeben. Die Rückkehr nach seiner Heimat fiel ihm am wenigsten ein; irgendwie, dunkel erschien es ihm so, mußte er an seinen jetzigen Aufenthalt gebunden sein.

Wie er zu Hause in das Zimmer tritt, steht Margarete von ihrer Arbeit mit einem gleichmütig freundlichen Gruße auf, geht zum Tische und zündet die Lampe an; denn sie selbst hatte sich mit einem ärmlichen Lichtstumpfe begnügt. Während sie dem Lichte zugewandt steht, bemerkt ihr Genosse zum ersten Male die tiefgefurchten Linien des jugendlichen Gesichts. Auf dem Tische steht, wie immer bei seiner Rückkehr, ein Abendessen bereit. Heute fordert er sie auf, doch auch für sich davon zu nehmen. Sie sagt, sie habe schon gegessen. Der Wilde beginnt schwer und tief aufzuatmen. Er tritt vom Tische in das Dunkel zurück, um Margarete unverwandt anblicken zu können. Sie, gewohnt ihn in allem gewähren zu lassen, rückt ihre Nähmaschine zum Lichte und beginnt wieder zu arbeiten.

– Was war es doch gewesen, so fragte sich jener jetzt, was ihn damals im Anblick der Tänzerin festgehalten hatte? Nicht eigentlich Erinnerung, wenigstens diese nicht allein; woran ihn der Anblick mahnte, die Freiheit eines eigen gewählten, ihm gemäßen Lebens, das war ihm doch immer nur wie ein kaum gewußter Traum vorübergezogen. Dort auf den Steppen der Heimat war er nicht mehr daheim, dort war für ihn das Glück nicht mehr zu finden. Hier aber, hier war mehr als ein Traum. Hier hatte er schon seit langem sein eigentliches Leben gelebt, in ihren Gedanken, die ihm folgten, wohin er ging, in ihren Sorgen, die ihn hatten tragen und bewahren wollen. Die Aufwallungen des Abends, Liebestāndelei und Stolz und Zorn hatten alle Seelenkräfte in ihm wachgerufen: nun endlich sah er, was ihn umgeben hatte und umgab. – Wenn nach langen trüben Tagen der Nebel sich vom Meere hebt, kündet die Sonne durch starke Leuchtkraft ihren nun bald erfolgenden Sieg und Durchbruch an. Noch ist der Himmel in weißliches Grau gehüllt, und in die Ferne vermögen wir noch nicht zu sehen. Aber ein kleines Bereich zu unseren Füßen lichtet sich überherrlich auf. Tiefglänzend blau strahlt uns die Woge an. Es ist wie ein Schöpfungsmorgen, wie das Hervortreten der ersten Farbe und Gestalt aus dem Unendlichen, dem Leeren. –

Setze dich zu mir her, begann der Indianer, seinen Platz am Tische einnehmend; wir wollen zusammen reden. Margarete gehorcht und rückt ihren Stuhl neben ihn. – Wieviel Geld hast du noch? – Morgen bekomme ich

den Wochenlohn für meine Arbeit, erwidert Margarete mit einiger Hast. Brauchtest du mehr, so könnte ich es wohl für kurze Zeit leihen. Du brauchst mehr als sonst? So können wir den Laden ganz ausverkaufen, in acht Tagen ist dann immer eine hübsche Summe beisammen. – Gut. Das wollen wir tun. Damit kehren wir dann nach Hause zurück. – Sie sieht ihn erstaunend, fragend an. Nach Borkum? Wie wird es mit den Nachbarn werden? – Ganz und gar gut. Sie werden uns achten müssen. Wir kaufen Land zu dem Hause, und ich lerne, wie wir Getreide und Früchte davon bekommen. – Das ist aber schwer, wendet sie ein und verbirgt ihren Jubel, das fordert Geduld. – Ich bin sehr stark, erwidert er; ich werde arbeiten. –

Es war ein Morgen wie nach jener Sturmnacht, als sie die Küste von Borkum wieder vor sich sahen. Wieder schmiegte sich Margarete an die Brust des Wilden an. Er hielt sie umschlungen und sagte in seinem immer noch rauh und fremdartig klingenden Deutsch: Ich liebe dich, Margarete. – – –

Heute mögt ihr auf Borkum das kleine ländliche Anwesen der beiden besuchen. Ihr werdet sie von zwei übermütigen Knaben umspielt finden. Diese Knaben fielen mir durch ihr Wesen und Aussehen auf, so daß ich ihrer Herkunft nachfrug. Bei beiden hebt das starke, helle, gelbblonde Haar sich von der bräunlichen Haut kräftig ab, und die blauen norddeutschen Augen leuchten sonnenhaft aus den dunklen, gesunden Gesichtern hervor. Es ist eine eigene Art von Menschen; soviel wir zu sehen und zu ahnen vermögen, eine gute Art.

Pierre André

Vor einigen Jahren, auf einem Spaziergang bei Genf, sah ich in einer Dorfstraße Arbeiter an einem Kanalbau beschäftigt; unter den Hunderten fiel mir ein einsam arbeitender, düsterer Geselle auf. Während die andern in Gruppen beisammen die Arbeit förderten, hob dieser für sich allein, ein paar Schritte weiter, nach der vorgeschriebenen Trace die erste Schicht aus. Es war ein warmer, grauer Tag, unaufhörlicher, stärker werdender Regen, eine undurchdringlich schmutzige Straße. Die Männer sahen übel aus, denn während sie sich mit dem kotigen Boden zu schaffen machten, mußten sie sich auch der Schwüle erwehren, Schweiß und Regen und die Spuren ihrer Arbeit entstellten sie. Jener aber zog gerade durch die sorgsame Sauberkeit seiner ärmlichen Kleidung den Blick auf sich. Er trug eine rote Schärpe um den Leib geschlungen, und ich hielt ihn dieses bunten Schmuckes wegen für einen Italiener, der etwa mit den Genfer Arbeitern nichts zu schaffen haben mochte. Ich sprach ihn an und frug ihn, wo er her sei. Er wies die Straße hinunter nach dem See: „Aus Versoix“; dies sagte er ohne aufzublicken, annehmend, ich sei einer der Bauaufseher und halte geschäftliche oder amtliche Nachfrage. Er wird mir nur seinen augenblicklichen Aufenthalt gesagt haben, dachte ich und entschloß mich nochmals ausdrücklich zu fragen: „Woher sind Sie gebürtig?“ Ein regungsloser, finsterer Blick schlug sich zu mir auf. „Von da, von Versoix“, sagte

der Mann und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Hierauf erfragte ich von andern seinen Namen, ging nach Versoix und suchte seine Wohnung auf. Er wohnte bei Handwerksleuten im Hinterhaus. Abermals unterschied sich sein Gelaß von den übrigen Stuben des Hauses, in die ich beim Vorübergehen hineinblickte, durch äußerste Sauberkeit. Ein Hund lag auf der Schwelle, ein häßliches, doch durchaus wohlgepflegtes Tier. Er regte sich kaum, als ich mich näherte, aber beobachtete ohne Bellen und Knurren genau, was ich vornehmen würde, indem er mir, wie kluge Tiere pflegen, nach den Augen sah. Das Häuschen war anmutig gelegen, nahe dem See. Und dies bezeichnete den Eindruck, mit dem diese Begegnung mich erfüllte. Anmut und Lieblichkeit sprechen uns aus dieser Landschaft an; tief aufatmend genoß ich sie in jenen Tagen; nun trat mir, eben dieser Natur entsprossen, so ungütig und schmerzenshart der Mensch entgegen. – Was ich von jenem Manne erfahren konnte, war, daß er als junger Mensch im Gebirge gewesen, oberhalb Brieg, und dort Fremde geführt habe. Mehrere Jahre schon lebe er hier, schweigsam, ohne Vorwurf.

Als ich den Genfer See später wieder besuchte, versäumte ich nicht nach Versoix zu gehen, und in jenem Hause nach dem düstern Sonderling zu fragen. Er war nicht mehr am Leben. Er sei im Gebirge verunglückt, erzählte man mir, in eben jener Gegend am Simplon. Dort sei zu einem Dorfe der einzige Zugang durch eine Lawine verschüttet worden. André habe bei der ersten Nachricht

von dem Vorfall sich aufgemacht; er habe, aller Stege in jenen Gegenden kundig, einen neuen Zugang zu dem Dorfe gesucht, sei aber selbst bei diesem Unternehmen umgekommen. Ich erinnerte mich, hiervon, von der Rettung des Dorfes, von der Aufopferung eines Führers gelesen zu haben. Nun forschte ich dem Manne weiter nach, in seiner Heimat, ferner in Cologny auf der andern Seite des Sees, wo er einmal in Diensten gewesen war. Hierzu trat die Erzählung eines Reisenden, dessen Bekanntschaft ich auf dem Heimwege nach Deutschland machte. Dieser behauptete, bei einer notgedrungen im Winter unternommenen Überschreitung des Simplon von einem Führer absichtlich, bis zu äußerster Gefährdung, in die Irre geführt worden zu sein: in welchem Führer ich nach der Beschreibung des Reisenden eben jenen André von Versoix erkannte.

Die Schulen, und ganz besonders die Elementarschulen, sind in der Schweiz vortrefflich, erfordern großen Aufwand von seiten des Staats, und gewähren dafür jedem Bürger den Genuß besonderer Zufriedenheit mit seiner Selbstregierung. André war ein schlechter Schüler. Dem ehrgeizigen Vater wurde er dadurch fast verhaßt, den Lehrern unbequem, und seine Mitschüler gewöhnten sich, ihn für etwas Geringeres als sie selbst zu halten. Der Junge war gewandt, kräftig, zu allen körperlichen Anstrengungen und Verrichtungen anstellig und froh bereit. Aber als bald ein Mitschüler zum berühmten Uhrmacher nach Genf in die Lehre kam, ein anderer das Polytech-

nikum bezog, ein dritter, in einem fremden Handlungshause angestellt, bereits Ersparnisse nach Hause schickte: da hatte André Mühe, mit einem leidlichen Examen den pflichtmäßigen Unterricht abzuschließen. Diese Pein lag nun hinter ihm; hinter ihm lagen die frischen Knabenjahre, unfreundlich verbracht.

Er hatte einen Freund gehabt; gemeinsame, den elterlichen Verboten abgestohlene Spiele, dann ein wenig Tier- und Jagdliebhaberei hatten sie verbunden; sie waren sich zugetan; aber der Druck der Abneigung, des Übelwollens gegen André wirkte auch hier ein; es kam zu Mißverständnissen, zu unbedachten Neckereien, die sein verschlossenes Gemüt verwundeten. Dann nahm jener, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, französische Kriegsdienste; sie hörten nicht wieder voneinander.

Unlustig zu jedem Beruf, war André auf Geheiß seines Vaters bei einem Lausanner Handelsgärtner in die Lehre getreten. Einige Monate hielt er aus. Aber als das Wetter kalt wurde und es weniger zu tun gab, war er eines Tages auf und davon, in stürmischem Wetter, das den ersten Schnee in den eisigen Regen mischte.

Droben im Oberwallis verdingte er sich als Knecht. Man hätte für den Winter wenig mit dem Fremden anzufangen gewußt, hätte er sich nicht bald als Botengänger besonders nützlich erwiesen. Denn der schlimmste Tag schien ihn am entschiedensten hinauszulocken; Gänge ins Rhonetal, die man dann nicht gerne jemandem zumutete, unternahm er gleichmütig, auch um geringer Aufträge

willen. – Sein Körper entwickelte sich bei dieser Lebensweise schnell und überkräftig, zu einem herrlichen Gewächs. Seine Züge aber blieben hart und ohne Ausdruck.

Der wegekundige Mann wurde in der Reisezeit den Fremden als Führer empfohlen, ohne daß er sich zu diesem einträglichen Dienst gedrängt hätte. Es fiel an ihm die strenge Art auf, mit der er dem Touristen diese und jene Schwierigkeit zumutete: eben dadurch kam er in den Ruf unbedingter Sicherheit.

Einst wollte, im Winter, ein Deutscher über den Simplon nach Italien; starke Schneefälle hatten die Straße für Wagen unpassierbar gemacht, ja an manchen Stellen (unterhalb Berisal und unmittelbar nördlich der Paßhöhe) sie bis zu völliger Unkenntlichkeit verschüttet. Da der Fremde dennoch auf seinem Vorhaben bestand, schlug man André zu seinem Begleiter vor, der auch ohne Zögern, wie jeden andern Auftrag, die Führung übernahm. Er ordnete an, daß man unterwegs, etwa zwei Stunden vor der Paßhöhe, in einem der Schutzhäuser übernachtete, um dann am andern Morgen mit frischen Kräften die schwierigste Stelle zu überwinden. Bis dahin wurde denn der Weg am ersten Tage ohne übergroße Anstrengung zurückgelegt.

Wendet man sich vom vierten Schutzhaus nach Süden, so erscheint dem Blick die Alpenkette zusammenhängend und geschlossen; erst wenn man auf der Höhe des Passes angelangt ist, sieht man, an welcher Stelle von beiden Seiten jähe Hänge abstürzen und einen Durchlaß zwischen

den Schneefirnen schaffen. An einer solchen nach Norden zu steil von den Gletschern abfallenden Felswand führt die Straße schon vorher durch Galerieen hin. An dem Morgen, an welchem wir die Wanderer begleiten, waren die Galerieen verschneit, der Lauf der Straße also gerade hier von ferne nicht abzusehen, und während diese in der Tat sich rechtshin wendet, der Paß eher geradeaus, in der Richtung des Kaltwassergletschers zu vermuten.

Dem André kam der Einfall, diesen kürzeren und schwierigeren Weg einzuschlagen; er war sicher, über den Gletscher hinweg das Tal der südlich strömenden Cherasca noch vor Abend zu erreichen, wo dann die Schwierigkeit überwunden war. An den Fremden dachte er zunächst bei seinem Wagstück kaum; der vorige Tag hatte ihn als tüchtigen Bergsteiger gezeigt; war er das nicht, so wäre ja diese ganze Wanderung nicht unternommen worden.

Der Führer bedeutete also dem deutschen Wanderer, daß hier ein Richtweg die Windungen der Straße abschneide, und verließ den an dieser Stelle noch kenntlichen Straßenzug; dem Fremden mußte dies durchaus glaubhaft und insofern wohlüberlegt erscheinen, als man auf einem steileren Anstieg noch eher als auf der grundlos verschneiten Kunststraße festen Fuß zu fassen hoffen konnte.

Wie sie höher stiegen, enthüllte sich der Einblick in die tief eingeschnittenen Schluchten, in welchen sich die Simplonstraße vom Rhonetal heraufwindet. Jenseits, im Norden, ragt die Kette der Berner Alpen empor, näher erscheinend durch die Klarheit der Luft — ringsumher

die unabsehbaren schroffen Höhen des Monte Leone. Nicht nur von aller Menschenwelt da unten, sondern selbst von dem Blicke des Himmels schienen die Wanderer abgeschlossen. Des Deutschen Brust zog sich zusammen, war es vor der Gewalt des Eindrucks, war es das Zudringen der schneidenden Luft oder ein Bangen vor diesem einzigen gleichgearteten Wesen, das jetzt neben ihm schritt? – Die Schwierigkeit des Weges begann fühlbar zu werden. Je mehr André selbst sie empfand, um so mehr fiel ihm die stolze Art des Fremden auf, der auch an den schroffsten Stellen ihm mutig nachschritt, ohne seine Hilfe zu begehren. Die Unerschrockenheit gefiel ihm; sie reizte ihn. Den Fremden zu beobachten, erregte ihm eine unheimliche lauernde Freude; so ließ er unmerklich jenen hie und da voranschreiten und lenkte ihn nur durch Zuruf: aber nicht zu leichteren, sondern zu schwereren Stellen hin, die er vorausblickend schnell ersah. – Auch hier hatte der Schnee die Stelle unkenntlich gemacht, an der sie den Gletscher betraten. Jetzt aber sah der Fremde, wo sie sich befanden; Eisspalten taten sich auf, welche die Richtung ihres Weges kreuzten. Er erschrak in tiefster Seele; ein einziger Blick auf seinen Führer gab ihm die Gewißheit, daß dieser ihn irreleite. Nicht die stumme, gewaltige Natur, sondern dieser sein Bruder bedrohte ihn.

Eine kurze, rauhe Anfrage – er habe sich verirrt, erwidert André; aber er kenne den Gletscher; in einer Stunde sei er überschritten, dann führe der Weg bergab: vorerst doch wollten sie Mittag halten von dem mitge-

brachten Vorrat, denn man brauche Kräfte zum Weitergehen.

Welch ein Mahl! So zehren Wölfe an ihrer letzten Beute, indes sie mit Blicken ermessen, wer der Schwächere sei, damit der andere ihn töte und ihm den Bissen entreiße. Der Fremde griff tapfer zu. Er brauchte Kräfte, ja. Es geht um sein Leben, es ist sein Mörder, der ihm jetzt, unwillkürlich und noch unbewußt seines furchtbaren Vornehmens, Brot und Becher reicht.

Andrés Sinn umdüsterte sich, je gefaßter er den andern sah. Noch bot er im Weiterschreiten dem Fremden an schwierigen Stellen den Arm, aus Gewohnheit seines Geschäfts; dann fiel ihm ein, auch dies zu unterlassen. Er setzt zuerst über die Spalte und läßt achtlos den andern sich selber helfen. Dazu beschleunigt er den Schritt. Die erste, die zweite Stunde ist vergangen; noch läßt das Ende des Gletschers sich nicht absehn.

Nun ziehen Nebel herauf. Der Rückblick in das Tal hat sich längst hinter den Wanderern geschlossen; jetzt entschwinden auch die umgebenden Firnen ihrem Blick. André kannte den Gletscher gut und hatte Merkzeichen, an denen er abnehmen konnte, wo sie sich befanden; von diesen hatte er zu Umwegen abgelenkt, doch ohne sie gänzlich aus dem Auge zu verlieren. Seine eigene Ermattung zwang ihn bald, den nächsten noch auffindbaren Weg einzuschlagen. Mit sicherem Instinkt folgte daher der Deutsche dem treubrüchigen Führer auf dem Fuße nach. Denn er sah, daß jener selbst seine Rettung werde suchen müssen,

und daß er also mit ihm vielleicht zu irgendeinem Ziele gelange, ohne ihn inmitten der Gletscher und nebelverhüllten Höhen gänzlich und sicherlich verloren sei. Bei erwachendem Mißtrauen hatte er Andrés noch dargebotenen Arm kaum berührt. Dadurch war er kühner und sicherer geworden. Er wurde sich seiner Überlegenheit über den schrecklichen Mann bewußt, dessen immer starrerer Blick qualvolle Erschöpfung verriet.

In Andrés Seele regte sich heißes Verlangen, diese Stunde möchte vorüber sein. Aber ein Blick auf den in höchster Anspannung aufrecht einherschreitenden Fremden – so konnte er nicht davon lassen. Er lenkte seitab, sprang, achtlos der eigenen Gefahr, über eine breit aufklaffende Spalte, erst nach Augenblicken nach dem Fremden sich umschauend, ob er noch folge. Der Tod wäre ihm jetzt willkommen gewesen. Aber seine Lebenskraft ging auf in mörderischer Lust. Bis aufs äußerste und allmählich erlöschend kämpfte in ihm der Trieb der Selbsterhaltung mit dem schmerzlichen, verzehrenden Wahnsinn des Verbrechens. So ging er weiter in Todeshast, schneller, als diese bahnlosen Wege je beschritten worden sind.

Der kurze Wintertag neigte sich schon dem Abend zu: da teilten sich die Nebel und man erblickte das schneebedeckte Tal der Cherasca. André erkannte Ponte, ferne noch, aber wohl erreichbar. Augenblicks gewann er seine Fassung. Er lenkte zu einem schnell ersehenen Fußsteig ein und bot dem Deutschen aufs neue Hilfe an. Beim Anbruch der Dunkelheit gelangten sie in das Dorf.

Der Fremde wollte weiter; André weigerte sich bestimmt, worauf es auch jener abgesehen hatte. Er dachte nicht daran, den Führer anzuklagen, der sichtlich mit völliger Ermattung kämpfend das Mitleid der Leute erregte; endlich verstand sich ein Mann aus dem Dorfe dazu, den leicht auffindbaren Weg talabwärts bis Campo mitzugehen; so zahlte er dem André den bedungenen Lohn, und ging nach kurzer Rast davon. André vergaß den Blick nicht, mit dem der Fremde sich in der Tür nach ihm umgesehen: als erschrecke er in tiefster Seele, daß die Natur so Ungeheures in ihrem Schoße berge.

In tiefem innern Schweigen ging André andern Tages zurück. So verharrte er auch fernerhin, und niemand bemerkte eine Veränderung an ihm. Der Sommer kam, man begehrte seine Führung. Der erste, der ihn dingte, war ein junger Engländer, welcher die Simplonstraße zu Fuß zurücklegen wollte, und dem er nur das Gepäck nachzutragen hatte. Als sie über eine hohe Brücke schritten, kam dem André jäh und unwiderstehlich der Gedanke, den Fremden über das Geländer hinabzustürzen. Entsetzt eilte er einige Schritte voraus, das Gesicht von der Schlucht, von dem Fremden abgewandt. Im nächsten Dorfe gab er das Gepäck ab; er sei krank und könne nicht weiter. Er kehrte nicht mehr nach seinem Dorfe zurück, sondern wanderte das Rhonetal hinab, Arbeit und Unterkunft hier und dort erfragend. Das erste freundlich gepflegte Gärtchen in Brieg hatte ihn an seinen früheren Beruf gemahnt: er setzte sich Genf zum Ziele, um dort Gärtner zu werden.

In einer Villa am See, in Cologny, fand er als Gärtnergehilfe Beschäftigung. Hier war er willig, unermüdlich, nicht eben freundlich, aber nachgiebig gegen jedermann. Er fühlte sich tief beruhigt, und glaubte jene rauhen Öden des Hochgebirges gleichsam nur in einem schweren Traume gesehen zu haben, wie einen bösen Traum vergessen zu können. –

Jetzt trat in sein Leben die Liebe ein; nicht der lächelnde Gott, sondern die tödliche, erstarrende Meduse.

Anina, die Tochter der Herrschaft, sollte aus der Pension zurückkehren, und ihre Ankunft zugleich mit ihrem sechzehnten Geburtstage festlich begangen werden. Halle und Gemächer wurden mit Blumen ausgeschmückt: André nahm an dieser Tätigkeit teil. Bisher hatte er nur Hilfsarbeit im Parke verrichtet; aber er hatte Freude gewonnen an dem zarten, lebendig schmiegsamen Geschmeide der Natur; heute erschlossen sich ihm die Gewächshäuser – wer sich der Herrschaft näher fühlte, glaubte Wichtigeres vorbereiten zu müssen –, so blieb er selbständiger als sonst, hatte tüchtig zu schaffen, erfreute sich, ja er erstarkte innerlich an diesem künstlerisch reichen Tun. – Anina lobte bei ihrer Ankunft den Schmuck ihres Zimmers, und als sie am Nachmittag mit Freundinnen in den Park ging, kam ihr der freundliche Einfall, dem Gärtnergehilfen zu danken. Sie fand André bei der Arbeit, trat auf ihn zu, und sagte ihm, mit dem hellen Glück des Festes in ihren Augen, daß ihr alles wohlgefallen habe. Jenen traf ihr Anblick, ihr Wort wie eine schwere körperliche Wunde. Er ver-

mochte nichts zu antworten, er sah sie starr und mit erglühenden Blicken an. – Abends beim Festmahl hatte André mit aufzuwarten. Wonne und Glück! Unverwandt blickte er nach Anina. Wenn er sich ihrem Stuhle näherte, stockte sein Atem, derselbe starke, unnennbare Schmerz traf ihn immer aufs neue, dicht unter dem Herzen. Er dachte nicht daran, seine Leidenschaft zu verbergen; sie beherrschte ihn mit elementarer Gewalt; innerlich allmächtig – vor welcher äußeren Macht hätte sie sich scheuen sollen? Entfernt von ihr, blieb ihm der schmerzliche Krampf zurück; nicht Ruhe, nicht Arbeit vermochte ihn zu brechen, bis endlich, tief in der Nacht, der Schlaf ihn löste. – Es fehlte nicht an Zofen und älteren Freundinnen, die Andrés Blicke aufgefangen und sein Gebaren sich richtig gedeutet hatten. Anina ward damit sogleich neckisch bekannt gemacht; in leisem Geplauder und Gelächter scherzte man über sie, über den schönen, schwarzen Gesellen. Sie solle nur ihn einmal darauf ansehen, ihn nochmals morgen ansprechen. Das Mädchen, in kindlichem Übermut, dazu ein wenig gereizt, geht unbedenklich auf ihr Plaudern, auf ihre Pläne ein. Sie bleibt andern Tages, gegen Abend, als sie im Garten sich ergeht und André arbeiten sieht, halb absichtslos bei seinen Blumen stehn. Sie betrachtet die Blumen, beugt sich und pflückt eine Knospe und fragt nach dem Namen der Pflanze. André aber glaubt sich durch ihr Verweilen, durch ihre Frage erhört. Er sagt ihr den Namen der Blume; noch eine Rede und Gegenrede – so tritt er dicht zu ihr hin und flüstert ihr ein

glühendes Liebeswort zu. Das Kind verbirgt sein heftiges Erschrecken; da ist auch schon eine Freundin ihr zur Seite und führt sie weg. –

Bis zu seiner letzten Stunde bewahrte sich André den Zweifel daran, daß Anina ihn getäuscht habe. Aber daß die andern ihn belauscht, ihm eine Falle gestellt und ihn nun bedrohten, das übersah er damals mit einem Blick. Er ging zum Herrenhaus, um dem Sturme zu begegnen. Da wußten denn bereits alle alles. Die Dienstboten wichen ihm aus. Drinnen ward Familienrat gehalten. Er hörte schelten. Die Mädchen flüsterten, Anina solle wieder aus dem Haus. Endlich sieht er den Herrn; der schritt mit finstrer Miene an ihm vorüber, denn er gab vor allem den Mädchen schuld. Da drängte es den André, als den Schuldigen sich zu bekennen; er trat an jenen heran und bat bestimmt, ohne weitere Gründe, um seine Entlassung. Damit nun war dem Vater eine Last vom Herzen, er bekämpfte seinen Zorn und sagte ruhig, André solle morgen früh wiederkommen. So war ohne großes Aufsehen alles am besten in sein Geleise zu bringen: André erhielt am nächsten Morgen Lohn und Entlassung zugesandt. – Als André mit dem Geld vor sich allein war, brach er in Tränen aus. Sein mächtiger Körper ward zuckend von der Gewalt des Schmerzes aufgebäumt, zu Boden geworfen. Dies dauerte einen Augenblick. Dann ging er fort; er wandte sich, dem Seeufer entlang, durch Genf nach seinem Heimatsdorfe Versoix, das auf der andern Seite des Sees etwa zwei Stunden entfernt liegt.

Auf den Kais der Stadt helles, lebendiges Treiben – Bäcker und Fleischer, die in die Hotelpaläste Nahrung bringen, Milchkarren vom Lande, Schiffer, die ihr Boot rüsten, Engländerinnen, die nach den Bergen ausschaun, reiche junge Herren, die einen Frühritt unternehmen, stumpf und leer dreinschauen und ihre Pferde vor den Damen tänzeln lassen, indem sie untereinander sich über die neugierigen Ladies lustig machen.

Dies waren die Jugenderlebnisse Pierre Andrés. Nun trat die Forderung des Lebens an ihn heran. Er war von der Wanderschaft in sein Dorf zurückgekehrt, so schien es, ohne etwas erreicht zu haben; aber da er eben doch zurückkehrte, so würde er ja wohl mit Arbeit und freund-nachbarlicher Existenz ernst machen wollen. Ein ärmlicher Aufenthalt ward ihm gegönnt, Arbeit ihm angeboten. Er tat Handlangerdienste bei Bauten – bei Ernten – bei Ankunft und Sendung von Waren. Dennoch begann es ihm Geld einzutragen; er arbeitete mehr und besser als andere, nicht daß er fleißig gewesen wäre, daß er Geld hätte erwerben wollen – alles Begehren und Streben schwieg in ihm –, sondern weil er stark war. Kaum beachtet, beginnt er jedoch für etwas Besonderes, ein Mensch für sich zu gelten, dem Neide zu gering, aller Liebe und Freundschaft zu entlegen, kalt und fremd. Doch sieht man ihn Sonntags auch wohl in der Schenke. Er setzt sich an den Tisch mit den andern und erzählt, wenn ein Neuhinzukommender ihn befragt, von den Gefahren des Hoch-

gebirges. Und dann ersann er sich ein Spielwerk; denn die Stunden sind lang, bis ein Jahr sich füllt, wo Lebenszeit ertragen, nicht durchlebt wird. Er baute sich ein kleines Boot. Das dauerte eine Zeit, bis er das Holz, bis er die Nägel kaufen konnte; dann bis er die rechte Art des Baues erprobt, Länge und Tiefe wohl abgemessen, Steuer und ein Sitzbrett angebracht. Dann ward an dem Geld für das Segeltuch gespart, endlich das Schiff flott gemacht. Nun fuhr er an Sonntagen, oder Feierabends, weit hinaus in den See, weit ausweichend allen andern Schiffen.

Weil es ihm besser ging, durfte er dann daran denken, sich seine Arbeit zu wählen, und wählte stets die schwerste, wo es zu wagen, oder doch anzufangen, vielleicht einen Handgriff zu erfinden galt. Nicht aus Lust an dem allen, sondern weil seine Kräfte ihn zwangen, ihnen ihr Recht zu verschaffen. Und so geschah es auch, daß er sich zur Hilfeleistung aufmachte, als es hieß, Ponte sei durch Lawinen von seinem einzigen Zugang zum Tale abgeschnitten – eben jenes Dorf, wohin er vor Jahren den Deutschen begleitet hatte.

Es stand für ihn sogleich fest, daß über den Kaltwassergletscher, von Norden her, der Weg nach dem Dorfe zu nehmen sei. Mit mutigen Leuten machte er sich von Berisal auf und zeigte den Aufstieg. Wirklich sind diese auch hinübergelangt, brachten Lebensmittel, an denen es zu fehlen anfing, führten dann andere, den Arzt, den Pfarrer auf dem neu entdeckten Zugang hinüber, griffen gemein-

sam den Durchbruch in das südliche Tal an. André aber kam auf dieser Wanderung um. Man fand ihn nach wenigen Tagen. Er war in eine Eisspalte gestürzt; sein Körper stand aufrecht zwischen dem Eis, der Kopf rücklings angelehnt; er hatte die Hacke zum Schlag erhoben und in das Eis eingesetzt, um sich eine Stufe zu hauen und herauszuklimmen; so mußte ihn ein plötzlicher Tod getroffen haben, denn seine strengen Mienen waren unentstellt.

Die Entsühnung

Markgraf Georg von Baden-Durlach, ein jüngerer Zeitgenosse Luthers, wandte, indessen allenthalben Kriegsstürme das Werk der großen Zeit zu verstören begannen, im engen Bereiche seiner Macht sein Bemühen einer seelenvolleren Übung des Rechtes zu. Er ließ zunächst es sich angelegen sein, das kleine Land vor den Durchzügen der Truppen und jeder kriegerischen Beteiligung zu wahren. Weil es aber nicht anging und auch seinen Absichten nicht gemäß gewesen wäre, allen Verkehr mit draußen abzuschneiden, so brachten Fremde und Einheimische, Soldknechte, die sich hier niederließen, Söhne der Stadt, die Kriegsdienste getan und nun zurückkehrten, manche Störung und Verwirrung aus den Händeln der Welt in den friedlichen Ort. Eines Morgens ward das Städtchen durch die Nachricht einer Mordtat aufgeschreckt.

Es war ein vorbedachter Mord. Francesco, wie man den jungen Landsknecht vermuteter welscher Herkunft halber zu nennen pflegte, hatte am Abend in der Schenke von seinem Vorhaben erzählt. Sein Nebenbuhler müsse sterben, und so, wie er es sage, solle es geschehen. Die Männer, zu denen er sprach, hatten nicht an den Ernst seines Vorhabens geglaubt und gemeint, die Leidenschaft des Jünglings habe sich in Worten genug getan: denn in einem Überschwall von Worten hatte er sich ergangen, hatte das ahnungslose Gebaren des Mädchens, den Blick, mit dem sie jenen beglückt und ihn verworfen habe, den

Genossen schildernd vorgemalt. – Er ging und trat nach kurzer Zeit wieder zu ihnen: es sei getan. Ohne Besinnen stürzten die Männer zu der Wohnung des unglücklichen Geliebten der Jeannette. Er lag vor seiner Türe tot.

Dem zusammenberufenen Gericht hatte der Mörder ein Geständnis nicht abgelegt. Seine Mienen blieben starr, regungslos. Er bewegte die Lippen nur, als es galt, die Mitschuld des Mädchens abzuweisen, welches von einer Zeugin verleumdet worden war. Auch hatte er in der Nacht des Mordes im Gefängnisse nach Jeannette gefragt. Diese hatte den Ermordeten in seinem Blute gesehen und war entflohen. Nach einigen Tagen sah man sie wieder in ihrer Wohnung, still und in sich gekehrt. Man sagte es dem Jüngling. Aber auch dies entlockte ihm nun keine Regung mehr.

Er war verurteilt zu sterben, und man sandte den Spender der heiligen Gabe des Sakramentes zu ihm. Dieser würdige Mann erreichte den Bruch des entsetzlichen Schweigens. Aber noch furchtbarer klang, was der Verbrecher, mit flammender Heftigkeit, nun von seinem Zustande aussagte. Er fühle keine Reue. Keinen Wunsch nach irgend etwas. Er fühle nichts mehr – nur eine ungeheure Furcht vor dem Tode. Er schwöre – hier regte sich jeder Muskel seines gewaltig gebauten Leibes –, daß man ihn nicht werde töten können. Er werde es mit jedem aufnehmen, der etwa käme, es zu tun.

Der Fürst ließ von da an den Jüngling in einem entlegenen Turm seines Burggartens bewachen, ihn wohl

versorgen, jedoch von jeglicher Gesellschaft abschließen, so daß er auch nicht einmal das Gesicht seines Wärters sehen durfte, welcher ihm vielmehr Speise und Trank in den Innenraum hineinschob. Am Tage stieg der Gefangene zu einem hochgelegenen Fenster hinauf und blickte in das Leere; allabendlich saß er vor der ihm angezündeten Flamme — stets unverändert, wie man ihn vor seinen Richtern gesehen hatte: den Mund fest geschlossen, die Brauen unmerklich zusammengezogen, so daß das blutlose Antlitz düster erschien, den Blick furchtbar starr, aber ohne von einer eigenen inneren Empfindung des Furchtbaren Kunde zu geben; vernahm er ein Geräusch, eine Bewegung von außen her, so krampften Leib und Mienen sich zusammen, wie zu verzweifelter Gegenwehr: aber auch dies ohne bewußte Absichtlichkeit, ein grausenhaftes Automat.

Eines Tages trat ein Greis zu dem Fürsten und bat zu dem Gefangenen geführt zu werden. Er trug ein Mönchsgewand, aber keine Abzeichen eines bestimmten Ordens. Die Art, wie er seine Bitte vortrug, gestattete keinen Zweifel über die Gewährung.

Der Greis, auf den bei seinem Eintritt die Augen des Gefangenen sich forschend hingewendet hatten, sprach zu ihm: „Ich bin dir näher als die andern, du fühlst es wohl. Ich bin ein Mörder, wie du."

„Und du lebst, man tötete dich nicht?" ächzte der Jüngling.

„Ich will dir alles erzählen, wenn du mich hören willst."

Jener erhob sich, um seinen Sitz dem Greise zu überlassen. Die Knie versagten ihm. — Der Greis umfaßte

ihn und führte ihn zu seinem Lager. Dann schritt er zu dem verlassenen Tisch zurück, setzte sich und stützte das Haupt mit der Hand, den Blick hierdurch von seinem Hörer abkehrend.

„Ich war nicht viel älter als du, ein reicher Erbsohn, in den Wissenschaften wohl auferzogen, so daß ich bereits als Lehrer und Redner einigen Dank und Beifall mir gewonnen hatte. Ich ging zur Lust durchs Land. Mir gesellte sich ein Jüngerer zu, arm, schwächlich anzusehen. Er war Handwerkslehrling in der Stadt gewesen, die auch ich heute verlassen hatte, und kehrte jetzt nach seinem Heimatsdorfe zurück. Ich war wenig gewohnt, mit geringeren Leuten so eben nur der Rede zu pflegen. Ich rastete in einem Dorfe, um ihn vorausgehen zu lassen. Als ich jedoch mich wieder aufmachte, bemerkte ich gar bald von ferne einen Wanderer am Wege sitzen und nach mir ausschauen. Es war der Gesell, der gerne mit mir gehen wollte. Das gefiel mir, und ich befragte ihn nun über mancherlei, erfuhr genauer den Weg, den er nehmen wolle, und daß er seinen Eltern zu freudiger Überraschung heute eintreffen werde: er habe schneller ausgelernt, als sie vermuteten, er könne ihnen nun in Haus und Feld helfen, und dabei sich in seinem Handwerk fördern, und einiges verdienen. — So redeten wir und schritten unterdessen stark vorwärts. Vom Sprechen und Gehen wurden wir überheiß; es war wenig nach Mittag, im Hochsommer. Wir kamen zu einem Gehölz und fanden eine Quelle. Da trank ich denn sogleich, übermütig und sorglos, wie ich

war; denn ich war bis dahin glücklich gewesen, und hatte nie an ein wirkliches Unglück geglaubt, das mir begegnen könnte. Mein Begleiter sah mir mit Neid zu, und ich frug ihn, warum er nicht trinke. Er wage es nicht, er sei nicht daran gewöhnt. Das kam mir bei dem armen Burschen wunderlich vor, und ich verlachte ihn.

„Er schämte sich und trank. Und allsogleich sank er zu meinen Füßen nieder. Ich riß ihn in jähem Schreck empor: ei komm, Gehen nach dem Trunk macht ihn unschädlich, macht alles wieder gut – so zog ich ihn mit mir wenige Schritte fort. – Seine Züge entstellten sich. Die Farbe wich. Die Augen standen leblos in den Augenhöhlen. Die Haut ward grau, die Glieder wie gebrochen –"

„Wahnsinnig wollt Ihr mich, daß sie mich nehmen und töten können!"

„Wahrsichtig will ich dich," entgegnete der Greis, indem er dem Mörder mit großem Ernst voll in die Augen sah. – Dann wandte er sich wieder ab. „Der Knabe war tot. Ich ging zum nahen Dorf, erzählte, was geschehen, und schickte Leute, seines Leichnams wahrzunehmen. Man glaubte mir, weil meine Erzählung wahrhaft klang, und ich mich als vornehm zu erkennen gab, und ließ mich ziehen. Denn ich verweilte nicht, und ohne daß ich mich besonnen hätte, wußte ich in meinem für alles sonst erstorbenen Gemüt nur eines, was mir zu tun übrig bliebe. Ich suchte einen Händler auf und tauschte schlechte Kleider für die meinigen ein; dann wanderte ich weiter, genau den Weg einhaltend, den mein Begleiter

als den seinigen mir beschrieben hatte – zum Dorf der Eltern.

„Die Dämmerung brach herein, als ich es erreichte. Ich war erschöpft. Vor einem Hause am Wege stand eine ältliche, heiterblickende Frau. Diese sah meine Ermattung und bot mir einen Trunk Wasser. – Ich erkannte das Haus der Eltern, und in der Frau seine Mutter. Ich bat um Herberge für die Nacht.

„Nun bedeutete mich die Frau mit freundlichem Gleichmut, in die Stube einzutreten. Der kleine Raum ist fast ausgefüllt von Ofen, Bank und Tisch; auf dem Tische steht ein Krug Bier, daneben liegt Brot und Messer; am Fenster in der tiefen Nische ist der Sitz der Frau, mit dem Geräte ihrer Handarbeiten umher, eine rohe Zeichnung ihrem Sitz gegenüber aufgehangen: das Bild ihres Sohnes. Die Frau geht durch die enge Küche zur Werkstatt, die nach dem Hofe hinaus liegt. Ich sehe den Vater an der Drehbank stehen, wo er sich noch zu schaffen machte, weniger, wie es schien, um noch schnell etwas zustande zu bringen, als aus Gewohnheit der Arbeit. Die Haltung des Mannes war schlaff geworden, da an der Stelle, wo ich ihn jetzt erblickte; seine Hand mochte nur noch in den besten Stunden des Tages sicher genug zu seinem Handwerk sein. Er bedurfte der Hilfe. – Auf die Frage der Frau hörte ich ihn ein ‚Freilich, freilich' erwidern. Er wandte sich um, kam langsam in die Stube geschritten und hieß mich niedersitzen. Mir aber zerschnitt der Gedanke das Herz, wie anstatt meiner Er, unerwartet eintretend, in diesem Augen-

blick empfangen worden wäre. Ich bezwang mich, erzählte, ich sei auf der Wanderschaft, und gab mich für einen Handwerksgenossen aus. Erzählend erwähnte ich der Stadt, aus der ich heute kam; sie schauten sich vertraulich lächelnd an, ohne mich etwa weiter um ihren Sohn zu befragen. Wir blieben lange beisammen. Die milde Sommernacht durchwob das Zimmer, und die Blumen sandten ihren Abendduft herein.

„Später stieg ich, von dem Meister angewiesen, zu einem schlichten Kämmerlein hinauf. Daselbst verbrachte ich schlaflos, sinnend den Rest der Nacht.

„Am andern Morgen erreichte ich durch meine herzliche Bitte, daß der Alte mich als Gehilfen bei sich aufnahm. Ich wandte alle meine Sinne und Kräfte auf die Ausbildung einer halb spielend früher mir erworbenen Fertigkeit in seinem Handwerk, so daß ich bald die eigentliche Arbeit tat, und dem Meister nur zu leichter letzter Vollendung einzelne Stücke in die Bank schraubte. Der Frau schürte ich am Morgen das Feuer; die kleinen Bedürfnisse des Haushalts wußte ich herbeizuschaffen, ehe sie sich danach umsah. Abends aber erzählte ich von fernen Ländern und fremden hohen Herren, so daß die Stunden schnell vergingen und im Herbst die Mutter lächelnd sich beklagte, sie verbrauche zu viel Öl, viel mehr als sonst. –

„Sehr schwer war es mir geworden, Nahrung wieder zu mir zu nehmen."

– Hier schauderte der Jüngling auf seiner Bettstatt tief in sich zusammen. –

„Die milde Gewohnheit, der Anblick der ahnungslos weiterlebenden Eltern zwang mir das Brot auf. Ich hatte beide nun schon oft von ihrem Sohne reden hören. Sie hatten ihn nicht vor dem Winter zurückerwartet. Nun aber ließen sie, bei sich bietender Gelegenheit, in der Stadt nach ihm fragen. Der Meister, bei dem er dort gewesen war, ließ zur Antwort sagen: er wisse nicht anders, als daß ihr Sohn im Sommer auf Wanderschaft gegangen sei – also hatte der Geselle auch ihm sein Vorhaben nicht mitgeteilt, geradenwegs nach Hause zurückzukehren. So dachten denn die schlichten Leute nicht daran sich zu sorgen. Ihr Erstaunen wurde vielmehr zum Unwillen, daß der Junge so in die Welt hineinlaufe, ohne von sich hören zu lassen.

„Als ich, nach einem Jahre, die Überzeugung gewonnen hatte, daß ich ihnen beiden, dem Meister wie der Frau, unentbehrlich geworden sei, fühlte ich mich dennoch im Gewissen noch um nichts erleichtert. Noch hatte ich nicht gewagt, von Herz zu Herz mit den Alten zu reden: die schwere Unwahrheit lastete auf meiner Brust. Sein Todestag nahte heran. Allnächtlich hielt ich Rat mit mir, wie ich es über die Lippen brächte. Ich hatte ihn getötet: wenn sie es erfuhren, mußte ja das Entsetzen vor mir alles zunichte machen, was ich für sie tun wollte. Immer wieder stand der Augenblick vor meiner Seele. Einen Augenblick vorher war alles gut gewesen – einen Augenblick Besonnenheit – und diesen Eltern lebte heute noch ein Sohn. Durch alle deine Jahre, alle deine Mühen –

so sprach ich zu mir –: der Augenblick ist doch nicht auszutilgen."

Laut auf stöhnte der Mörder. – Der Erzählende versank nur immer tiefer in sich selbst. „Warme, herzliche Liebe, die in den Tagen und Wochen des verflossenen Jahres wach in mir geworden war, Liebe zu den einsamen alten Leuten, Liebe zu dem vergessenen toten Sohn: die gab mir unstörbare Sicherheit, Geduld für alle Zeit – Mut für den morgenden Tag.

„Nachdem ich den Bericht vor den atemlos lauschenden Eltern vollendet, verbarg ich mich vor ihnen. Ich schlief manche Nacht ungesehen im Hofe, vor der Haustür, verrichtete alles wie bisher, aber ohne ihnen vor die Augen zu kommen, so daß sie, mit ihrem Schmerz beschäftigt, mich auch wohl hätten vergessen können. Der erste Strahl der Sonne fand mich in der Werkstatt; nach Wochen wagte ich an meiner Bank zu bleiben, bis der Vater eintrat. Wir arbeiteten von dem Tage an still nebeneinander, ohne uns zu begrüßen oder anzusehen.

„Da geschah es, daß der Meister erkrankte. An seinem Bette traf mich eines Nachts die Mutter. Und ohne Blick und ohne Wort fühlte ich, daß sie mir verzieh.

„Ich hatte von da an Kraft, ihnen noch weit anders wie vor dem Geständnis zu dienen, weit anders durch meine Mühen wohlzutun. Der Vater genas. Wir arbeiteten rüstiger als früher. Es zog ein wenig bescheidener Wohlstand in das Stübchen ein – nicht etwa von meinem Erbe; das hatte ich durch mein spurloses Verschwinden

preisgegeben; aber durch meine Arbeit. — Jahre um Jahre vergingen.

„Im Dorfe lebte ich als ein Fremder. Kaum einen Gruß, kaum ein Wort tauschte ich alle diese Jahre mit anderen. Auch hatte ich Stunde für Stunde übergenug zu schaffen — außerhalb der Werkstatt die häuslichen Geschäfte, dann das Vieh zu versorgen, das kleine Feld zu bebauen, das den Eltern gehörte.

„In hohem Alter starben nach leichter Krankheit beide kurz nacheinander. Die Mutter sagte mir auf ihrem Sterbelager, daß sie seit Jahren ohne Bitterkeit, mit ruhiger Wehmut des Verstorbenen gedenke; im Leben habe ich ihr wirklich ihren Sohn ersetzt."

Der Sprechende erhob ein wenig Haupt und Blick. „Nachdem ich sie begraben, zog ich weit hinweg in die Ferne. Auf einer einsamen Trift des Gebirges zimmerte ich mir eine Hütte, und gewinne mein Brot durch Feldbau. Ich pflege die Tiere der Wälder und helfe armen Siedlern durch meine Kenntnis des Wetters und heilender Kräuter.

„Ich muß mein Leben ein glückbegnadetes nennen," so schloß der Greis, indem er mit milder Festigkeit seinen Blick auf den Mörder richtete. „Dennoch sage ich dir wahrhaftig und gewiß: all mein Tun und Leben gäbe ich willig dahin, wäre es mir an jenem Tage vergönnt gewesen — wäre es mir heute vergönnt, in das offene Grab zu steigen, welches für mich an der Seite des Gesellen seit jenem Tage bereitet steht."

„Laßt mich die Nacht nicht mehr erleben," flehte der Jüngling, zu den Füßen des Greises sich niederwerfend.

Der Abend kam und warf sein tröstliches Licht über das Tal. Ringsumher im Parke flammten, wie allnächtlich, Fackeln und Leuchtpfannen auf, in den dichten Laubengängen stritten mit der Dämmerung zitternde Schatten. – Auf der breiten Rampe, welche nach der Ebene zu ein Felsenvorsprung vor der Wohnung des Gefangenen bildete, hatte der Fürst die angesehensten Bürger und Frauen der Stadt feierlich um sich versammelt. Sie standen erwartend der Pforte des Turmes zugewandt.

Heraus trat der Jüngling, ohne irgendeine Bewachung oder Geleit. Seine Züge waren gemildert. Man mußte ihn schön nennen. – Alle blickten auf ihn; aber kein Blick traf ihn, vor dem er die Augen hätte niederschlagen müssen. Er schritt gerade auf den Fürsten zu, an dessen Seite der greise Einsiedler stand.

Der Fürst sprach zu dem Jüngling:

„Willst du sterben?"

Jener antwortete: „Ja." Seine Stimme hatte nicht alle Rauheit verloren; sie ließ den Sohn der Arbeit, ja den Kriegsgesellen erkennen.

Hierauf der Fürst:

„Durch diesen deinen Entschluß zu sterben sühnest du den Tod, den du verschuldet hast. Wir alle, Männer und Frauen dieser Stadt, welche du als ernst und ehrbar

kennst, wir stehen hier versammelt, um dies dir zu verkünden und zu bekräftigen.

„Du magst von jetzt an ohne Scheu des Erschlagenen gedenken. Eine Trauer wird euch beide umfangen: sie wird euch nachfolgen, wie zwei Männern, welche ein gemeinsames Unglück vernichtete.

„Denke derer, um welcher willen du die Tat begingest. Sie wird als eure Schwester in unserer Mitte leben, unvermählt, eine Trösterin der Leidenden. Sie trauert um dich wie um ihn.

„Und nun besinne dich. Kein Zwang umgibt dich. Dein Entschluß soll als Sühne gelten. Es soll dir gestattet sein, in den Bergen einsam eine Hütte zu besitzen und das Land zu bauen. Sieh um dich, ob du die Erde, das Leben noch liebst. Wie alle jetzt voll Teilnahme auf dich schauen, so wird von nun an nie mehr ein strafender Blick dich deiner Tat gemahnen. –

„Willst du sterben?“ –

Jetzt sah der Jüngling sie alle, die ihn umgaben, einen nach dem andern, flehend, fragend an. Dann senkte er das Haupt zu einem unhörbaren „Ja“.

Auf einen Wink des Fürsten nähern sich ihm Frauen des Hofes mit einer Schale, die sie knieend überreichen. Diese bietet er dem Francesco dar. – Alle fast waren ringsumher auf die Kniee niedergesunken.

Während jedoch der Entsühnte den Todestrank an die Lippen setzte, verschwanden lautlos der Fürst und seine Umgebung. Nur der Einsiedler blieb zurück. Er führte

den Sterbenden zu seinem Lager, schloß die Türe und sank dann an dem Bette nieder, mit unsäglichen Gefühlen auf die Züge blickend, über welche die Schatten des Todes sich zu breiten begannen.

Plötzlich aber fährt jener empor. Angstvoll faßt er nach einer Stütze in das Leere. „Entsetzen! – seine erschlagenen Glieder – seine blutende Wunde – ich darf die Augen nicht schließen, sonst sehe ich sie – ich kann nicht sterben –" so stöhnt er furchtbar, aus qualvoll atmender Brust.

Der Greis ergriff seinen Arm und zwang den krampfhaft sich Bäumenden auf sein Lager zurück. Den brechenden Augen hielt er jenes Bild vor, in welchem ein blutender und zerschlagener, zu Schande und Marter ausgespannter Leib als Inbegriff der Göttlichkeit erscheint. Da sanken, in dem heilig-geheimnisvollen Anblick, Haupt und Hand des Jünglings willig nieder; der letzte Frieden zog in seine Seele ein.

V

Fragmente

Bernhard von Weimar. – Todes-Verlangen. – Gott und Seele

Bernhard von Weimar

1637. Der Garten des Louvre. Spaziergänger. Bernhard, im schlichten Koller des Reiteroffiziers, auf einer Bank. Er springt auf, einem Alten in bescheidener Kleidung entgegen.

Bernhard

Hans! Hans! Alter getreuer Hans!

Hans

O Herr Herzog –

Bernhard (hat ihn bei beiden Händen gefaßt)

Wie lange sahen wir uns nicht! Fünf Jahre sind verstrichen! – An Seiner Seite sah ich dich zuletzt. Wie schwer, wie schwer die lange Zeit seitdem.

Hans

Ich wollt' Euch hier suchen, Herr; von Euren Brüdern komme ich.

Bernhard

Ja, ja, du zogst mit ihnen heim damals.

Hans

Werft es mir nicht vor. Wir alle glaubten, es sei aus, und ich hatte Weib und Kind und Enkelkind daheim in Weimar.

Bernhard

O schrecklicher, letzter Tag! Du letzter Tag, da ich

freien Herzens zur Sonne aufsah! – Bis zu jenem Tage war uns der Kampf eine Lust.

Hans

Als die Sonne durchkam, an jenem Tag, stand es schlimm um uns.

Bernhard

Ja, wir waren hart bedrängt; die Pappenheimer wider uns.

Hans

Ich hielt dicht hinter Euch. Ihr gabt Befehl, die letzten Kompagnieen vorzuziehen. Ihr zogt das Schwert.

Bernhard

Damals, ich weiß, legte sich eine schwere Bangigkeit auf meine Seele; sie gingen vor auf dem rechten Flügel, unsere Linie zerriß. Ich schickte zum König um Hilfe. – Im Schlachtenlärm, im dichtesten Gewühl, war mir da plötzlich, als ob ich ganz einsam, ganz verloren sei.

Hans

Wir alle harrten angstvoll mit Euch auf Antwort von Ihm.

Bernhard

Da, weißt du noch –

Hans

Ich seh es noch wie damals –

Bernhard

Sein Pferd! Sein herrenloses Pferd! – Ich kehrte den Degen gegen meine eigene Brust. Wer nicht so empfunden, hat seinen Tod nicht gefühlt.

Hans

Wir alle, alle blickten auf Euch.

Bernhard

Ja, und so ballte sich die ungeheure Schmerzenslast in mir – ich fühlte eure Frage um Leben und Tod. Laut schrie ich auf und gab dem Roß die Sporen.

Hans

Ihr rieft, indem Ihr durch die Reihen sprengtet, die einzelnen Völkerschaften bei Namen an. Ihr fandet Worte, die uns zittern machten vor Rache, Schmerz und Zorn. Und alles drang vor.

Bernhard

Ich suchte seine Leiche, die vorwärts unseren Reihen liegen mußte, denn dorthin reitend hatten sie ihn zuletzt gesehen –

Hans

Ich folgte Euch, bang, was Ihr beschließen würdet –

Bernhard

Du erkanntest Leuchtenberg und riefst ihn an: der hütete, todeswund, seinen unkenntlich verstümmelten toten Herrn. –

Bernhard sinkt auf die Bank zurück. Hans hält mit tiefer Trauer den Blick auf ihn gerichtet. Banges Schweigen.

Bernhard

Wie geht es meinen Brüdern? Setze dich her zu mir. Erzähle mir von daheim.

Hans

O Herr Herzog, Ihr seht gar übel aus. Ihr seid alt geworden in den wenigen Jahren.

Bernhard

Das ist Paris, dessen ich auch wirklich überdrüssig bin. Ich sehne mich hinaus. Zu Hofe sahen sie mich gestern zum letzten Mal. Jetzt siehst du, hab' ich mir das Lederkoller angezogen, um Abschied zu nehmen, als Reitersmann, von jenem einzigen Herrn unter all den Knechten. Da drüben ist sein Haus –

Hans

Zum roten Teufel, dem Kardinal, da wollt Ihr hin? –

Bernhard

(schließt ihm den Mund und blickt sich unwillkürlich rasch um, lachend)

Alter Brummkopf, hüte dich, wenn du eines ehrlichen Todes sterben willst. – Aber daß du hierher zu mir kommst, hier in das böse, fremde Paris, das ist schön von dir, das ist dir gewiß nicht leicht geworden. Was sagte denn deine gute Frau dazu? Wie geht's ihr, der lieben alten Anna?

Hans

Gut, Herr; zu Haus bei uns steht's gar wohl. Ich diene schon längst nicht mehr bei Hofe, habe ein Stück Landes

just am Hofgarten, da besorge ich ein wenig mit die Gärtnerei und pflege die Meinen.

Bernhard

Hinten, an der Ilm?

Hans

Ein wenig ilm-aufwärts; man sieht schon eine Strecke weit in die Berge hinein. Meine Söhne sind bereits Meister in der Stadt, der eine ein Tischler, der andere ein Drechsler –

Bernhard

Da arbeiten sie sich in die Hände.

Hans

Ja, und der dritte wird Zimmermann, so daß sie Haus und Heim richten und besorgen können.

Bernhard

Das wär' eine Lust – wenn Friede wär'. – (Hans will einfallen.) Du hast mir noch nicht gesagt, wie konntest du von dem allen dich lösen?

Hans

Ei, Herr, aus Liebe zu Euch. Als ich hörte, Eure Brüder wollten einen getreuen Mann, um einmal rechte Kundschaft von Euch zu erhalten –

Bernhard

So willst du mich wieder verlassen, nachdem du mich aufgesucht?

Hans

Das eben nicht, Herr –

Bernhard

Du sollst mich heimholen? (lacht laut auf.) Ja, nun verstehe ich.

Hans

Nicht eben das, wie hätten Eure Brüder dazu so schlechten Boten gewählt.

Bernhard

Sie hätten keinen besseren wählen können –

Hans

Nun, Herr, meint Ihr das, so verlacht auch meinen guten Willen nicht. Noch eben sagtet Ihrs selbst – ja, es ist besser, für Euch besser, daheim zu sein, als hier.

Bernhard

Ich sagte, es wäre schön für dich daheim, wenn Friede wäre.

Hans

Wir würden Frieden mit dem Kaiser haben, wenn Ihr heimkämt.

Bernhard

Ich kann nicht in Frieden mit dem Kaiser leben: ich hasse Habsburg.

Hans

Wir alle hassen's, Herr Herzog. Aber wir haben ringsum keine besseren Freunde mehr. Nun fragen wir uns, was wir vor den Geiern retten können.

Verzeiht's dem alten Hans, wenn er sich ein wenig in diesen Dingen umgesehen. Ich habe zu viel mit Euch erlebt, um nachher still und stumpf zu Haus zu sitzen. Herr Herzog, mir will scheinen, als wär's kein deutscher Krieg mehr, der durch Deutschland wütet, und Friede, Friede schreit jedes deutsche Herz. Laßt Franzosen, Schweden und Kaiserliche ausfechten, was sie trennt.

Durch Deutschlands Gauen aber geht ein leises Wehen, ein neues Ahnen von Gottes Geist. Das Blut der Märtyrer kommt dem neuen Wort aufs neue zugute. Wie viele unserer Pfarrherren sind zum Opfer gefallen. Wie teuer sind uns die Treuen, Tapferen nun. Sie mahnen uns der großen Geisteshelden vor hundert Jahren, die Gottes Wort unter dem Schutt fanden: auch unser geistlicher Vater, der Dr. Luther, wollte den Frieden, lehren sie, und nur der Mißverstand verkehrte sein Wort in Krieg.

Bernhard (ernst)

Sieh an, Hans! Wie bist du wohl belehrt! – Doch weiß ich's besser. Luther schuf das Wort. Uns ziemt die Tat. Ganz sicherlich, das Wort, der Geist kann nicht ersterben: uns aber ziemt es, zu sterben für Wort und Geist, daß sie frei walten können, im getrosten tapferen Kampfe für deutsche Libertät. Dadurch sollt ihr erfahren,

daß das heilige deutsche Gotteswort nicht nötig hat, vor Kaiseradlern und welschen Herren in Höhlen zu kriechen, damit es am Leben bleibe, sondern daß es den Herren der Welt standhalten mag und einst sie überwindet. Das mag ich lehren, das ist mein Amt und Werk.

Hans

Herr, haltet Ihr den Großen stand, da Ihr in ihre Krallen Euch geben wollt? –

Bernhard

Du darfst wohl zweifeln. – Ich kann doch nicht zurück –

Hans

Warum nicht, Herr? Ihr gabt das Beispiel, Ihr tatet mehr als irgendein anderer –

Bernhard

Und soll nun mich schonen und pflegen. Dachte Er so? Schonte Er seinen königlichen Leib? –

Er warnte mich davor: Ihr werdet nachgeben, ihr Deutschen, sagte er. Es war in jenem letzten Gespräch. Am Morgen vor Lützen.

Hans

Da saht Ihr ihn?

Bernhard

Daß ich es nimmermehr vergessen kann! – Nein, nicht

zum Rastort ist diese Erde uns bestellt. Weiter — weiter — dem Ziele zu — dem Ende zu. —

Doch auf. Der Mittag verstreicht. Wir reden hier, und ich vergesse meines Ganges. (Steht auf.)

Hans

Jetzt wollt Ihr zu Dem?

Bernhard

Um mich von ihm zu scheiden, um ihm den Tort seines Hofes in die Zähne zu werfen. Ich will nichts mehr von ihm, als freien Mutes davonzugehen, zum Heere. Da wird weiter Rat werden.

Aber Hans, du mußt nun ferner bei mir bleiben, darfst nicht nach Weimar, vor mir, zurück.

Hans

Hier gelob' ich's.

Bernhard

Du Treuer! Guter! (Sie gehen auf das gegenüberliegende Palais zu.) Sieh da, das ist auch einer unserer Junge. Steht da vor dem Welschen um Geld und wird uns gleich die Pike entgegenstrecken.

Hans

Ich wollte nur wenig Worte mit ihm reden, so überzeugte ich ihn, daß er Euch diente wie ich —

Die Wache salutiert, die Türen öffnen sich, alles zu feierlichem Empfang.

Bernhard

Was ist nun aber das? Man erwartet, man empfängt mich so!

Hans

Ach Herr, mir wäre lieber, er kehrte die Pike gegen meine Brust, als so –

Bernhard

Du hast wohl recht. – Was mag der Alte sinnen? – Hans, erwarte mich hier, ich kehre bald zurück.

Oben auf der Treppe im Vestibül erscheint der Kardinal, gichtig, mühsam, gestützt. Bernhard beschleunigt seinen Schritt.

Richelieu

Willkommen, Herr Herzog. Und großen Dank, daß Sie kommen. Mein Zustand entschuldigt mich, daß ich Ew. Hoheit, dem Gaste Frankreichs, nicht zuerst aufwarte.

Bernhard (mit leisem Hohn)

Ew. Eminenz beschämen mich. Ich bin hier bis heute so huldreichen Willkommens nicht froh geworden.

Richelieu (reicht ihm die Hand)

Treten Sie ein, lassen Sie es sich hier besser gefallen.

Wie sie sich zum Gehen wenden, sinkt der Kardinal ein wenig in die Kniee. Bernhard stützt ihn.

Bernhard

Ew. Eminenz leiden sehr?

Richelieu

Nur die Bewegung, Herr Herzog – ich muß zufrieden sein, daß es mir noch nicht gar zu übel ergeht.

Bernhard

Ich konnte die Frage sparen: in der Tat, Euere Mienen wissen von Alter und Krankheit nichts.

Richelieu hat sich zuerst niedergelassen, mit äußerster Verbindlichkeit Bernhard zum Sitzen einladend.

Richelieu

Ew. Hoheit verzeihen den gebrechlichen Füßen –

Bernhard (verändert nun den Ton zum Herberen)

Herr Kardinal, Sie bemerken ohne Zweifel, daß mich mein Empfang an dieser Stelle überrascht. Wann ist einem Gast so widrig begegnet worden wie mir an diesem Hofe? Wann ist ein freier Fürst, der Verbündete des Königs, so mit entwürdigenden Vorschriften installiert und mit Kränkungen bewirtet worden? Gestern erlebte ich es, daß Monsieur dieselben Ansprüche gestellt wie der König, ich soll vor seiner Gemahlin barhäuptig hofieren, während der Herzog von Toskana neben ihr sitzt und ihr etwa seine Glossen über meine Faux-pas in das Ohr flüstert – (die Stimme stockt ihm) ich habe den Hof zum letzten Male betreten, das schwör' ich mir.

Richelieu

Herr Herzog – verstehen wir uns über diese Misere. Glauben Sie, daß ich dies im mindesten weniger empfinde? Ich ringe jeden Entschluß täglich solchen Kläglichkeiten ab. Hier haben wir denselben Feind. Das könnte ein Bündnis begründen. Aber, Herr Herzog, gestehen wir uns lieber ein, daß diese Kläglichkeiten zu klein sind, um sie zu bekämpfen – um ihrer weiter zu gedenken.

Bernhard

Daß Ihr größer denkt als jene, weiß ich. Daß Ihr leichter auch über entschiedene Kränkungen Eurer Person durch jene hinwegkommt, beneide ich. Verzeiht aber, wenn ich hier mehr als Form sehe, nämlich Inhalt und Kern meiner ganzen Anwesenheit sich hierin entscheiden fand. Man wollte mich kränken. Man wollte mir zeigen, wer ich sei. Ich kam als Fürst: man behandelt mich wie einen Bettler.

Ihnen, Herr Kardinal, muß ich hierfür die Verantwortung zuschreiben. Sie leiten die Entschließungen des Hofes, die sich dann freilich äußern, wie es Sie wiederum nicht angeht. Aber in den Prätensionen der Prinzessin erkannte ich deutlich Ihre Ablehnung meines Vorschlages, Ihre Hinderung meiner eigentlichen Absichten.

Nun also schlicht und klar – denn darum bin ich hier – bereits in Reisebereitschaft, wie Sie sehen. – Frankreich hat in diesem Kriege Geld und Söldner; dennoch hat es nichts getan bisher; ihm fehlte ein Führer. Dieser verbündet sich ihm nun aus freiem Entschluß. Er einzig ist

Europa durch seinen Namen furchtbar; er einzig den Soldaten eine Bürgschaft des Sieges.

Richelieu (läßt tonlos einfließen)

Inzwischen ist er fast ohne Soldaten, und somit in Gefahr, vor Europa als verlassener Abenteurer zu erscheinen.

Bernhard

Wessen erkühnt Ihr Euch! – O, ich habe ärmere, aber weit edlere Verbündete verlassen. Mein Herz war es nicht, was mich von den Schweden Euch zutrieb. Nun rächt sich an mir, daß ich gerechnet habe. Denn wahrlich, Ihr trotzt auf Euer Gold. Und doch wißt Ihr, was der Einzelne in diesem Kriege vermag – nur er vermag – den Ihr nicht ungestraft kränken sollt! – Was weiß ich noch!

Richelieu

(mit wirklicher, nicht etwa beleidigend erkünstelter Ruhe)

Ihr spracht vom Schein und Außen der Dinge, worauf ich Euch erwiderte. Dagegen ist ganz gewiß der Einzelne, der rechte Mann der Schöpfer des Geschickes. Was rückt Ihr mir die Schweden vor? Sie sind nichts mehr, seit der Einzige dahin ist.

Bernhard (mit tiefer Bewegung)

So denkt Ihr? Weshalb streiten wir dann?

Richelieu

Sprechen Sie mir von ihm. Sie kannten ihn gut.

Bernhard

Man hat mehr von unserer Zwietracht zu erzählen gewußt als von unserer Freundschaft. Sollten Sie nicht gehört haben, daß er, seit den Siegen in Tirol eifersüchtig, aus Eifersucht mich von dort zurückrief, aus Neid mir in Koburg alle Selbständigkeit nahm, Truppen und Gelder versagte, endlich, unter Drohung gänzlicher Trennung, mich zu dem Hauptheere von Weißenfels aus berief? Das ist alles wahr. Darauf berief sich Oxenstierna, als er sich mir entfremdete.

Richelieu

Der König brauchte Euch, nicht nur Eure Truppen; deshalb zwang er Euch, zu ihm zu kommen.

Bernhard ergriffen.

Richelieu (faßt seine Hand)

Erzählen Sie mir von diesem Manne! Wir hören so wenig von dem, was uns am nächsten angeht.

Bernhard

Ja, so sei es. Ihr helft mir, mich ganz ins Angedenken zu versenken. Wie ich euch sagte: aus Weißenfels kam, in den letzten Tagen des Oktober 32, mir der Befehl. Es war nach seinem Triumphzug durch Türingen. Ich eilte durchs Gebirge und führte meine Truppen in die Leipziger Ebene, über Saalfeld und Zeitz. Erst am Abend vor der

Schlacht bei Lützen bezogen wir zum ersten Male gemeinsames Lager. Als alles geordnet, suche ich den König, ihm zu melden. Mitternacht ist längst vorüber. Ein Nebelmorgen sendet uns seinen kalten Gruß vorauf, schwer lastet die Nacht auf den durchnäßten Feldern. – Jetzt hätte der Bürger dem Geächteten das Obdach nicht versagt, er heißt die Kinder sich aneinanderschmiegen, und breitet hastig, ohne Blick und Gruß, ein Bett am Herde aus, allwo der letzte Funke kaum erlosch. – Auch hier löschen die Feuer lang' vor der ersten Sonne aus. Die Leute erwachen; der Schüttelfrost gönnt ihnen kaum ein klägliches Stammeln als Fluch. – Wo ist der König? – Sie sehn, Herr Herzog, rechts von der Straße dort den matten Schimmer Lichts, das ist der Reisewagen des Königs; dort übernachtet er. Ich nehme mir vor, ihn nicht zu stören – beim Gefolge zu warten, bis er erwacht. – Doch nahe gekommen hör' ich aus dem Innern des Wagens Stimmen, eine ruhig geführte Unterhaltung, oft durch Schweigen unterbrochen. –

Die Wache ruft mich an. Auf meine laut gegebene Antwort wird der Wagen von innen geöffnet: Knyphausen springt heraus.

Ich sehe den König in die Ecke des Wagensitzes zurückgelehnt; die verhangene Ampel gibt nur wenig Licht, seine Züge erscheinen schattenhaft: sein Auge aber spricht, wie er mich näher winkt. Eine so lebensvolle Milde, so viel Kraft und Klarheit, todsprühend im Zorn, tiefbeglückend, wenn er freundlich blickte – ein farbloses, nicht eben

großes Auge, von dem man träumt, wenn man es sah. „Knyphausen, zieht die Hülle ein wenig von der Lampe, damit wir ihn uns betrachten," beginnt er. Dann erkennt er mich. Ich gestehe, mein Herz war noch ein wenig eng von dem Geschehenen.

Richelieu

Es war das erste Mal nach jenen so heftigen Streitigkeiten, daß Sie ihn sahen? Man hätte den Empfang, nach diesem, mißdeuten können.

Bernhard

Bei jedem anderen, ja. Er ließ mich gegenübersitzen, den General neben sich. Ich war ein wenig in Atem gekommen von dem oft pfadlosen Gang durch die Nacht. „Ihr seht wohl aus, frisch und gut," sagt er mit jener Freundlichkeit, die wie ein Segen auf einem ruht; er sagt es, als ob ihm eine rechte Sorge vom Herzen sei, denn als wir uns zuletzt gesehen, im Winter vorher in Franken, hatte ich oft wahrzunehmen, daß er die zehrende Unruhe in mir sah und, im stillen, tadelte. Er kannte mich. Die Welt blickte auf ihn und seine Entschlüsse, und er hatte Sorge um mich. O wie leer ist die Welt seitdem geworden! Schwer ist es, einsam sich fürderhin hindurchzufinden. – Der Morgen ist da. Wir scheiden. Lerchenfeld hält ihm das Pferd, derselbe, der ihn am Abend mit seinem Leibe deckte – ihr wißt, wie es erging, man erzählte es viel.

Richelieu

Sagt mir, Herzog, wie erfuhrt Ihr seinen Tod?

Bernhard

(nach einem furchtbaren Schweigen, aufblickend)

Sie kennen die Schlacht, Herr Kardinal, von La Rochelle her. Sie kennen ein wenig selbst, was der Führer in der Schlacht empfindet. Hier gehen, dicht neben dem Hügel, auf dem ich halte, die letzten Kompagnieen des Rückhalts in den Kampf. Es gilt. Sie müssen alles vergessen; sie müssen ganz Ingrimm sein, und nur das eine wissen, den Gegner zu vernichten. Dies ist ihre Pflicht. Die meinige ist, dicht neben ihnen, ruhiger Sinn, untrübbar klarer Blick. Sie kennen den Lärm der Schlacht. Ich darf ihn nur wie von ferne, wie im Traume hören. Nur etwa, kurz und schnell, schneidet der Gedanke dir durch den Sinn: umflorte sich für einen Augenblick dein Blick, vergäßest du auf einen Augenblick den richtigen, unwidersprechlich gegebenen Befehl, so klagen Haufen von Leichen, zerrissene Menschenleiber und ihr furchtbarer Aufschrei des Schmerzes dich vor dem weiten Himmel an.

Ich sage, die letzten Kompagnieen rückten ein. Pappenheim drängte auf diesen Flügel mit immer neuen Scharen. Ich höre, daß die Schweden ihrerseits vordringen, und halte also den äußeren Flügel zurück, verstärke die Mitte, wo ich stand, um die Verbindung zu erhalten und, wenn die Schweden vordrängen, ihnen dort die Flanke zu decken. Schicke aber drei Offiziere nacheinander ab, die Schweden möchten nicht vorgehen, sondern Hilfe auf den Flügel senden. „Was macht er heute, was macht er!" Dies, sagten sie mir, soll fast das Letzte gewesen sein, was man

von ihm hörte, ich kann die Truppen nicht hin und her schieben, brauche sie hier auch zum Kämpfen.

Inzwischen warte ich auf Antwort, weiß, daß die Schlacht und alles, alles an dieser Antwort hängt, und tue in einzelnen Weisungen meine Pflicht. Ich warte vergebens, denn der König hatte sich eben selbst aufgemacht, um zu sehen, wie zu helfen wäre. Die Minuten zeichnen sich ab durch neue Scharen Pappenheimer, durch immer vergeblicheres Ringen, hier und da brechen Haufen durch, so daß wir das Schwert ziehen, um uns im Notfall zu verteidigen. Da, weiß ich, fiel es wie schwere, schwere Nacht auf mich. Das Gefühl erbarmungslosester Verlassenheit. Ich blicke starr vor mich hin. Plötzlich reißt's mich auf nach rechts: das ist sein Pferd, das dahersprengt, blutend, ohne Reiter. –

Ich suchte mich zu überreden, ich habe mich getäuscht, im Innersten überzeugt, daß er gefallen sei. Sein Gefolge erreicht unseren Hügel; in jäher Hin- und Herrede ist alles berichtet, was zu berichten war, daß sie ihn aus den Augen verloren haben, daß er in die vordersten Linien gesprengt sei, in der Richtung, aus der das herrenlose Pferd zurückkam. – O, es wäre mir Wonne gewesen, mich zu durchbohren: dies mein einziger Gedanke. Was ich weiter tat, geschah, ohne gedacht zu sein. Sein Werk – die hier um mich für ihn Kämpfenden – so gebe ich meinem Pferde die Sporen, sprenge mitten in die Schlachtreihen, von meinem Flügel hinüber zu den Schweden, laut schreiend, mit geschwungenem Degen. Ich rief, daß

er tot sei. Ihr Deutsche, ihr Schweden und Finnen, euer König ist tot, der Held unserer Befreiung ist tot. Rächt ihn! Rettet sein Werk!

Unaufhaltsames Vordringen hierauf allerwärts. Davon sah ich nichts mehr. Ich suchte seinen Leichnam. – – Die Nacht endete den Kampf, und erst am anderen Morgen wurden wir uns bewußt, daß wir gesiegt hatten.

Bernhard ist aufgesprungen. Richelieu vermag eine Art von Befangenheit nicht zu verbergen, seine Züge sind lang und fahl, er sitzt wie gerichtet. Ein Augenblick des Schweigens. Ein Diener tritt ein.

– –

Todes-Verlangen

Wesen und Bedeutung des Menschen liegt in seinen naturunabhängigen Fähigkeiten. Er ist nicht wehrlos gegen die blinden Mächte der Natur: wenn er die Mächte seines Gemütes weckt und ihre volle freie Tätigkeit erregt. Zwei Liebende sind gewaffnet gegen eine Welt von Plagen. Droht diese ihnen den Untergang, so wählen sie lächelnd selbst den freiwilligen Tod. Ein solcher Vorgang ist das wahre Maß für alle Idealgestaltungen der Zukunft. Denn in der Tat ist hier der Kern einer edlen Sitte. Ein solcher Entschluß der Einzelnen verneint die bürgerliche Gemeinsamkeit, der jene Einzelnen angehören; erst eine Gemeinschaft, welche für den freiwilligen Tod sittliche Formen gefunden hätte, verdiente eine menschliche Gesellschaft genannt zu werden. Wir finden im klassischen Altertum eine Spur einer solchen ideal-sittlichen Einrichtung. In der griechischen Kolonie, welche an der Stelle des heutigen Marseille stand, trat der Lebensmüde vor die Versammlung der Geronten, und wenn seine Gründe gegen sein Leben für recht erkannt waren, so wurde ihm der Giftbecher feierlich und rechtlich zugesprochen.

*

Der zum Tode Entschlossene spricht:

„Aus der Fülle des Lebens begehre ich den Tod. Mein Leben war Liebe. Aber ich werde keiner Gattin untreu, wenn ich sterben will. Wie soll ich es euch erzählen? Ich will euch als meinen Vater, meine Mutter, meine Brüder

und Schwestern ansehen und euch von meiner Kindheit sprechen, wie ich liebte, ehe ich dachte, meiner heiligen Mutter anhing, dann meinen Freunden, meinen Träumen dann, dann die Bilder des Lebens mit der Glut meiner Träume durchwebte und die Menschen liebte. Man wird mich nicht vergessen, Edle werden sich besinnen und denken wie ich, und so werden hier und da Menschen glücklicher werden: denn nur eine Liebe, die nicht Lust ist, nicht Mädchenliebe, nicht Weinliebe, nicht Ehr- und Ruhmliebe macht Menschen glücklicher. Gedenket meiner in dem, was ich ewig empfand. Ich aber kann nicht länger leben.

„Ich will sterben, ihr Würdigen, weil ich erlebt und getan habe, was ich vermag. Ich habe ein Beispiel gegeben von der inneren Fülle, von der inneren Glut, deren Funke in euch allen das ist, was ihr euer Glück nennt. Ich sage: ein Beispiel. Ich rühme mich nicht. Die einen nahmen Ärgernis, die andern ersahen sich die Entzückung, wenn unsere Seelen sich erblickten: denn ich empfand nicht wie sie. Ich fühlte stark und voll mein eigenes Gefühl. Alles, was ich jemals geben konnte, brach aus diesem hervor.

„Welt und Leben aber gehorcht ehernen, immer gleichen Gesetzen. Als ich diesen gehorchen sollte, brach mir das Herz. Ich wurde feig und falsch, um zu scheinen wie die andern. Aller Götter Segen bringt mir das Gefühl eines Kindertraumes nicht mehr zurück, so übermächtig, so erlösend heilsam, wie ich es empfand. Ich bin schlechter geworden, aus Pflicht, ich will sterben.

„Nicht wahr, ihr Lieben, Würdigen, ihr wollt, daß ich in eurem Kreise Richter, Krieger, Lehrer, ein Vater nützlicher Bürger werde. Heilig ist euer Verlangen. Es ist ein edles menschliches Gesetz, dem Welt und Leben gehorchen sollen.

„Ich aber will ihm nicht gehorchen, denn es bringt mir meine Kinderträume nicht zurück. Ich will nicht Krieger, Richter, Lehrer, Vater werden, denn in alledem, bei den Göttern, ist das nicht, was ich für einen Freund als Knabe empfand. – Ich habe auch ein paar meiner Träume aufgeschrieben, die Rollen mögt ihr behalten und sie lesen lassen, wann und von wem es euch gut dünkt. Seht, so kann ich im schlummernden Abbild noch späte Seelen erfreuen. Sie werden reicher und froher werden durch meine Träume. Denn sie haben ja das nicht zu erleben, was ich erlebte, daß die Träume Rauch werden, und sich um die Dinge der Wirklichkeit grau und harzig legen, und ihnen ihren Glanz nehmen.

„Ich bin schlechter geworden, als ich meinen Träumen untreu ward. Ich wurde schlechter, täglich, es gibt keine Umkehr. Rettet mich mir selbst! Laßt mich als den sterben, der ich war! Ihr verliert einen schlechten Bürger. Ihr gewinnt jenes Bild und Beispiel, von dem ich sprach.

„Was soll ich weiter sagen? Soll ich euch sagen, was ich heute und gestern tat? Ob ich trinken werde, um zu vergessen, daß ich träumte? Genug, genug, kein Wort mehr: Tötet mich!"

Kaum schwieg der Jüngling, so erhob sich in heftiger

Bewegung ein Greis und rief: „So tötet mich vor ihm; ich war alles, das er sich zu werden weigert. Ich verlor drei Söhne, die redlich und tüchtig waren. Der vierte verließ mich und ging, ich weiß nicht wohin. Dies in meinem Herzen tragend, lebe ich nun ins vierte Jahr. Ihr Männer, nehmt mir meine Bürde, ich sterbe gern."

Eine Greisin sprach – sie mußte sich durch Bitten ihrer Nachbarinnen Gehör verschaffen, denn sie war seit zwanzig Jahren gelähmt und hatte sich in die Versammlung tragen lassen: „Seht mich an. Spart mir die Worte. Zu diesem heiligen Tage trugen sie mich aus meiner Kammer. Sonst sitze ich dort, sehe nicht Sonne noch Mond, morgens zwinge ich mich von meinem Lager auf, jede Regung meiner Glieder Weh, Schmerz, unsägliche Mühe. Aber bliebe ich liegen, ich würde wund werden vom Liegen, die Wunden würden mich langsam aufzehren. So stehe ich auf, schleiche zu meinem Sitze, und warte, wer nach mir sieht."

„O ihr Würdigen!" – –

Die Männer erschraken. Wer hätte sich nicht in seinem Seinsgefühl erschüttert gefunden, wenn hier von verdienten Alten ein schneller Tod heftig begehrt, dem ruhigen Ersterben vorgezogen wurde? Wenn hier der lebenskräftige Jüngling, wenn das geachtete Alter sich zum Tode drängte, so sind vielleicht dennoch jene im Recht, welche sich gegen Selbsttötung als das größte bürgerliche Verbrechen verwahrten. Vielleicht ist ein bürgerlicher Bestand nur gesichert, wenn wir ihn durch einen solchen Gesetzeszwang

zusammenschließen. Herzliches Mitleid, bange Zweifel über das Schicksal dieser und anderer, die Ähnliches erlebten, düstere Bedenken über die bestehenden heiligen Gebräuche und den ganzen bürgerlichen Zustand bestürmten alle Herzen.

Da erklang, wie dies bei Beschlußfassungen zu geschehen pflegte, leise eine feierliche Musik. Ihre einförmige Weise milderte unmerklich die Empfindungen des Zwiespalts, des Zweifels, des hilflosen Jammers. Als die Musik schwieg, trat eine tiefe Stille ein. Dann erhob sich der Bürger, der an diesem Tage die Stimme führte, und sprach:

„Dir, Jüngling, sei der Tod zuerkannt. Du sollst drei Tage in der Einsamkeit verbringen; wähle dir den Ort nach deinem aufrichtigen Wunsch. Bist du nach diesen Tagen noch gleichen Willens, so werde dir der Becher dargereicht.

„Ihr, lieben Bürger, gehört und bleibt uns. Wir beklagen die Versäumnis eurer Freunde, daß sie nicht in trüben Tagen besser bei euch standen, euch zu trösten. Wir fühlen uns herzlich gemahnt, euch in unsrer Mitte festzuhalten, euch Kinder und Ämter und frohe Bewegung durch die bürgerlichen Güter zu ersetzen, die ihr selbst durch euer langes Leben als gut und euch genehm gewollt und bestätigt habt."

Als der Sprechende geendet, erhoben sich alle zum Zeichen herzlichen Einverständnisses.

Am andern Tage wurden die Beratungen der Versammlung, die einem Bündnisse mit einer fernen stammverwandten Stadt galten, durch das Begehren eines Mädchens unterbrochen, die Gehör verlangte. Die Türhüter wagten nicht, sie abzuweisen. Einer der Ältesten ging hinaus, um sie zu bedeuten, entschied aber nach ihrem Anblick, daß ihr Begehren, was es auch sei, gehört werden müsse.

Sie habe die weise Ordnung der Stadt kaum gekannt, der der gestrige Tag geweiht war. Sie sei durch die Verkündigung der Ratsentscheidung erinnert worden. Sie trage tödlichen Schmerz im Herzen. „Ihr verlangt nicht, daß ich ihn sage. Ich bin zu Ende, zu Ende, mit allem Lebenswillen. Ich habe nicht Gift noch Dolch, sonst stände ich nicht hier. Ich mahne euch, achtet meinen Entschluß, zu euch zu reden."

Männer und Frauen erhoben sich in leisem, heftigem Gespräch. Eine Matrone trat hinzu und umfaßte das Mädchen, sprach ihr zu und führte sie beiseite. Man erfuhr und teilte es sich leise mit, daß ihr Jugendgespiele, ihr Verlobter, ein anderes Mädchen ihr vorgezogen habe. Man beschloß in Rede und Gegenrede, einer zum andern gewandt, mit diesem leidenschaftlichen Fall das Gesetz enden zu lassen. Nämlich so: das Mädchen solle in eben jene höchst anmutige Gegend am Meere gesandt werden, in welche sich der todessüchtige Jüngling noch gestern geflüchtet. Sie würden sich sehen, sprechen und an ihrer Verzweiflung irre werden. Und wenn dies erreicht, wolle man dann zum Volke sagen: seht, es war ein Irrtum dieser

so entschlossenen Weltflüchtigen; laßt uns denn die Flucht aus dem Leben als einen Irrtum beurteilen und durch unsere Gebräuche nicht mehr bestätigen, sondern vielmehr in Denken und Tun unmöglich machen.

Demgemäß wurde dem Mädchen durch jene Matrone mitgeteilt, wohin sie sich zu begeben habe, und daß ihr nach drei Tagen zu sterben vergönnt sei.

Zypressen, Pinien, Lorbeer und blühende Granatbäume umwaldeten die Hügel längs dem Meeresufer zu einem phantastisch-wollustvollen Aufenthalt. In einer Senkung der Hügelkette nach dem Meere zu wohnten Schiffer; diese brachten nach dem Gebrauche täglich Speise und Trank in den geweihten Hain, an eine bestimmte, wohlbekannte Stätte, wo sie auf einem behauenen Marmorblock niedergelegt ward. Der Zwang, Nahrung zu sich zu nehmen – denn die Verurteilten dachten nicht an eine Selbsttötung wider die Sitte – führte die beiden am zweiten Abend nach dem zuletzt erzählten Vorgang an dieser Stelle zusammen.

Das Mädchen wandte sich, nicht erschreckt, schnell und ruhig entschlossen zum Gehen. Antholles redete sie an. „Willst du essen, so entferne ich mich und warte bis nachher." – „Es geschah fast nur aus Pflicht, daß ich herkam, ich bedarf keiner Nahrung," antwortete Zoe. – „Wohl, so bleibe denn ich hier zurück, denn mich hungert." Zoe wandte sich nach ihm um. „Bist du der Jüngling, der zum Sterben entschlossen ist?" Schmerzlich antwortete

Anthokles: „Ja, und der zu Speise und Trank sich gezwungen fühlt, bis er den letzten Trank erlangt.“ – „Und du glaubst, der werde dir nicht widerstehn, wenn du so gerne noch nach Lebensnahrung greifst!“ – Jetzt blickte auch der Jüngling ernst auf Zoe hin. „Auch du willst sterben und bereitest dich dazu an diesem Ort?“ Das Mädchen senkte die Augenlider zu ernster Bejahung. „Du täuschst dich,“ sagte Anthokles, „du wirst leben, du hast Lebenskraft.“

Teilnahmvoll erwiderte das Mädchen: „Da du so schön und stark, wie du hier vor mir stehst, dich zum Tode drängst, mußt du einen tief innerlichen Schmerz in dir verbergen. Wie aber, Jüngling? Hat dich das Leiden nicht tiefblickender gemacht? Erkennst du den Schmerz in andern nicht? Gegen meinen Willen sind wir uns begegnet, und es kam mir hart an, ein heiliges Schweigen gebrochen zu sehen. Nun aber laß uns kein hartes Gefühl der Fremdheit von hier hinwegnehmen. Besinne dich besser. Würdige mich deine Leidens- und Todesgenossin.“

„Was tatest du heute?“ sagte Anthokles traurig. – „Ich saß an einen Baum gelehnt, und blickte über das Meer hin. Ich sah dem Flug der Vögel zu, blickte einem, dann dem andern und noch dem andern nach, bis mein Blick sie nicht mehr erreichte. Sie fliegen alle einem fernen, unsichtbaren Ziele zu. Sie finden alle eine Heimat. Und so auch ich, und bald, sehr bald.“ – „Ich zerquälte mich um Arbeit den ganzen Morgen. Ich flocht Zweige zu einer Hütte, grub sie fest in die Erde ein, dann riß ich sie wieder

um und baute sie an einer andern Stelle. Endlich war ich ermüdet und schlief. Nach dem Erwachen war mir wohler. Aber ich erschrak, daß mich noch Stunden und aber Stunden von dem Ende trennen."

Zoe besann sich einige Augenblicke und sagte dann: „Ich fange an dich zu verstehen, zu fühlen, was du mir sagst. Dir ist die Erfüllung eines heftigen Wunsches versagt worden, und so willst du nicht leben. Sieh, Jüngling, ich wünsche nichts, nichts auf der ganzen Welt mehr. Wunschlos wende ich mich ab." – „Nicht doch! Ja von der Welt, wie sie heute ist. Gibt es nicht in dieser Welt ein ganz bestimmtes Ereignis, das dich fesseln würde? Denke dir, der Mann, den du geliebt hast, läge hilflos zu deinen Füßen, würdest du sterben oder weiterleben wollen?" – „Ich verlasse dich. Du würdest noch Bitteres sagen, du würdest mich noch tiefer verletzen, wenn ich bliebe. Ich aber möchte dir mein Mitleid wahren." – Zoe wandte sich zum Gehen.

Da stürzte Anthokles auf sie zu und ergriff sie bei der Hand. „So ist mir Unglückseligem denn bis zum letzten Augenblicke nicht vergönnt zu atmen, ohne wehe zu tun. Ich kann nichts sagen, was nicht unhold gemahnte. Und das bin ich noch, der ich Liebesgluten in mir hegte, von Kind auf. O laß uns, Freundin, diesen Tag in ruhiger Überlegung beenden. Sprich zu mir. Sage mir, wer du bist. Wirst du auch nie mehr zu jemandem reden, vertraue mir, dem Letzten, mit dem du einen Lebenstag verbringst. Ich kann nicht von dir scheiden, ohne dich in tiefster Seele

verstanden zu haben. Nein! mehr noch. Denn ich habe dich verstanden, aber ich will es dir nun auch sagen, und du sollst mich nicht Frevler schelten. Wie heißt du, Mädchen?" – „Zoe." – „Und du liebtest?" – „Ja." – „Und den du liebtest, verließ dich?" –

– –

Gott und Seele

„Geh hin, du mein liebstes Töchterlein: so bist du gehalten und genannt im langen Lauf der Jahrhunderte. Lebe, und sei groß und unglücklich." –

„Was hab ich Übles verbrochen, eh' ich noch lebte, daß du mich zu der Strafe verdammst?" –

„Zu welcher Strafe, mein Töchterlein?" –

„Bestimmst du mich nicht, unglücklich zu sein?" –

„So sehr jedoch, als ich dich groß zu sein bestimme, und dies geht ohne jenes nicht an. Auch außerdem – du bist bestimmt, einem Menschenkörper Leben zu geben; und alle Menschen müssen unglücklich werden und sein." –

„Aber vernünftigerweise solltest du es umgekehrt einrichten, daß sie glücklich werden müßten; oder kannst du das nicht, wär's gut, du ließest es und brächtest sie nicht zur Welt." –

„Nicht das noch jenes ist in meiner Gewalt, denn ich unterliege dem Geschick; das ordnet es anders, was auch die Ursache davon sei; denn wir verstehen es beide nicht. Weil du einmal geschaffen und zugerichtet bist, einem Menschenwesen Sein zu geben, so ist keine Gewalt, meine nicht und keine sonst, imstande, dich auszunehmen von dem Unglück, das dem Menschen gemein ist. Aber außer diesem wirst du noch ein besonderes zu ertragen haben, ein weit größeres, vermöge der Vortrefflichkeit, mit welcher ich dich begabt." –

„Ich habe noch nichts gelernt, da ich eben zu leben

beginne; daher muß es kommen, daß ich dich nicht verstehe. Aber sage mir, Vortrefflichkeit und ungemeines Unglück sind wesentlich ein und dasselbe? oder wenn sie zweierlei sind, du kannst sie nicht voneinander trennen?" –

– –

„Sag mir, von den niederen Tieren, von denen du sprachst, ist vielleicht eines mit weniger Lebenskraft und Empfindung begabt als die Menschen?" –

„Von denen an, die der Pflanze nahestehen, stehen alle darin mehr oder weniger dem Menschen nach; dieser hat mehr Lebensfähigkeit und mehr Empfindung als irgendein Lebendiges. Denn von allem, das lebt, ist er das Allervollkommenste." –

„So laß mich denn, wenn du mich liebst, im Allerunvollkommensten wohnen: und geht das nicht, so nimm mir doch die unseligen Vorzüge, welche mich verklären, und mache mich dem stumpfesten und regungslosesten Menschengeiste gleich, den du nur irgend hervorgebracht hast." –

„Dies letztere kann ich dir gewähren und will es tun; weil du denn die Unsterblichkeit verschmähst, zu der ich dich gebildet hatte." –

„Und zum Entgelt für die Unsterblichkeit bitte ich dich um ein schnelles Sterben, so schnell, als es nur geht." –

„Darüber will ich mich mit dem Geschick besprechen."

– –

Inhalt

I. Die Heiligen.

II. Aus der deutschen Geschichte.

III.

IV. Erzählungen.

V. Fragmente.

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig